

Der Feldzug der Armee Falkenhayn in der Walachei.

Von unserem zum südöstlichen Kriegsschauplatz
entsandten Sonderberichterstatter.

Unberechtigter Nachdruck, auch
auszugsweise, verboten.

III.

Deutsches Kriegspressquartier Südost,
21. Dezember.

Die Rumänen setzten dem Vordringen der Gruppe von Kühne im Szurdulpasß beträchtlichen Widerstand entgegen. Über Umfang und Bedeutung solcher Passkämpfe entwickelt sich bei nachrückenden Truppen, sofern sie ähnliche Zusammenstöße ihrerseits noch nicht mitgemacht haben, des öfteren ein schiefes Urteil auf Grund des Ansichts, den die Passstraße selbst darbietet. Sie ist wenig mitgenommen. Das Gefecht, bei dem es um sie geht, spielt sich eben nicht auf ihrem eigenen Boden, sondern auf den Höhen und in den Schluchten des benachbarten Gebietes ab. Wer sich dorthin bemüht, sieht schon die Spuren des Kampfes! Allerdings kostet es Schweiß....

Bei Bumbesti am Ausgang des Passes wurde schwer gefochten. Unsere Mörser schossen die Rumänen schließlich aus ihrer Stellung heraus. Auch die westlich des Passes vorgehenden Kolonnen hatten es nicht leicht. Die Rumänen suchten südlich vom Gruba Mare die Lage durch flankierenden Gegenstoß, für den sie beträchtliche Kräfte ansetzten, zu retten. Auf dem äußersten rechten Flügel, beim Dorfe Balari, hatten Württemberger besonders hartem Anprall die Spitze zu bieten. Die braven Schwaben schmierten aber den weitaus überlegenen Gegner gründlich ab und stiegen dann stolz in die rumänische Ebene hinunter. Ein jeder von ihnen selbstverständlich mit wohlverwahrtem „Schmalzhäufel“ und dem nicht weniger vorschrittsmäßigen „Honighäufel“ im Rucksack. Ihr „Göckesfeldzug“, wie sie den Krieg seither wegen des Reichthums des Landes an Geflügel nennen, hatte seinen Anfang genommen.

Dorf und Bahnhof Bumbesti fielen am 12. November. Doch noch war die Widerstandskraft des Feindes nicht gebrochen. Ganz im Gegenteil. Er hatte Verstärkungen an sich gezogen. Das Gebirge im Rücken des Siegers war von kleineren rumänischen Gruppen, die in den Rückzug nicht hineingezogen worden waren, noch keineswegs gesäubert. Einstweilen beunruhigten sie dessen Nachschub. Wurde diesseits entschlossen vorgegangen, so konnten sie dort noch weit nützlichere Arbeit tun. Unter ständigem Nachdrängen der Gruppe Kühne ging der rumänische Führer bei mäßiger Gefechtsfähigkeit hinter Targu Jiu zurück — eine reiche und in manchen Vierteln ausgesprochen europäisch-elegante Mittelstadt am Schyl (Jiu) an der großen Straße, die als Verlängerung des Szurdul nach Craiova führt. Hier bot sich ihm zwischen Schyl und Gilord auf den Höhen zwischen Baleni und Bojogeni-Petreskil eine gute Verteidigungsstellung, die sich zugleich für den Übergang in die Offensive, wie er ihn plante, einigermaßen eignete. Denn nichts Geringeres als der Übergang zum Angriff, ja, als eine ausgesprochene Einkesselung des Gegners schwebte ihm vor. Er gedachte, aus der Not eine Tugend zu machen und die Gruppe des Generals

von Kühne, nun die Verteidigung des Passes einmal misslungen war, und sie in der Ebene vor ihm stand, ans Gebirge zurückzuwerfen und dort zu zerquetschen. Warum sollte nicht auch den Rumänen einmal ein Überraschungsmanöver glücken? Sie setzten hohe Hoffnungen auf den Tag, und erst das ganz unerwartete Scheitern führte zu Kopflosigkeit und Auflösung. Der Ausgang der Schlacht von Targu Jiu, wie rund drei Wochen später der Sieg der Armee Falkenhayn am Argesul haben über den Besitz der Walachei und der Landeshauptstadt, wenn nicht über das Schicksal ganz Rumäniens entschieden.

Den Angriffsabsichten der rumänischen Führung lag offenbar eine erhebliche Verkennung der Stärke des Gegners zugrunde. Die Vorstellung, daß vom Szurdulpasß her eigentliche Gefahr nicht drohe, war noch nicht tot. Und die Aufklärung des Feindes, noch immer unzulänglich wie vorher drüben in Siebenbürgen, hatte nicht dazu geführt, den Irrtum zu berichtigen. So mag wohl der Gedanke entstanden sein, durch einen unerwarteten Vorstoß gegen die Passmündung bei Bumbesti sich dieser zu bemächtigen, sie zu verrammeln und so, bei entschlossenem Zugriff über Targu Jiu von Süden her den Feind bei versperrter Rückzugslinie zu vernichten.

Es gehört zu den Besonderheiten des Feldzuges der Armee Falkenhayn, in dessen gesamtem Verlauf bis zum Fall Bukarests, daß dabei auf Verbleib und Absichten auseinandergeprengter oder auch nur abgeprengter rumänischer Verbände bei der Fortsetzung des Vorstoßes keinerlei Rücksicht genommen worden ist. Das war gegründet auf rein persönliche Momente und die Einschätzung der Leistungsfähigkeit des Gegners beim Feldherrn. Dann handelte angesichts bestimmter Vagen anders als Friedrich, und würde sich im vorliegenden Falle mit dem Risiko, das die Führung der Armee Falkenhayn auf sich nahm, wahrscheinlich keinesfalls einverstanden erklärt haben. Es läßt sich auch nicht in Abrede stellen, daß dadurch ein gelegentlich einigermaßen aufregendes Element in den Verlauf der Kriegshandlung hier unten gekommen ist. Die bemerkenswerteste Episode dieser Art bildet die Geschichte einer im Rückzug recht geschickt geführten feindlichen Division, die zur Zeit der geschilderten Vorgänge im Raum von Orsova halb gegen die Gruppe des ungarischen Obersten Szivo, halb gegen ihr in den Rücken gesandte deutsche Infanterie und Kavallerie focht, überall und nirgends war und schließlich von Szivo zur Kapitulation am Alt gezwungen wurde. Doch das war erst nach dem Falle Bukarests. Szivo, seinen Ungarn und den ihm unterstellten deutschen Abteilungen war der große Erfolg, der ihnen mehr als 10.000 Gefangene nebst Zubehör einbrachte, sehr wohl zu gönnen, besonders nach dem an Gelegenheiten zu leuchtenden Taten armen Gebirgskrieg, der sie auf ihrer passlosen Erde lange genug in Anspruch genommen hatte. Ebenso wenig will ich der Anstrengungen der deutschen Kommandos vergessen, die, immer in keineswegs überlegener Stärke, von der anderen Seite her gegen die Orsova-Division und ihre Unternehmungslust ausgesandt wurden, besonders nicht jener der, was die Zahl anlangt, recht schwachen Abteilung Ficht. Ich denke der Tage von Turn-Severin und Turnu-Magurele; aber all das hindert mich nicht, im Einklang mit der besten Überlieferung unseres Heeres hier durchaus anzuerkennen,

daß das Verhalten der Rumänen von Orsova dem rumänischen Heere von 1916 als Ganzem zur Ehre gereicht, und zwar in bemerkenswertem Gegensatz zu der anderer seiner Verbände. Wer Tapferkeit, Entschlossenheit und Treue gegenüber dem Fahnenreiß als höchste soldatische Eigenschaften einschätzt, wird schließlich doch diese dem Feinde gewidmete Anerkennung als berechtigt zugestehen müssen.

Ich erwähne die rumänische Orsova-Gruppe und ihr Auftreten schon hier, weil eine ihrer Gruppen nach den Anordnungen der rumänischen Führung in die Schlacht von Targu Jiu einzugreifen bestimmt war. Der Erfolg blieb diesem Eingreifen versagt. Die Gruppe hat dann später, wieder ohne nennenswerten Erfolg, den Nachschub der Gruppe Kühne mehrfach beunruhigt und kann damit aus dieser Darstellung ausscheiden.

Für die von ihr geplante Offensive hatte die rumänische Führung einige Bataillone der Orsova-Gruppe in Anspruch genommen. Sie sollten von Westen her gegen die Passmündung vorstoßen und diese im Rücken der Gruppe Kühne verschließen. Demselben Zweck sollte ein Bataillon dienen, das mit etwas Kavallerie um den deutschen linken Flügel herum vorging. Beide Angriffe scheiterten; der der Orsova-Bataillone an ihnen rechtzeitig entgegengesandter Kavallerie.

General von Kühne war seinerseits keineswegs auf den Gedanken verfallen, nach der Besetzung von Targu Jiu nun einmal erst eine kleine Atempause in seinen Vormarsch einzuschalten oder die reiche, mit Vorräten

verschiedener Art angefüllte und an begehrenswerten Quartieren nicht arme Stadt an seinen Truppen gar zu einem Capua werden zu lassen. So bestand am Vorabend der Schlacht von Targu Jiu dieselbe Lage, wie im Kaisermandöver im Frieden, wo die Absichten für den nächsten Tag bei beiden Parteien regelmäßig mit den Worten schließen: „Der kommandierende General beabsichtigt, anzugreifen.“

Die Einzelheiten der Schlacht vom 17. November sind bekannt. Der Rumäne unterlag; zu seiner grenzenlosen Bestürzung! Die Folge war schneller Rückzug auf der ganzen Front.

Adolf Zimmermann.

Der Feldzug der Armee Saltenbain in der Walachei.

Von unserem zum südöstlichen Kriegsschauplatz
entlandten Sonderberichterstatter.

Unberechtigter Nachdruck, auch
auszugsweise, verboten.

IV.

Deutsches Kriegspressequartier Eildorf, 22. Dezember.

Der Tag von Targu Jiu hatte den Weg frei gemacht. Ost- und westpreussische Regimenter hatten die Stellung des Feindes bei Baleni so nachdrücklich durchstoßen, daß dieser auf seiner ganzen Front bis an den Gilord hinüber nahezu im Augenblick alle Haltung verloren hatte. Auch sein rechter Flügel wurde eingebrückt. Aber den Verbleib der auf dem linken Flügel verfolgten Bataillone war man bei ihrer Division zeitweilig in Unkenntnis. Sie waren verschwunden. Die Spitzen der nachrückenden Truppe fanden sie nicht, so sehr sie Umschau hielten. War ihnen etwas Menschliches passiert? Waren sie etwa abgeschnitten? Wo blieben ihre Meldungen? Da kamen in langen Zügen Gefangene an. Die Bataillone lebten noch; sie standen nur bereits außer aller Berechnung weit südlich und kamen bei ihrem Nachbringen hinter den geschlagenen Feind bis Pestana, 12 Kilometer in der Luftlinie und 18 an der Straße gemessen, jenseits der ursprünglichen feindlichen Stellung. Unsere Generalkübler hatten für selbstverständlich gehalten, daß die Rumänen angesichts ihres Mißerfolges auf dem linken Flügel über den Gilord, also nach Osten hin, abzuziehen suchen, dann aber, das reisende Gebirgswasser vor ihrer neuen Front, sich auf den Höhen zu neuem Kampf stellen würden. Die aber dachten gar nicht daran, ließen Gilord Gilord mit Stellung Stellung sein und suchten nur so schnell als möglich auf der Straße nach Craiova, die letzten Endes auch die Straße nach Bukarest war, zu entkommen. Die Weite des Tages ist bekannt. Sie kam aber nicht in Betracht gegenüber dem gewaltigen Vorteil, daß der fliehende Feind zu ernsterem Widerstand einseitig unfähig erschien, daß er eine Rückzugsrichtung gewählt hatte, die ihm auch bei etwaigem Widererwachen seiner moralischen Kraft fürs Erste keine rechte neue Vorteilungslinie bot, und vor allem, daß die Wahl seiner Rückzugsrichtung einen vollständigen Verzicht auf weiteren Zusammenhang mit der den Gebirgswall weiter östlich verteidigenden rumänischen Macht bedeutete. Damit war die Gesamtfront des Feindes, die nur durch Übergang der geschlagenen Truppe über den Gilord zu halten gewesen wäre, flankiert und unmittelbar vor der Gefahr ihrer Auflösung.

Nun preschten unsere Kavalleriegeschwader und Radfahrerbataillone hinter den Fliehenden her, ließen sie nicht mehr zur Ruhe kommen. Dann folgten, so schnell die Straße es gestattete, die geschlossenen Massen der Gruppe Kühn. Ein paar Nachhutgefechte bedeuteten keinen Aufenthalt weiter. Ob es bei Filaşu zu neuen Kämpfen kam? Der Ort ist ein wichtiger Straßenknotenpunkt. Widerstand wurde denn auch versucht; er war schnell gebrochen. Durch das reichste Gebiet der aderbauenden und viehzüchtenden Walachei ging es dahin, deren üppigen Hauptstadt, Craiova, entgegen. Der beste Verbündete des unstellbar zurückgehenden Gegners war noch der elende Zustand der Wege. Auch das wurde überwunden. An der Brücke über den Amaraia, kurz vor Craiova, war zum letzten Male schwächliche Abwehr zu spüren. Dann — es war am 23. November — ritt Rittmeister v. Borde an der Spitze seiner Schwadron Pasewalker Kürassiere in die Stadt ein, nicht wenig erstaunt über die gelassene Freundlichkeit, mit der die Bürgerschaft ihn willkommen hieß. Das war der Vorbote unserer Aufnahme in Bukarest. Ein merkwürdiges Volk, diese Rumänen!

Die Schwadron Borde war dieselbe, der sechs Tage später in der Nähe von Rostori de Webe das famose Kelterstückchen gelang, das ihr 1800 Gefangene, 10 Geschütze und eine ganze Menagerie besser Zugochsen eingebracht hat. Und der erste Kommandant von Craiova war unser hochverdienter Südwester, Major Sch... der in der ersten Entwicklung der Verhältnisse neubesehter Städte im Laufe dieses Krieges sich eine weltliche Praxis zugelegt hat. Er war unter anderem der erste deutsche Kommandant von Antwerpen und hat sich seither in besonderer Sendung längere Zeit hinhaltet auch am Goßenen Horn betätigt. Wie dieser Krieg die Menschen herumwirft! Major Sch... hielt in Craiova im prächtigen Palast eines der zahlreichen dortigen Millionäre Hof, und so gab es wenigstens einen vom Schicksal begünstigten Ausruher unserer Eroberung. General v. Kühn und sein Stab trafen es nicht so gut; ihr Bleiben war nur von kurzer Dauer. Weiter hieß es für sie, immer weiter!

Die Dinge nahmen nun ganz vorchriftsmäßig ihren Verlauf, — genau so, wie sie dem Oberbefehlshaber vorgeschwebt haben mochten, als er die Einleitung der Operationen vom Sgurdulpaß aus zum Beschluß erhob. Nach Targu Jiu war zunächst einmal die Stellung der Rumänen vor dem Roten Turm-Paß nicht mehr haltbar. Sie hielten unter hartem Nachbringen der Gruppe Kraft von Delmenstingen ab. Deren Säulen standen nun gleichfalls in der Walachei und schoben den Gegner südlich vor sich her. Am 24. November, am Tage nach der Besetzung Craiovas, hatte Krafft Alminil Valeea

(Haldengrall) (1913) T 3023 DAT

S. FAPN N. 4 : DAT

E 1. 11

beim Eintritt des Flusses in die Ebene erreicht, ferner östlich davon Curtea d' Arges mit seinen Königsgräbern. Die Entriegelung der Pässe konnte nach Osten hin weiter fortschreiten; zuerst war Morgen vom Lötzburger Paß aus am Einrücken, dann am Tömöspass Staatsb. 90 Kilometer südlich von Krassitz näherte sich Kühne von Westen her demselben Alt, an dem jener oben vom Gebirge herabkam. Übrigens war am Tage der Besetzung Trajovas Madensen bei Esiowo über die Donau gegangen. Fast kampfslos. Es lag auf der Hand, daß die rumänische Führung irgendwelche ernste Gefahr von dort ebenso wenig erwartet hatte, wie vorher vom Roten Turm-Paß aus. Hatten doch die Russen es auf sich genommen, den dortigen Gegner in der Dobrudscha festzuhalten. Ja, die Russen! Wo blieb ihre für den Krieg in der Walachei versprochene Hilfe? Rußland ist groß, und der Zar ist weit! Wenn sie nicht ganz schnell machten, war schließlich selbst Bukarest nicht mehr zu halten.

Denn so weit war man in der rumänischen Armee und in rumänischen Volke in jenen Tagen bereits. Man glaubte nicht mehr an die Möglichkeit, aus eigenen Mitteln die Hauptstadt halten zu können. Wollte es letzten Endes auch gar nicht, wofern die Sache eine regelrechte Belagerung zur Voraussetzung haben würde. Wenn die Russen könnten, sollten sie die Deutschen gefälligst schlagen, noch ehe sie unmittelbar vor den Toren standen! Am 24. November hatte man in der Hauptstadt noch einen großen Sieg bei Trajova zu feiern begonnen. Ein paar Stunden darauf befahl die Polizei plötzlich die Entfernung der Flaggen. In Wahrheit waren die Deutschen bereits am Tage vorher in Trajova eingerückt. Man begann zu ahnen, wie es stand. Es ergab sich, daß die Siegespost ein ganz gemeines Börsenmandrier gewesen war, wegen dessen das Kriegsgericht die Hauptschuldigen, den zweiten Bürgermeister Căsar Pascu und einen Finanzmann Josef Wechsler, am 2. Dezember zu je sechs Monaten Gefängnis verurteilte. Jedenfalls war nur eine Stimme in der Bevölkerung: um Gottes willen, Bukarest nicht beschließen lassen, ob mit den Russen oder ohne sie!

In der Armee stand es ähnlich. Hätte sie sonst die Alt-Dinie so schnell preisgegeben? Mehr noch als die anderen, das Land von Nord nach Süd durchschneidenden Nebenflüsse der Donau war sie ein natürlicher starker Verteidigungsabschnitt gegen einen, wie jetzt die Gruppe Kühne, von Westen her gegen die Landeshauptstadt anrückenden Feind. Alle diese Flüsse haben starkes Gefälle, sind also reißend, sie haben oft ausgesprochen senkrechte Steilufer und sind also nach Sprengung der Brücken nur schwer zu überschreiten. Am Alt überhöht zu all dem das linke, östliche Flußufer das rechte noch beträchtlich. Man erwartete auf deutscher Seite schwere Kämpfe um den Fluß. Der Hauptübergang befand sich bei Slatina. Die Brücke dort war gesprengt. Jenseits auf dem bereits erwähnten überhöhenden Ufer lag eine vortrefflich ausgebaut, sehr starke rumänische Stellung. Hier hinüberzukommen, kostete Blut, — wenn es an dieser Stelle überhaupt möglich war. In der Tat schienen die Rumänen eine Zeitlang willens, hier standzuhalten. Bei jeder Annäherung ans Ufer melbten sie sich mit aller Energie.

Doch es wurde nicht nötig, den Übergang über den Fluß gewaltsam zu erzwingen. Die Schnelligkeit unserer Reiter kam der Gruppe Kühne zu Hilfe. 40 Kilometer südlich von Slatina, bei Caraful, gab es eine andere Brücke über den Fluß. Auch ihre Vernichtung wurde von dem rumänischen Feldherrn befohlen; indessen scheint er, zu seinem Mißgeschick, damit etwas lange gewartet zu haben. Jedenfalls sprengten gerade in dem Augenblick, als sie hochgehen sollte, Reiter vom Kavalleriekorps Schmetlow vom rechten Ufer aus über sie hinweg und verjagten die an ihr tätigen rumänischen Pioniere. General v. Kühne ging nunmehr, statt bei Slatina, bei Caraful aufs andere Ufer. Bei seinem Nahen wurde die Stellung bei Slatina ohne Schwertstreich geräumt.

Adolf Zimmermann.

Der Feldzug der Armee Falkenhayn in der Walachei.

Von unserem zum südöstlichen Kriegsschauplatz
entsandten Sonderberichterstatter.

Unberechtigter Nachdruck, auch
auszugsweise, verboten.

V.

Folgendes war Ende November das Ergebnis dessen, was die Armee Falkenhayn in der kurzen Zeitspanne seit dem 11. des Monats, also seit dem Beginn des Angriffes der Gruppe Rühne, zuwege gebracht hatte: Rühne stand diesseits des Alt im Raume von Rostori de Bebe, 30 Kilometer südwestlich von Bukarest, Krafft bei Pitești, südwestlich von Ramnău Bălcești am Argeșul, ebenso weit nordwestlich davon, und Morgen, der vom Törzburger Paß heruntergestiegen war und Campolung genommen hatte, in der Mitte zwischen diesem und Targoviște. Die Gruppe Rühne war nach ihrem Übergang bei Carafuș abermals rückwärtslos weiter vorgerückt. Von Süden her nahte Madensens. Das Schicksal Bukarests erschien besiegelt, so sehr besiegelt, daß die Oberste Heeresleitung zu seiner Erledigung der unmittelbaren Mitwirkung der 9. Armee nicht mehr zu bedürfen glaubte. Diese sollte vielmehr mit ihrem äußersten rechten Flügel, also der Gruppe Rühne, nur scharf nordöstlich am Fortgürtel vorübergehen und damit den Vormarsch in die östliche Walachei antreten, die Niedergewinnung der Hauptstadt selber aber der Donauarmee überlassen. Diese Absichten wurden durchkreuzt durch ein unerwartetes Wiederaufleben der rumänischen Widerstandskraft, von dem das Oberkommando Falkenhayn durch einen von Komil nicht freien Zwischenfall Kenntnis erhielt.

Es war einer jener kriegsgeschichtlich so interessanten Momente des Eintausens völlig unerwarteter Nachrichten über das Verhalten des Feindes, in denen es gilt, schleunigste Beschlüsse von großer Tragweite zu fassen. Als Seitenstück aus der Geschichte des Feldzuges von 1870/71 schweben mir vor das Ergebnis des berühmten Patrouillenritzes des Grafen Haeseler am frühen Morgen des 18. August 1870, durch den Prinz Friedrich Karl vor der Schlacht von St. Privat-Gravelotte Kenntnis erhielt, von der ungeahnt weiten Ausdehnung des französischen rechten Flügels nach Norden, oder das Eintausen der Meldung vom Rechtsabmarsch der Armee Mac Mahons von Châlons vor dem 2. September. Im vorliegenden Fall war der Beschluß des Oberbefehlshabers noch keine 10 Minuten nach Ein-

treffen der erstaunlichen Neuigkeit gefaßt. Die Befehle ergingen, die dann den Sieg der 9. Armee am Argeșul und deren Übergang über den Fluß zur Folge hatten. Zu Hause läutete man dann die Glocken, und ein Erlass des Großen Hauptquartiers ordnete an, daß der Erfolg der Armee Falkenhayn den Truppen unverzüglich als solcher bekanntzugeben sei. Der Chef des Generalstabes hatte die Tragweite des Geschehenen sofort erkannt. Ein paar Tage später war Bukarest dann auch unser.

Auch der erwähnte Zwischenfall ist nicht ohne kriegsgeschichtliches Seitenstück. Es war eine Art umgekehrtes Dissa. Damals, am Abend nach Leuthen, trat Friedrich der Große als Einzelnier unter die im Schlosse zu Dissa versammelten Offiziere eines österreichischen Stabes und sprach dort sein berühmtes „Bon soir, messieurs, vous êtes mes prisonniers!“ Hier lag die Sache wie folgt: Truppen der Gruppe Krafft hatten ein rumänisches Generalkommando unversehens aus seinem bisherigen Standort verjagt. Der Ort selbst war, als er in unsere Hände fiel, bereits vollständig leer. Da einmal kamen völlig arg- und ahnungslos rumänische Stabsoffiziere, einer hinter dem anderen, im Auto an. Sie waren noch kurz vorher zur Beratung und Befehlsempfang durch den Fernsprecher dorthin beschieden worden. Auch sie traten, wie weitand der alte Fritz, in ein Haus voll gegnerischer Offiziere, nur daß sie wesentlich weniger sicher auftraten, wie dieser, und daß das „Bon soir, messieurs!“ und die Erklärung zu Kriegsgefangenen diesmal auf der anderen Seite waren.

Unter den Papieren, die den Herren abgenommen wurden, befand sich ein Armeebefehl von höchstem Interesse. Aus ihm ergab sich, daß die rumänische Führung sich schließlich doch zu einem Versuch, das Schicksal noch in letzter Minute zu wenden, aufgerafft hatte und daß es ihr auch geglückt war, die Truppe in genügendem Umfang wieder in die Hand zu bekommen. Tagesbefehle beschwörenden Inhaltes richteten sich an deren Adresse. Zu entscheidendem Stöße würden sie eingesetzt. In ihrer Hand liege Rettung oder Untergang des Vaterlandes usw. usw. Die rumänische Armee war dann in zwei starken Gruppen neu formiert worden. Beide sollten in überraschendem Zugriff den Feind packen, die eine Krafft im Raume von Pitești, die andere von Bukarest aus den linken Flügel der Donauarmee. Den rechten sollten die Russen in Schach halten. Glückte es, so konnte man sich dann von Norden und Süden her gegen die Gruppe Rühne wenden und diese so zwischen zwei Feuer bringen.

Madensens stand, als die Absichten des Feindes erkannt und bekannt wurden, bereits in schwerem Gefecht. General von Falkenhayn war nicht einen Augenblick im Zweifel, wie zu verfahren war. Die Gruppe Rühne wurde auseinandergezogen. Ihr linker Flügel fiel der Gruppe von Pitești in den Rücken. Ihr rechter schwankte unter persönlicher Führung des Generals von Rühne in den Rücken der Madensens linken Flügel bedrängenden Rumänen ein. Am Abend hatte die neunte Armee die Schlacht am Argeșul gewonnen. In den an-

(Haldgastin) (2019) T 2019 2019

78, FNP, N. P. BAT

8 : 14

schließenden Gefechten fielen ihrer Kavallerie die Nord-
forts von Bukarest in die Hände. Und am 6. Dezember
12 Uhr mittags standen Sietliner Grenadiere vor dem
königlichen Schloß in Bukarest auf Wache. Sie waren
die ersten, die in die Stadt eingedrungen waren. Und
gehörten zur 9. Armee. Adolf Zimmermann.

Brust, Rag

Die Kämpfe an der Rigafront.

Von unserem zum deutschen Völkern entsandten Kriegsberichterstatter.

Unberechtigter Nachdruck, auch auszugsweise, verboten.

Das Gefecht bei Mangal.

Mitau, im Jänner 1917.

In der Nacht vom 4. zum 5. Jänner ging bei ziemlich starker Kälte ein heftiges Schneegestöber über Rurland nieder. In den Stellungen vor Riga war nicht die Hand vor den Augen zu sehen. Dräben, bei den Russen, die dicht vor ihrem Weihnachtsfest standen, herrschte völlige Ruhe. Man war eben im Stellungskriege an der „stillen Front“. Die Linie wird in der Hauptsache durch aufgesetzte Brustwehren von dicken Baumstämmen gebildet, dazwischen sind Unterstände, die durch Balkenbänke Schutz gegen Artilleriewirkung geben sollen. Hinter der Linie stehen feste und sehr saubere kleine Blockhäuser. Eine Rückenwehr besteht an vielen Stellen nicht. Das Drahthindernis ist breit und dicht. So führt von der Straße Mitau—Riga eine ununterbrochene Waldstellung durch den Forst und die kleinen hereinragenden Gipfel des Tirul-Sumpfes. Nordwestlich Mangal wird die Sumpfung breiter; dann von der Düne südlich des Babit-Sass kommt die feste Dünenstellung und die starke Position auf dem Kirchhof von Wisnau.

In dieser etwa 30 Kilometer langen Front standen die Posten und suchten, wie jede Nacht, das Vorgelände mit den Augen zu durchdringen. Dichter fiel der Schnee. Die Nacht war ruhig. Nur das Fallen der Schneelasten von zu stark niedergebogenen Zweigen war zu hören. Da setzte an der Straße Mitau—Riga die Artillerie ein, von weiterher klang auch starker Geschüßlärm. Gleichzeitig aber waren die Russen mit starken Abteilungen in Schneehenden vor dem deutschen Hindernis. Alarm! Die Stellungenbesatzung rasste an die Brüstungen, die Maschinengewehre begannen zu hämmern. Die Russen verschwanden im Schneegestöber und viele Tote und Verwundete ließen sie vor und in dem Hindernis-Drast zurück.

An drei Stellen hatten sie aber doch in die Stellung dringen können. Bei Dubovai, an einer gefrorenen Sumpfstelle im Wald. Das Regiment warf mit Reservetruppen im Nahkampf die Eingedrungenen aber sofort wieder hinaus. Alle neuen frontalen Angriffe schlug die Truppe gleichfalls ab. Die Lust, nach Südosten aufzurocken, um die Straße Mitau—Riga zu gewinnen, verging den Russen vor der Haltung des Regiments, dessen Führer übrigens einmal in einem historischen Augenblick eine Rolle gespielt hatte. Ihm hatte der Kommandant von Novo-Georgiewsk, Bobyr, bei der Einnahme den Degen übergeben. Alle weiteren Vorstöße von kleineren Abteilungen gegen diese Front, ebenso wie die mehr oder minder Demonstrationscharakter tragenden Stöße gegen den Brückenkopf von Dünhof, das Gelände von Kellau, und den Streifen nahe der Küste westlich von Schloß wurden glatt abgeschlagen.

Es blieben noch am 5. mittags die beiden anderen Einbruchsstellen südöstlich und nordwestlich von Mangal. Die bei Mangal selbst stehenden Kompanien hatten die etwas später einsetzenden frontalen Angriffe mit sehr schweren Verlusten für die Russen abgeschlagen, als die Meldungen von beiden Flügeln kamen, daß die Russen durch seien und man bereits Flankenfeuer bekäme. Der älteste Kompanieführer — ein bekannter Breslauer Schauspieler — ließ darauf die Flügel ein wenig umbiegen. Er holte sich seine Offiziere zusammen: „Man wird uns nicht im Stich lassen. Wir haben noch genug Patronen. Unter allen Umständen halten! Nachmittags um drei kommen wir wieder zusammen.“ Das Telefon nach Stangal rückwärts war noch in Ob-

nung. „Wahrscheinlich wird Sie eine Sendung Munition noch erreichen. Die Russen nähern sich von Südosten der Straße Diskup—Mangal.“ Bei einem Anruf, eine halbe Stunde später, kam keine Antwort mehr. Inzwischen wurden neue frontale Angriffe abgeschlagen. 4 Uhr. „Wenn von Stangal Gewehrfeuer anfängt, treten die Reserven in den Kampf.“ Man hörte plötzlich anschwellendes Infanteriefeuer im Walde hinter sich. Dann wurde es wieder still. Man zählte die Patronen. Es wurde halb 5 Uhr. Es war finster; später war voller Mondchein. Die Schüsse aus den Flanken nahmen zu. Von Stangal her war nichts mehr zu hören. Die Kompanien hatten sich schon unter dem seitlichen Druck bei Mangal gesammelt. Durchbruch! Man kam gegen Stangal vorwärts. Eine russische Abteilung kam aus einer Dichtung. „Ergebt euch! Hände hoch!“ Die 25 Mann wurden gefangen mitgeführt.

Inzwischen waren ein Vorbataillon und andere Kräfte zum Teil mit Kraftwagenkolumnen nach vorn gebracht und zu beiden Seiten der Straße Diskup—Mangal angesetzt worden. Bei hellem Mondlicht geriet man im Waldgefecht Mann gegen Mann auf zwanzig Schritt. Die Reserven gingen stürmisch mit hervorragender Entschlossenheit vor. Der Wald bei Stangal zeigt, wie gut sie schossen, er liegt dicht voll russischer Leichen. Um 7 Uhr waren die Brustwehren erreicht. Die Russen suchten sich zu halten. Es kam zum Nahkampf mit Bajonett und Handgranaten. Ein Teil der Russen ergab sich, der Rest versuchte über die Waldblöße hinter den Stellungen, den dichten Wald jenseits der Dichtung, zu entkommen. Maschinengewehre und Schützen schossen die Flüchtenden auf der weißleuchtenden Fläche zusammen. Die meisten fielen noch im Hindernis, die andern auf dem freien Feld dahinter. Eine Kette von Toten liegt bis zum jenseitigen Waldband.

Am 6. Jänner wurde die Einbruchsstelle nordöstlich Mangal eingeengt. Die Russen verstärkten ihre Artillerie und beschossen natürlich besonders heftig den Rand der Einbruchsstelle. Die nördlichen Anschlagstruppen schlugen alle Angriffe ab und suchten sich gegen Süden abzuschließen. So konnte am Abend des 6. ein deutscher Erfolg gebucht werden: 1300 Gefangene, darunter 16 Offiziere, mehrere Maschinengewehre waren eingebracht worden. Bis auf eine kleine Lücke war die Stellung wieder geschlossen, die russischen blutigen Verluste waren ungeheuer. Freilich, die deutschen Truppen hatten in diesem Gefecht bei Mangal auch ihre Kraft angepannt, und der Russe lag an Stellen weit überlegen.

Mein Freund

Ein Jahr Gouvernement Serbien.

Der Neujahrstag ist zugleich der Jahrestag der Errichtung des k. u. k. Militär-Generalgouvernements Serbien in Belgrad oder, wie es kurz bezeichnet wird, des „MGG/S“. Am 1. Jänner 1916 wurden die nördlichen Kreise des von den k. u. k. Truppen okkupierten, zwischen der Save-Donau, der Drina, der Morava, dann der ehemals montenegrinischen Grenze gelegenen Gebietes des bestandenem Königreiches Serbien aus dem unmittelbaren Etappenbereich ausgeschieden und dem neuerrichteten „MGG.“ in Belgrad unterstellt. Wurde Serbien bis zu diesem Zeitpunkt nur als Operationsgebiet behandelt, so setzte um die Jahreswende 1916 die geregelte Verwaltung des Landes ein, an deren Spitze zunächst FML. Freiherr von Salis-Sewitz trat. Was das „MGG.“ vorfand, als seine Tätigkeit begann, war ein Land, das noch niemals eine fachkundig geregelte, systematische Verwaltung gekannt hat, und das überdies durch mehrere Kriegsjahre in seinen Grundfesten erschüttert und durch die wiederholten Operationen arg mitgenommen war. Ein ansehnlicher Teil der Bevölkerung war geflüchtet, der Wohlstand des sonst so reichen Landes war so gut wie erschöpft, überall wüteten die verderblichsten Epidemien; Viehseuchen dezimierten den Viehbestand. Es waren die denkbar schwierigsten Aufgaben, die an die k. u. k. Militärverwaltung herantraten, umso mehr, als ja auch diese selbst naturnotwendig den Charakter einer Improvisation trug, sich vielfach mit rein militärischen, also nicht ausschließlich fachkundig-erfahrenem Personal an die Arbeit machen mußte. Erst nach und nach erwuchs aus der Improvisation der allseits durchgebildete Verwaltungsapparat, wie er heute besteht. Was im Laufe dieses ersten Jahres erreicht wurde, soll vorgreifend durch ein Scherzwort charakterisiert werden, das in Serbien die Kunde macht und wonach „MGG/S“ zu deuten ist mit „mir geht's gut in Serbien“.

Das „MGG.“ hat seinen Sitz im Palast der ehemaligen serbischen Fondsverwaltungs-Bank (Uprava fondova) und gliedert sich der Hauptsache nach in zwei Gruppen: die Militärsektion und das Zivil-Landeskommissariat. Die Militärsektion, an deren Spitze der Generalstabschef des „MGG.“, gegenwärtig Oberst des Generalstabes Hugo Kerschawer, steht, umfaßt außer der für das ganze Gouvernement tätigen Präsidialabteilung die Militärabteilung, das Gendarmierkommando, die Staatspolizei, die Intendant, die Sanitäts-, die Verkehrs-, die Bau- und die Strafgerichtsabteilung. Angegliedert sind ferner das Bergamt, die Warenverkehrszentrale und die Wirtschaftsgruppe, die sich wieder in die Landwirtschafts-, Forst-, Handels- und Gewerbe- und technische Gruppe, dann die Ernteverwertungszentrale und das Statistische Amt gliedert. Das Zivil-Landeskommissariat, das bis vor kurzem unter der Leitung des beim Eisenbahnunglück nächst Perceghalom ums Leben gekommenen Sektionschefs L. von Thalbozy stand, besteht aus der politischen Gruppe, der Finanz- und der Ziviljustizabteilung; der politischen Gruppe obliegen die eigentliche Verwaltung, die Ausbildung des Verwaltungspersonals, das polizeilich-

gewerbliche Ressort, dann die Schul- und Kultusangelegenheiten. Überdies ist dem „MGG.“ eine Etappen-Post- und Telegraphendirektion angegliedert.

Das Land ist in das Gebiet der Stadt und des Brückenkopfes von Belgrad und in 12 Kreise, wie sie bereits vorher bestanden haben, geteilt, und zwar Belgrad-Land, Sabac, Basjevo, Semendria, Uzice, Gorni Milanovac, Cacak, Kragujevac, Krusovac, dann die beiden Sandschal-Kreise Prijepolje und Novipazar, endlich der Kreis Mitrovica am Urfelselbe. Während das Brückenkopf- und Stadtkommando Belgrad unter dem Befehle eines höheren Generals steht — jetzt FML. Andrian — wird jeder der 12 Kreise von einem Obersten oder Oberstleutnant kommandiert. Analog der Gliederung des „MGG.“ besteht jedes dieser Kommanden

aus einer Militär- und einer Verwaltungsgruppe, wobei wieder alle Zweige von Fachleuten geleitet werden. Die Kreise zerfallen wieder in eine Anzahl von Bezirken, die von Stabsoffizieren oder Hauptleuten befehligt werden. Die Bezirkskommanden sind Vollzugsorgane der Kreiskommanden, haben aber keinen selbständigen administrativen Wirkungskreis. Die kleinste Einheit der Verwaltung bildet die Gemeinde, denen wohl beschränkte administrative und richterliche Befugnisse zustehen, die aber kein selbständiges Bestimmungsrecht haben. Die Gemeindevorsteher werden ernannt und sind entweder verlässliche Einheimische oder in Ausnahmefällen zu diesem Dienste in eigenen Verwaltungskursen ausgebildete erprobte Unteroffiziere, zumeist Kriegsinvalide.

Das okkupierte Land wird im Sinne der Haager Konventionen auf Grund der Landesgesetze verwaltet, diese bilden auch die Grundlage der Rechtspflege. Wo die Landesgesetze nicht ausreichen oder nicht anwendbar sind, treten an ihre Stelle Gesetze der Monarchie oder Verwaltungsverordnungen mit Gesetzeskraft.

Der Erfolg der einjährigen k. u. k. Militärverwaltung, die seit Juli 1916 unter dem Kommando des G. d. J. Freiherrn von Rheimen steht, fand durch die jüngst erfolgte Auszeichnung des Militär-Generalgouverneurs mit dem Großkreuz des Leopold-Ordens mit der Kriegsdekoration seine Anerkennung und läßt sich kurz schildern: Im Lande herrscht vollkommene Ruhe, die Bevölkerung läßt das früher so beliebte Politisieren sein und widmet sich der wirtschaftlichen Erwerbstätigkeit, da sie sich überzeugt hat, daß unsere gerechte Verwaltung ihre Mühe reichlich belohnt. Trotz vieler Hindernisse und Schwierigkeiten befrug die Ernte des ersten Verwaltungsjahres kaum um ein Nennenswertes weniger als die gewohnten Friedensernten. Hierdurch wurden nicht nur das Land und die Besatzungstruppen ausreichend versorgt, sondern Serbien konnte durch namhafte Abschläge zur Armee im Felde und ins Hinterland dieses ganz bedeutend entlasten. Dies war auch in Bezug auf das Schlachtvieh der Fall. Durch den Viehverkauf kam der serbische Landwirt in den Besitz von so viel Geld, wie er es früher nie besessen hat — er ist also wohl zufrieden und bemüht, an

Stelle der alten primitiven die moderne rationelle Landwirtschaft von uns zu erlernen, um seinen so gesegneten Boden noch besser auszuwerten zu können. Kein Wunder also, daß beim gegenwärtigen Herbst- und Winteranbau die Bodenfläche voll ausgenutzt ist. Dank in Hand mit der Ausnützung der landwirtschaftlichen Überschüsse geht die Ausnützung der Forste und Bergwerke. Der Handel konnte bisher infolge der vielfachen Ausfuhrverbote keinen großen Umfang annehmen, immerhin wäre es eine dankbare Aufgabe für unsere Industrie, insbesondere jene, die durch keine Ausfuhrverbote gehemmt ist (Glas, Porzellan, Galanterie, Spielwaren usw.), sich auf dem serbischen Markte schon jetzt umzusetzen, bevor ausländische Konkurrenz den Rang abläuft und solange die Bevölkerung so außerordentlich kaufkräftig ist wie gegenwärtig.

Die Gendarmerie geht dem traditionellen Räuberunwesen energisch an den Leib, so daß die Sicherheitsverhältnisse um ein Vielfaches besser sind, als je unter der serbischen Verwaltung im Frieden. Ebenso verhält es sich mit den sanitären Zuständen, die noch niemals so gut waren, wie gegenwärtig; die Epidemien sind seit vielen Monaten ganz ausgerottet, in allen Kreis- und in vielen Bezirksstädten bestehen Spitäler. Die unmöglichen serbischen Straßen wurden zu europäischen Verkehrswegen, alle Bahnen und Schifffahrtslinien sind im vollen Betriebe. Die Jugend wird in vielen Volksschulen sowie gewerblichen Fachanstalten ausgebildet und so vor der vollkommenen Verwilderung bewahrt; in Belgrad gibt es sogar ein Realgymnasium. Die Verwaltung, die Straf- und Zivilrechtspflege erfreuen sich eines wachsenden Vertrauens der Bevölkerung, die es nur schwer begreifen kann, daß es dies alles auch ohne Korruption und Bestechung gibt. Aber der Serbe lernt rasch, ist er doch ebenso aufgeweckt und bildungsfähig, als lernbegierig.

Die deutsche Note an die amerikanische Regierung über den verschärften U-Bootkrieg.

Berlin, 31. Jänner.

Der Regierung der Vereinigten Staaten von Amerika ist heute die folgende Note übermittelt worden:

Berlin, 31. Jänner 1917. Eure Erzcellenz haben die Güte gehabt, mir unter dem 22. d. von der Botschaft Mitteilung zu machen, die der Herr Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika am gleichen Tage an den amerikanischen Senat gerichtet hat. Die kaiserliche Regierung hat von dem Inhalt der Botschaft mit der ersten Aufmerksamkeit Kenntnis genommen, die den von einem höheren Verantwortlichkeitsgefühl getragenen Darlegungen des Herrn Präsidenten zukommt. Es gereicht ihr zu großer Genugtuung, festzustellen, daß die Richtlinien dieser bedeutsamen Rundgebung im weiteren Umfange mit den Grundsätzen und Wünschen übereinstimmen, zu denen sich Deutschland bekennt.

Hiezu gehört an erster Stelle das Recht der Selbstbestimmung und die Gleichberechtigung aller Nationen. In Anerkennung dieses Prinzips würde Deutschland es aufrichtig begrüßen, wenn Völker, wie Irland und Indien, die sich der Segnungen staatlicher Unabhängigkeit nicht erfreuen, nunmehr ihre Freiheit erlangten. Bündnisse, die die Völker in den Wettbewerb um die Macht hineintreiben und in ein Netz eigennütziger Intrigen verstricken, lehnt auch das deutsche Volk ab; dagegen ist seine freudige Mitarbeit allen Bemühungen gesichert, die auf die Verhinderung künftiger Kriege abzielen.

Die Freiheit der Meere als Vorbedingung für den freien Bestand und den friedlichen Verkehr der Völker hat ebenso wie die offene Tür für den Handel aller Nationen stets zu den leitenden Grundsätzen der deutschen Politik gehört.

Umso tiefer beklagt es die kaiserliche Regierung, daß das friedensfeindliche Verhalten ihrer Gegner es der Welt unmöglich macht, schon jetzt die Verwirklichung dieser erhabenen Ziele in Angriff zu nehmen. Deutschland und seine Verbündeten waren bereit, alsbald in Friedensverhandlungen einzutreten und hatten als Grundlage die Sicherheit des Daseins, der Ehre und der Entwicklungsfreiheit

ihrer Völker bezeichnet. Ihre Pläne waren, wie sie in der Note vom 12. Dezember 1916 ausdrücklich betonten, nicht auf die Zerstörung oder Vernichtung der Gegner gerichtet und nach ihrer Überzeugung mit den Rechten der anderen Nationen wohl vereinbar.

Was insbesondere Belgien anlangt, das den Gegenstand warmer Sympathien in den Vereinigten Staaten bildet, so hatte der Reichskanzler wenige Wochen zuvor erklärt, daß eine Einverleibung Belgiens niemals in Deutschlands Absichten gelegen habe. Deutschland wollte in dem mit Belgien zu schließenden Frieden lediglich Vorsorge dafür treffen, daß dieses Land, mit dem die kaiserliche Regierung in guten nachbarlichen Verhältnissen zu leben wünscht, von den Gegnern nicht zur Förderung feindlicher Anschläge ausgenützt werden kann. Diese Vorsorge ist umso dringender geworden, als die feindlichen Machthaber in wiederholten Reden und namentlich in den Beschlüssen der Pariser Konferenz unverhüllt die Absicht ausgesprochen haben, Deutschland auch nach Wiederherstellung des Friedens nicht als gleichberechtigt anzuerkennen, vielmehr systematisch weiter zu bekämpfen. An der Eroberungssucht der Gegner, die den Frieden diktiert wollen, ist der Friedensversuch der vier Verbündeten gescheitert. Unter dem Aushängeschild des Nationalitätenprinzips haben sie als Kriegsziel enthüllt, Deutschland, Österreich-Ungarn, die Türkei und Bulgarien zu zerstören und zu entehren. Dem Versöhnungswunsche stellen sie ihren Vernichtungswillen entgegen, sie wollen den Kampf bis aufs Äußerste. So ist eine neue Sachlage entstanden, die auch Deutschland zu neuen Entschlüssen zwingt.

Seit zweiundeinhalb Jahren mißbraucht England seine Flottenmacht zu dem frevelhaften Versuch, Deutschland durch Hunger zur Unterwerfung zu zwingen. In totaler Mißachtung des Völkerrechtes unterbindet die von England geführte Mächtegruppe nicht nur den legitimen Handel ihrer Gegner, durch rücksichtslosen Druck nötigt sie auch die neutralen Staaten, jeden ihr nicht genehmen Handelsverkehr aufzugeben oder den

Handel nach ihren willkürlichen Vorschriften einzuschränken. Das amerikanische Volk kennt die Bemühungen, die unternommen worden sind, um England und seine Bundesgenossen zur Rückkehr zum Völkerrecht und zur Achtung vor dem Gesetze der Freiheit der Meere zu bewegen. Die englische Regierung verharret bei ihrem Aus Hungerngs- krieg, der zwar die Wehrkraft des Gegners nicht trifft, aber Frauen und Kinder, Kranke und Greise zwingt, um ihres Vaterlandes willen schmerzliche, die Volkskraft gefährdende Entbehrungen zu erdulden. So häuft britische Herrschsucht kalten Herzens die Leiden der Welt, unbekümmert um jedes Gebot der Menschlichkeit, unbekümmert um die Proteste der schwergeschädigten Neutralsen, unbekümmert selbst um die stille Friedenssehnsucht bei den Völkern der eigenen Bundesgenossen. Jeder Tag, den das furchtbare Ringen andauert, bringt neue Verwüstungen, neue Not und neuen Tod. Jeder Tag, um den der Krieg abgekürzt wird, erhält auf beiden Seiten Tausenden tapferen Kämpfern das Leben und ist eine Wohltat für die gepeinigte Menschheit.

Die kaiserliche Regierung würde es vor ihrem eigenen Gewissen, vor dem deutschen Volke und vor der Geschichte nicht verantworten können, wenn sie irgend ein Mittel unversucht ließe, das Ende des Krieges zu beschleunigen. Mit dem Herrn Präsidenten der Vereinigten Staaten hatte sie gehofft, dieses Ziel durch Verhandlungen zu erreichen. Nachdem der Versuch zur Verständigung von den Gegnern mit verschärfter Kampf- ansage beantwortet worden ist, muß die kaiserliche Regierung, wenn sie in höherem Sinne der Menschheit dienen und sich an den eigenen Volksgenossen nicht versündigen will, den ihr von neuem aufgedrungenen Kampf ums Dasein nunmehr unter vollem Einsatz aller Waffen fortführen. Sie muß daher auch die Beschränkungen fallen lassen, die sie sich bisher in der Verwendung ihrer Kampfmittel zur See aufgelegt hat. Im Vertrauen darauf, daß das amerikanische Volk und seine Regierung sich den Gründen dieses Entschlusses und seiner Notwendigkeit nicht verschließen werden, hofft die kaiserliche Regierung, daß die Vereinigten Staaten die neue Sachlage von der hohen Warte der Unparteilichkeit würdigen und auch in ihrem Teile mithelfen werden, weiteres Elend und vermeidbare Opfer an Menschenleben zu verhüten.

In dem ich wegen der Einzelheiten der geplanten Kriegsmassnahmen zur See auf die anliegende Denkschrift Bezug nehmen darf, darf ich gleichzeitig der Erwartung Ausdruck geben, daß die amerikanische Regierung vor dem Einlaufen in die in der Anlage beschriebenen Sperrgebiete und ihre Staatsangehörigen davor warnen wird, den mit den Häfen der Sperrgebiete verkehrenden Schiffen Passagiere oder Waren anzuvertrauen.

Ich benütze diesen Anlaß, um Eurer Exzellenz den Ausdruck meiner ausgezeichneten Hochachtung zu erneuern.

Gez. Zimmermann.

TAGESPOST (Graz) (Morgenblatt)

Nr.: 31

TAG: 1.2.1917, 1

Verhängnis U-Bootkrieg. Sperrgebiete um England, Frankreich und Italien werden für jeden Seeverkehr.

Ein Gebot der Not.

Die längst erwartete und ersehnte Note über den verschärften U-Bootkrieg ist nun erschienen. Seit dem Tage, da es der Vierverband unter der Führung Englands abgelehnt hat, mit den Mittelmächten in Friedensunterhandlungen einzutreten, seit dem Tage, da die Gegner als Kriegsziel die Vernichtung der Mittelstaaten in ihrer heutigen Gestalt aller Welt verkündeten, gibt es nur mehr eine Ultima ratio: England, den erbittertsten Gegner der Mittelmächte, den Todfeind Deutschlands, an seinem Lebensnerv zu treffen, seinen Handel mit allen Kräften lahmzulegen, seine Verbindung mit seinen Bundesgenossen und den neutralen Staaten auf ein äußerstes Mindestmaß herabzudrücken, England, das meerumschlossene, mit den Waffen der modernen Technik zu isolieren, es auf Hungerkration zu setzen. Und mit England seiye seehandel-treibenden Verbündeten: Frankreich und Italien. Das ist Sinn und Zweck des verschärften U-Bootkrieges.

Wir dürfen — so äußerte sich erst vor wenigen Tagen ein Fachmann — das Vertrauen zu unseren Unterseebootoffizieren haben, daß sie, die in den verflochtenen Jahren nimmermüde, bewundernswerte Beweise ihres Könnens und ihrer Aufopferungsfreudigkeit abgelegt haben, nicht erlahmen werden. Männer, wie Kapitänleutnant Forstmann, der bis Mitte August mit seinem U-Boot 100 Schiffe mit 260.000 Tonnen, Kapitänleutnant v. Arnauld

de la Perrière, der mit „U 35“ 126 Schiffe mit 270.000 Tonnen und Kapitänleutnant Valentiner, der 128 Schiffe mit 282.000 Tonnen versenkt haben, geben die Gewähr, daß wir unsere Hoffnungen auch für die Zukunft auf festem Grund verankert glauben dürfen. Diese drei Kapitänleutnante sind es jedoch nicht allein, eine Reihe tapferer Jünger des unergeßlichen Webdigen, U-Bootskommandanten, Kapitänleutnante und Leutnante, deren Namen bisher nicht bekannt wurden, stehen bereit, dem Rufe zu folgen, der an sie ergehen wird, wenn der „gegebene Augenblick“ gekommen ist! Wir haben die Zuversicht, daß ihre Taten dann ein weithallendes Echo in der Welt hervorrufen werden, ein Echo, das zu uns als sehrender Ruf nach dem Frieden von unseren Feinden zurückschallen möchte.

Nun ist dieser Augenblick gekommen. Mit dem heutigen Tage setzt der verschärfte Krieg der Unterseeboote auf allen Kriegsschauplätzen zur See ein. Die ganze Küste um England, um Frankreich und um Italien, ferner gewisse Gebiete des östlichen Mittelmeeres werden als besondere Gefahrenzone erklärt; das heißt, jeder feindliche Dampfer, der sich in diesen Gebieten blicken läßt, wird ohne Warnung, wird ohne Pardon torpediert und in den Grund des Meeres versenkt. Die neutralen Staaten werden aufgefordert, ihre Schiffe rechtzeitig, das ist bis zum 5. Februar, aus den Sperrgebieten abzurufen, widrigenfalls ihre Schiffe auf eigenes

Risiko allen Gefahren ausgesetzt sind, die die neue Kriegsführung zur See mit sich bringt.

Die Verbündeten gehen auch in dieser Frage einheitlich und geschlossen vor: den verschärften U-Bootskrieg werden sämtliche U-Boote der Mittelmächte nach gleichen Richtlinien führen, und man darf nach der bisherigen ergiebigen Praxis schon heute sagen, daß der verschärfte U-Bootskrieg zu neuen glänzenden Waffenerfolgen der Mittelmächte führen wird und führen muß. Die Maximen der neuen Kriegsmethode sind zweifellos hart, sie werden dem Gegner die allerschwersten Opfer kosten. Aber unter der Optik, daß der U-Bootskrieg zu dieser Schärfe gedeihen mußte, um den gesamten Krieg abzukürzen, um dem ungeheuren Elend, das die Feinde über Europa heraufbeschworen haben, ein Ende zu setzen, ein Ende, je früher, desto besser — unter dieser Optik will die neue Maßnahme der Mittelmächte verstanden und gebilligt sein.

Die Note der österr.-ungar. Regierung.

Wien, 31. Jänner.

Infolge der schroffen Ablehnung des Friedensangebotes der Mittelmächte durch die Gegner und angesichts der hierdurch entstandenen Notwendigkeit, den Krieg mit verstärkter Kraft weiterzuführen, beschloß die österreichisch-ungarische Regierung im Einvernehmen mit dem Berliner Kabinett, am 1. Februar den Unterseebootkrieg in verschärfter Form aufzunehmen und innerhalb bestimmter Sperrgebiete um Großbritannien, Frankreich und Italien herum, sowie im östlichen Mittelmeer jeden Seeverkehr zu unterbinden.

Eine an sämtliche neutralen Staaten vom Minister des Auswärtigen Grafen Czernin gerichtete Note führt aus, daß Österreich-Ungarn und seine Verbündeten, die den zur Verteidigung ihres Bestandes und ihrer Lebensinteressen im August 1914 ihnen aufgezwungenen Kampf aufnahmen, in dreißig Kriegsmonaten derartige Erfolge erzielten, daß in dem Maße, als die Eroberungspläne der Feinde zunichte wurden, Österreich-Ungarn und seine Verbündeten ihre rein defensiven Kriegsziele als erreicht betrachten konnten. Diese maßvolle Erkenntnis und der Wunsch, weiteres nutzloses Blutvergießen zu vermeiden, zeitigten das Friedensangebot der vier verbündeten Mächte. Ihre Gegner, von dem Wahne geblendet, dem Schicksal doch noch eine ihnen günstigere Wendung zu geben und uns zerschmettern zu können, wiesen dieses Angebot schroff zurück und stellten Forderungen für den Friedensschluß auf, welche die völlige Niederwerfung der vier verbündeten Mächte zur Voraussetzung und ihre Vernichtung zum Ziele hatten. Gott und die Welt

sind Zeugen, wer an der Fortsetzung des Krieges Schuld trägt.

Gegenüber der Absicht der Gegner, die See Österreich-Ungarns und seiner Verbündeten zu blockieren, ihre Flotte zu vernichten, ihre Bevölkerungen auszuhungern, muß der Kampf den Fortgang nehmen zu Lande und zur See mit allen, auch den schärfsten Waffen. Die gesteigerte Anwendung aller Kriegsmittel allein macht die Abkürzung des Krieges möglich.

Die Gegner waren schon bisher bestrebt, den Seeverkehr Österreich-Ungarns und seiner Verbündeten zu unterbinden und diesen Mächten jede Zufuhr abzuschneiden. Gleich wie auf anderen Meeren haben sie auch in der Adria sogar Hospitalschiffe, sowie unbewaffnete Personendampfer ohne vorherige Warnung torpediert. Österreich-Ungarn und seine Verbündeten werden fortan ihrerseits die gleiche Methode anwenden, indem sie Großbritannien, Frankreich und Italien von jedem Seeverkehr abschneiden und zu diesem Behufe vom 1. Februar 1917 innerhalb eines bestimmten Sperrgebietes jede Schifffahrt mit allen Mitteln verhindern werden. Die Note bezeichnet auf Grund beiliegender Karten genau die Sperrgebiete um Großbritannien, Frankreich und Italien herum und im östlichen Mittelmeer, wo ab 1. Februar jedem Seeverkehr ohne weiteres mit allen Waffen entgegengetreten wird, und erklärt, daß neutrale Schiffe, die diese Gebiete besahren, dies auf eigene Gefahr tun.

Nr.:

TAG:

Wenn auch Vorfrage getroffen ist, daß neutrale Schiffe, die am 1. Februar auf der Fahrt nach Häfen der Sperrgebiete in deren Nähe gekommen sind, während einer angemessenen Frist geschont werden, ist doch dringend anzuraten, daß sie mit allen verfügbaren Mitteln gewarnt und umgeseitert werden.

Neutrale Schiffe, die in Häfen der Sperrgebiete liegen, können mit gleicher Sicherheit die Sperrgebiete noch verlassen, wenn sie vor dem 5. Februar auslaufen und den kürzesten Weg in freies Gebiet nehmen.

Auch dieser Entschluß wurde von Österreich-Ungarn in der Absicht gefaßt, durch wirksame Kriegsmittel den Kampf abzukürzen und einem Frieden näher zu kommen, für den es zum Unterschied von seinen Gegnern mäßige, von keinem Vernichtungsgedanken geleitete Bedingungen ins Auge faßt, nach wie vor befeelt von der Absicht, daß der Endzweck dieses Krieges keine Eroberungen, son-

dern die freie, gesicherte Entwicklung der eigenen, wie der anderen Staaten ist.

Im vollen Vertrauen auf die bewährte Tapferkeit und Tüchtigkeit ihrer Land- und Seestreitkräfte treten die verbündeten Mächte mit der bitteren Entschlossenheit, aber auch mit der Gewißheit in die bevorstehende ernste Phase des Kampfes, daß diese zu einem Erfolg führen wird, der das jahrelange Ringen endgültig entscheiden und hiedurch die Opfer an Gut und Blut rechtfertigen werde.

Dem amerikanischen Botschafter wurde diese Note mit dem Zusatz übermittelt, worin erklärt wird, die österreichisch-ungarische Regierung habe den Inhalt der bedeutsamen, von hohem sittlichen Ernste erfüllte Botschaft des Präsidenten Wilson an den Senat einer aufmerksamen Erwägung unterzogen. Sie verkennt nicht die erhabenen Ziele, die Wilson ins Auge faßt, muß aber vor allem feststellen, daß sein Wunsch, dauernden Frieden anzubahnen, dermaßen schon durch die Ablehnung vereitelt erscheint, die das Friedensangebot Österreich-Ungarns und seiner Verbündeten bei den Gegnern erfahren hat.

U-Bootleistungen.

In einem Rückblick über den U-Bootkrieg schrieb Kapitän Persius vor wenigen Tagen im „Veitliner Tageblatt“:

Die schier fabelhafte Leistungsfähigkeit des Unterseebootes, wie sie sich in den verflossenen zweiundneinhalb Jahren zeigte, brachte starke Überraschung, besonders aber die Verwendung des Unterseebootes im Handelskrieg. Weit über die britischen Gewässer hinaus hat sich ihr Aktionsfeld ausgedehnt. Im nördlichen Eismeer, bei Madeira, an den nordamerikanischen Küsten, im Mitteländischen und im Schwarzen Meer treten sie erfolgreich auf. Wir hörten, daß Kapitänleutnant Franz Wedder mit seinem Boot 55 Tage unterwegs gewesen sei. Manches einer mag über diese Meldung leicht hinweg gelassen haben, machte sich nicht klar, von welcher gewaltigen Leistung in personeller wie materieller Hinsicht sie Zeugnis ablegt. 55 Tage in See, ohne einen Hafen anzulaufen, auf einem Fahrzeug, das nur wenig über das Wasser hinausragt! Was das heißt, kann nur der — und auch nur unvollkommen — ermessen, der die Seefahrt auf kleinem Schiff kennen lernte. Schon auf einem größeren Fahrzeug verlangen längere Wochen ununterbrochener Seefahrt ein beträchtlich Teil Selbstverleugnung.

Was aber besagen alle die Entbehrungen, die hier in Frage kommen, gegen das Dasein auf einem Unterseeboot in Kriegszeiten! Vor dem Ziel, dem Feind Schaden zu tun, und mit der steten Aussicht, in den nächsten Minuten dem Tod ins Antlitz schauen zu müssen, tritt jeder Anspruch auf die schon sonst so lässlich bemessenen „Lebensbedürfnisse“ zurück. Das, was die Landratte unter Lebensbedürfnissen versteht, kennt der Seemann häufig wenig, wie viel weniger der U-Boot-Mann. Licht und Luft, so notwendig zum Leben, genießt er nur in äußerster Beschränkung. Abgesehen davon, wenn das Boot untergetaucht fährt, schon sobald die Luken geschlossen sind, und das ist bereits bei geringem Seegang der Fall, lebt er im Dunkeln. Wegen der Notwendigkeit der Brennstoffersparnis wird mit jedem Licht geizt. Wenn der Dienst seine Kraft nicht erfordert, muß der U-Boot-Mann sich zum Schlafen niederlegen, um Sauerstoff zu sparen. Der Schlaf jedoch in der feuchten, kalten Kellerluft bringt kaum Erquickung. Dem vom Seemann unzertrennlichen Tabaksgenuß darf der U-Boot-Mann sich selten hingeben, nämlich nur, wenn die Luft rein ist, d. h. wenn kein Fahrzeug weit und breit zu erblicken und wenn die See ruhig ist. Dann mag er für kurze Zeit seine steif gewordenen Glieder ein wenig auf dem schmalen Deck recken und einige Züge aus der Zigarette tun.

Wie die Leistungsfähigkeit unserer U-Boots-Besatzungen uns immer erneut mit höchster Bewunderung erfüllt, so tut es auch die des Materials. Noch vor zehn Jahren wurde die Frage der Fortentwicklung des U-Bootes häufig von den verschiedensten Gesichtspunkten diskutiert. Es hieß, das Unterseeboot sei höchstens brauchbar in der nächsten Nähe des Landes, zur Küstenverteidigung, es sei nahezu blind, seine Seetätigkeit und sein Aktionsradius würden immer beschränkt bleiben, es wäre undenkbar, daß Menschen längere Zeit auf ihm leben könnten. Dann kam jener denkwürdige Tag, der 22. September 1914, an dem Kapitänleutnant Weddigen mit „U 9“ durch einige trefflichere Torpedoschüsse drei britische Panzerkreuzer innerhalb einer Stunde auf den Grund der Nordsee legte. Jene Schüsse weckten ein lautes Echo auf dem gesamten Erdenrund. Die Tat wird stets als eines der bedeutungsvollsten Ereignisse in der Seekriegsgeschichte gewertet werden. Ein Fahrzeug von wenigen hundert Tonnen Größe, mit etwa zwei Duzend Mann Besatzung vermochte drei Schiffe von je 12.190 Tonnen zu vernichten, die 1397 Seelen mit sich in die Tiefe nahmen. Nur 60 Offiziere und 777 Mann konnten gerettet werden. Wohl hatte das U-Boot schon vor dem 22. September einige Vorbeeren errungen.

Am 5. September 1914 lancierte Kapitänleutnant Herzig mit „U 21“ vor dem Firth of Forth auf den englischen Kreuzer „Pathfinder“ einen Torpedo, der dessen Schicksal besiegelte. Innerhalb vier Minuten verschwand das Schiff mit fast seiner gesamten Besatzung in den Fluten. Und am 13. September war es dem

englischen U-Boot „E 9“ gelungen, unseren alten Kreuzer „Gela“ zu versenken. Aber erst der jede Erwartung weit hinter sich lassende Erfolg Weddigens wirkte überzeugend. Er lenkte die allgemeine Aufmerksamkeit auf das neuartige Kriegsinstrument, das nun zum erstenmal bewies, welche gewaltige Offensivkraft ihm innewohnt. Das Interesse, das jedermann am U-Boot von Beginn seiner Tätigkeit an nahm, hat während des ganzen Krieges angehalten. Das Wirken keiner anderen Waffe und nur wenige Begebnisse während der verschiedenen Kriegphasen vermochten die Augen vom U-Boot abzulenken, gleich, ob es als Zerstörer von Kriegs- oder von Kauffahrtsschiffen auftrat. Die Hauptsache bleibt, daß die Zerstörung von Kauffahrern an die erste Stelle gerückt wurde.

NEUE FREIE PRESSE

Nr.: 18838 TAG: 1. 2. 1917

**Reichskanzler v. Bethmann Hollweg über den
unbeschränkten U-Boot-Krieg.**

Alle Voraussetzungen für den Erfolg gegeben.

Berlin, 31. Januar.

Der Hauptausschuß des Reichstages hielt heute nachmittag eine Sitzung ab, an welcher nicht nur die Mitglieder des Ausschusses, sondern auch über Einladung zahlreiche andere Abgeordnete teilnahmen.

In der Sitzung nahm Reichskanzler Dr. v. Bethmann Hollweg das Wort zu folgenden Ausführungen:

Am 12. Dezember habe ich im Reichstage die Erwägungen dargelegt, die zu unserem Friedensangebot geführt hatten. Die Antwort unserer Gegner hat klipp und klar dahin gelaute, daß sie Verhandlungen

mit uns über den Frieden ablehnen, daß sie nur von einem Frieden etwas wissen wollen, den sie diktieren. Damit ist vor aller Welt die Schuldfrage wegen der Fortsetzung des Krieges entschieden. Die Schuld lastet allein auf unseren Gegnern. Ebenso fest steht unsere Aufgabe. Ueber die Bedingungen des Feindes können wir nicht diskutieren. Nur von einem auf das Haupt geschlagenen Volke könnten sie angenommen werden. Kämpfen also heißt es.

Die Botschaft des Präsidenten Wilson an den Kongreß zeigt seinen ersten Wunsch, den Weltfrieden wieder herbeizuführen. Viele der von ihm aufgestellten Maximen begegnen sich mit unseren Zielen: Freiheit der Meere, Beseitigung des Systems der Balance of power, das immer zu neuen Verwicklungen führen muß, Gleichberechtigung der Nationen, offene Tür.

Was aber sind die Friedensbedingungen der Entente? Deutschlands Wehrkraft soll vernichtet werden, Elßaß-Lothringen und unsere Ostmarken sollen wir verlieren, die Donaumonarchie soll aufgelöst, Bulgarien abermals um seine nationale Einheit betrogen, die Türkei aus Europa verdrängt und in Asien zerschlagen werden. Die Vernichtungsabsichten unserer Gegner können nicht stärker ausgedrückt werden.

Zum Kampfe aufs Letzte sind wir herausgefordert. Wir nehmen die Herausforderung an. Wir setzen alles ein, und wir werden siegen.

Durch diese Entwicklung der Dinge ist die Entscheidung über die Führung des U-Boot-Krieges in ihr letztes und akutes Stadium gedrängt worden. Die Frage des U-Boot-Krieges hat uns, wie die Herren sich erinnern werden, gemeinsam in diesem Ausschusse dreimal beschäftigt: im März, im Mai und im September vorigen Jahres. Ich habe jedesmal den Herren in eingehenden Darlegungen das Für und Wider der Frage vorgetragen. Ich habe mit Nachdruck darauf hingewiesen, daß ich jedesmal pro tempore sprach, nicht als grundsätzlicher Anhänger oder grundsätzlicher Gegner der uneingeschränkten Anwendung der U-Boote, sondern in Erwägung der militärischen, politischen und wirtschaftlichen Gesamtsituation, immer von der Prüfung der Frage ausgehend: Bringt uns der uneingeschränkte U-Boot-Krieg dem siegreichen Frieden näher oder nicht? Jedes Mittel, sagte ich im März, das den Krieg abzukürzen geeignet ist, ist das allerhumanste. Auch das rücksichtsloseste Mittel, das uns zum Siege und zum schnellen Siege führt, sagte ich damals, muß angewendet werden.

Der Reichskanzler führte dann weiter aus, weshalb er im März und im Mai des vergangenen Jahres gegen den uneingeschränkten U-Boot-Krieg gewesen sei und weshalb die Frage auch im September nach dem übereinstimmenden Urteil der politischen und der militärischen Leitung nicht spruchreif war. Er kam in diesem Zusammenhange auf seine frühere Äußerung zurück: „Sobald ich in Uebereinstimmung mit der Obersten Heeresleitung zu der Ueberzeugung komme, daß uns der rücksichtslose U-Boot-Krieg dem siegreichen Frieden nähert, dann wird der U-Boot-Krieg gemacht werden.“ Dieser Zeitpunkt, fuhr er fort, ist jetzt gekommen. Im vorigen Herbst war die Zeit auch nicht reif. Aber heute ist der Augenblick gekommen, wo wir mit der größten Aussicht auf Erfolg das Unternehmen wagen können. Einen späteren Zeitpunkt dürfen wir also auch nicht abwarten.

Die Gründe der Ankündigung.

Was hat sich geändert? Zunächst das Wichtigste. Die Zahl unserer U-Boote hat sich gegen das vorige Frühjahr sehr wesentlich erhöht. Damit ist eine feste Grundlage für den Erfolg geschaffen.

Dann der zweite mit ausschlaggebende Punkt: die schlechte Weltgetreideernte. Sie stellt schon jetzt England, Frankreich und Italien vor erste Schwierigkeiten. Wir haben die feste Hoffnung, diese Schwierigkeiten durch den uneingeschränkten U-Boot-Krieg zur Unerträglichkeit zu steigern. Auch die Kohlenfrage ist im Kriege eine Lebensfrage. Sie ist schon jetzt, wie Sie wissen, in Frankreich und Italien kritisch. Unsere U-Boote werden sie noch kritischer machen. Hinzu kommt namentlich für England die Zufuhr von Erzen für die Munitionsfabrikation im weitesten Sinne und von Holz für den Kohlenbergbau. Noch gesteigert werden die Schwierigkeiten unserer Feinde auf diesen Gebieten durch die Zunahme der feindlichen Frachtraumnot. Hier hat die Zeit und hat der Kreuzerrieg der U-Boote dem entscheidenden Schlage vorgearbeitet. Unter der Frachtraumnot leidet die Entente in allen ihren Gliedern. Sie macht sich für Italien und Frankreich nicht weniger als für England geltend.

Dürfen wir so jetzt die positiven Vorteile des uneingeschränkten U-Boot-Krieges sehr viel höher einschätzen als im vorigen Frühjahr, so sind gleichzeitig die Gefahren, die uns aus dem U-Boot-Krieg erwachsen seit jener Zeit gesunken.

Die militärische und politische Lage.

Der Reichskanzler erörterte darauf eingehend die allgemeine politische Lage. Er fuhr dann fort: Der Feldmarschall Hindenburg hat mir vor wenigen Tagen die Lage wie folgt bezeichnet: Unsere Front steht auf allen Seiten fest. Wir haben überall die nötigen Reserven. Die Stimmung der Truppen ist gut und zuversichtlich. Die militärische Gesamtlage läßt es zu, alle Folgen auf uns zu nehmen, die der uneingeschränkte U-Boot-Krieg nach sich ziehen könnte.

Und weil dieser U-Boot-Krieg unter allen Umständen ein Mittel ist, um unsere Feinde auf das schwerste zu schädigen, muß er begonnen werden. Admiralstab und Hochseeflotte sind der festen Ueberzeugung, einer Ueberzeugung,

die in den Erfahrungen des U-Boot-Kreuzerkrieges ihre praktische Stütze findet, daß England durch diese Waffe zum Frieden gebracht werden wird.

Unsere Verbündeten stimmen unseren Ansichten zu. Oesterreich-Ungarn schließt sich unserem Vorgehen auch praktisch an. Ebenso wie wir um England und die Westküste von Frankreich ein Sperrgebiet legen, in dem wir jede Schifffahrt nach den feindlichen Ländern zu verhindern trachten werden, ebenso erklärt Oesterreich-Ungarn ein Sperrgebiet um Italien.

Allen neutralen Ländern ist für den Verkehr untereinander außerhalb des Sperrgebietes freie Bahn gelassen. Amerika bieten wir ebenso, wie wir es schon 1915 getan haben, unter bestimmten Modalitäten gesicherten Personenverkehr auch mit den bestimmten englischen Häfen an.

Darauf verlas der Reichskanzler die Note an die Regierung der Vereinigten Staaten und teilte mit, daß entsprechende Noten an die übrigen Neutralen gerichtet worden sind.

Der Reichskanzler schloß mit folgenden Worten: „Niemand unter uns wird vor dem Ernst des Schrittes, den wir tun, die Augen verschließen. Daß es um unser Leben geht, weiß seit dem 4. August 1914 jeder, und durch die Ablehnung unseres Friedensangebotes ist dies Wissen blutig unterstrichen. Als wir 1914 gegenüber der russischen Generalmobilmachung zum Schwerte greifen mußten, da taten wir es in dem Gefühle tiefster Verantwortung gegen

unser Volk und in dem Bewußtsein entschlossener Kraft, die da spricht: Wir müssen, darum können wir auch. Unendliche Ströme Blutes sind seitdem geflossen, aber das Müssen und Können haben sie nicht weggewaschen. Wenn wir uns jetzt zur Anwendung unserer besten und härtesten Waffe entschlossen haben, so leitet uns nichts als nüchterne Erwägung aller in Frage kommenden Umstände, nichts als der feste Wille, unserem Volk herauszuhelfen aus der Not und Schmach, die ihm unsere Feinde zudenken. Der Erfolg steht in höherer Hand. Was Menschenkraft vermag, um ihn für unser Vaterland zu erzwingen, seien Sie sicher, meine Herren, nichts dazu ist versäumt, alles dazu wird geschehen.“

Mitteilungen der Staatssekretäre.

Nach der Rede des Reichskanzlers machte der Staatssekretär des Reichsmarineamtes Mitteilungen vom militärischen und marintechnischen Standpunkte aus.

Der Staatssekretär des Innern behandelte an der Hand ausführlicher statistischer Angaben die wirtschaftliche Weltlage.

Sodann machte der Staatssekretär des Auswärtigen Amtes Mitteilungen über eine Reihe besonderer Fragen.

Es folgte eine Geheimnisung des Ausganges.

Bei der hierauf wieder aufgenommenen veritanlichen Beratung nahmen Vertreter des Zentrums, der national-liberalen Partei und der fortschrittlichen Volkspartei das Wort. Morgen vormittag wird die Beratung fortgesetzt.

Die Antwort Deutschlands auf die Botschaft Wilsons.

Eine Note der deutschen Regierung über den Unterseebootskrieg.

Berlin, 31. Januar.

Dem hiesigen Vertreter der Vereinigten Staaten von Amerika, Botschafter James B. Gerard, ist heute die folgende Note übermittelt worden:

Berlin, den 31. Januar 1917.

Eure Erzellenz haben die Güte gehabt, mir unter dem 22. d. M. von der Botschaft Mitteilung zu machen, die der Herr Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika am gleichen Tage an den amerikanischen Senat gerichtet hat. Die kaiserliche Regierung hat von dem Inhalt der Botschaft mit der ersten Aufmerksamkeit Kenntnis genommen, die den von höherem Verantwortlichkeitsgefühl getragenen Darlegungen des Herrn Präsidenten zukommt. Es gereicht ihr zu großer Genugtuung, festzustellen, daß die Richtlinien dieser bedeutsamen Rundgebung in weitem Umfange mit den Grundsätzen und Wünschen übereinstimmen, zu denen sich Deutschland bekennt. Hierzu gehört an erster Stelle das Recht der Selbstbestimmung und die Gleichberechtigung aller Nationen. In Anerkennung dieses Prinzips wurde Deutschland es aufrichtig begrüßen, wenn Völker wie Irland und Indien, die sich der Segnungen staatlicher Unabhängigkeit nicht erfreuen, nunmehr ihre Freiheit erlangten. Bündnisse, die die Völker in den Weltkriegen um die Macht hineintreiben und in ein Netz iger Intrigen verstricken, lehnt auch das deutsche Volk ab. Dagegen ist seine frenbige Mitarbeit allen Bemühungen gesichert, die auf die Verhinderung künftiger Kriege abzielen. Die Freiheit der Meere als Vorbedingung für den freien Bestand und den friedlichen Verkehr der Völker hat ebenso wie die offene Tür für den Handel aller Nationen stets zu den leitenden Grundsätzen der deutschen Politik gehört.

Um so tiefer beklagt es die kaiserliche Regierung, daß das friedensfeindliche Verhalten ihrer Gegner es der Welt unmöglich macht, schon jetzt die Verwirklichung dieser erhabenen Ziele in Angriff zu nehmen. Deutschland und seine Verbündeten waren bereit, alsbald in Friedensverhandlungen einzutreten, und hatten als Grundlage die Sicherung des Daseins, der Ehre und der Entwicklungsfreiheit ihrer Völker bezeichnet. Ihre Pläne waren, wie sie in der Note vom 12. Dezember 1916 ausbrücklich betonten, nicht auf die Zerschmetterung oder Vernichtung der Gegner gerichtet und nach ihrer Ueberzeugung mit den Rechten der anderen Nationen wohl vereinbar. Was insbesondere Belgien anlangt, das den Gegenstand warmer Sympathien in den Vereinigten Staaten bildet, so hatte der Reichskanzler wenige Wochen zuvor erklärt, daß eine Einverleibung Belgiens niemals in Deutschlands Absichten gelegen habe. Deutschland wollte in dem mit Belgien zu schließenden Frieden lediglich Vorsorge dafür treffen, daß dieses Land, mit dem die kaiserliche Regierung in guten nachbarlichen Verhältnissen zu leben wünscht, von den Gegnern nicht zur Förderung feindlicher Anschläge ausgenützt werden kann. Solche Vorsorge ist um so dringender geworden, als die feindlichen Machthaber in wiederholten Reden und namentlich in den Beschlüssen der Pariser Wirtschaftskonferenz unterhält die Absicht ausgesprochen haben, Deutschland auch nach Wiederherstellung des Friedens nicht als gleichberechtigt anzuerkennen, vielmehr systematisch weiter zu bekämpfen.

An der Eroberungssucht der Gegner, die den Frieden diktiert wollen, ist der Friedensversuch der vier Verbündeten gescheitert. Unter dem Aushängeschild des Nationalitätenprinzips haben sie als Kriegsziel erklärt, Deutschland, Oesterreich-Ungarn, die Türkei und Bulgarien zu zerstücken und zu unterwerfen. Dem Versöhnungswunsch stellen sie ihren Vernichtungswillen entgegen. Sie wollen den Kampf bis aufs Äußerste. So ist eine neue Sachlage entstanden, die auch Deutschland zu neuen Entschlüssen zwingt.

Seit zweiundeinhalb Jahren mißbraucht England seine Flottenmacht zu dem frevelhaften Versuch, Deutschland durch Hunger zur Unterwerfung zu zwingen. In brutaler Mißachtung des Völkerrechtes unterbindet die von England geführte Mächtegruppe nicht nur den legitimen Handel ihrer Gegner, durch wirtschaftlichen

Nr.:

TAG:

Druck nötigt sie auch die neutralen Staaten, jeden ihr nicht genehmen Handelsverkehr aufzugeben oder den Handel nach ihren willkürlichen Vorschriften einzuschränken. Das amerikanische Volk kennt die Bemühungen, die unternommen worden sind, um England und seine Bundesgenossen zur Rückkehr zum Völkerrecht und zur Achtung vor dem Gesetz der Freiheit der Meere zu bewegen. Die englische Regierung verharret bei ihrem Anshungerungskrieg, der zwar die Wehrkraft des Gegners nicht trifft, aber Frauen und Kinder, Kranke und Greise zwingt, um ihres Vaterlandes willen schmerzliche, die Volkskraft gefährdende Entbehrungen zu erdulden. So häuft britische Herrschsucht kalten Herzens die Leiden der Welt, unbekümmert um jedes Gebot der Menschlichkeit, unbekümmert um die Proteste der schwergeschädigten Neutralen, unbekümmert selbst um die stumme Friedenssehnsucht bei den Völkern der eigenen Bundesgenossen. Jeder Tag, den das furchtbare Ringen andauert, bringt neue Verwüstungen, neue Not und neuen Tod. Jeder Tag, am den der Krieg abgekürzt wird, erhält auf beiden Seiten Tausenden tapferer Kämpfer das Leben und ist eine Wohltat für die gepeinigete Menschheit.

Aufhebung der Beschränkungen des Unterseebootkrieges.

Die kaiserliche Regierung würde es vor ihrem eigenen Gewissen, vor dem deutschen Volke und vor der Geschichte nicht verantworten können, wenn sie irgendein Mittel unversucht ließe, das Ende des Krieges zu beschleunigen. Mit dem Herrn Präsidenten der Vereinigten Staaten hatte sie gehofft, dieses Ziel durch Verhandlungen zu erreichen. Nachdem der Versuch zur Verständigung von den Gegnern mit verschärfter Kampfansage beantwortet worden ist, muß die kaiserliche Regierung, wenn sie in höherem Sinne der Menschheit dienen und sich an den eigenen Volksgenossen nicht versündigen will, den ihr von neuem aufgedrungenen Kampf ums Dasein nunmehr unter vollem Einsatz aller Waffen fortführen. Sie muß daher auch die Beschränkungen fallen lassen, die sie sich bisher in der Verwendung ihrer Kampfmittel zur See auferlegt hat.

Im Vertrauen darauf, daß das amerikanische Volk und seine Regierung sich den Gründen dieses Entschlusses und seiner Notwendigkeit nicht verschließen werden, hofft die kaiserliche Regierung, daß die Vereinigten Staaten die neue Sachlage von der hohen Warte der Unparteilichkeit würdigen und auch an ihrem Teil mithelfen werden, weiteres Elend und vermeidbare Opfer an Menschenleben zu verhüten.

Indem ich wegen der Einzelheiten der geplanten Kriegsmassnahmen zur See auf die anliegende Denkschrift Bezug nehmen darf, darf ich gleichzeitig der Erwartung Ausdruck geben, daß die amerikanische Regierung amerikanische Schiffe vor dem Einlaufen in die in der Anlage beschriebenen Sperrgebiete und ihre Staatsangehörigen davor warnen wird, den mit Häfen der Sperrgebiete verkehrenden Schiffen Passagiere oder Waren anzuvertrauen.

Ich benütze diesen Anlaß, um Eurer Erzelenz den Ausdruck meiner ausgezeichnetsten Hochachtung zu erneuern.

(Geg.) B i m m e r m a n n.

Die deutsche Denkschrift.

Berlin, 31. Januar.

Die in der Note an die Regierung der Vereinigten Staaten von Amerika erwähnte Denkschrift enthält zunächst die Angabe der Sperrgebiete im gleichen Wortlaut wie die österreichisch-ungarische Note und fährt dann fort:

Der Verkehr der regelmäßigen amerikanischen Passagierdampfer kann unbehelligt weitergehen, wenn

a) Falmouth als Zielhafen genommen wird;
b) auf dem Hin- und Rückwege die Scillys sowie ein Punkt 50 Grad Nord, 20 Grad West angesteuert wird; auf diesem Wege werden keine deutschen Minen gelegt werden;

c) die Dampfer folgende besondere, in den amerikanischen Häfen ihnen allein gestattete Abzeichen führen: Anstrich des Schiffsrumpfes und der Aufbauten, 3 Meter breite Vertikalstreifen, abwechselnd weiß und rot; in jedem Mast eine große weiß und rot karierte Flagge, am Heck die amerikanische Nationalflagge; bei Dunkelheit müssen Nationalflagge und Anstrich der Schiffe nach Möglichkeit von weitem gut erkennbar und die Schiffe durchwegs hell erleuchtet sein;

d) ein Dampfer wöchentlich in jeder Richtung geht, dessen Ankunft in Falmouth Sonntag und Abfahrt aus Falmouth Mittwoch erfolgt;

e) Garantie der amerikanischen Regierung gegeben wird, daß diese Dampfer keine Bannware (nach deutschen Bannwarelisten) mit sich führen.

Karten, in welchen die Sperrgebiete eingezeichnet sind, sind in je zwei Exemplaren beigelegt.

Den Regierungen der anderen neutralen Staaten sind entsprechende Noten übermittelt worden.

NEUE FREIE PRESSE

Nr.: 18838 TAG: 1. 2. 1917

Der Defensivkrieg des Vierbundes und die Vernichtungsabsichten der Gegner.

Äußerungen des Grafen Czernin.

Wien, 31. Januar.

Minister des Aeußern Graf Czernin gewährte heute dem Wiener Vertreter der „Associated Press of America“, Mr. Schreiner, ein Interview, in dessen Verlauf sich der Minister äußerte, wie folgt:

Es ist mir unbegreiflich, wie amerikanische Blätter behaupten können, unsere Feinde hätten in ihrer Antwort an den Präsidenten der Vereinigten Staaten ihre Friedensbedingungen genannt, während die Mittelmächte dies unterlassen hätten. Tatsächlich haben wir, wie sich jedermann aus dem veröffentlichten Texte unserer Noten überzeugen kann, unsere Friedensbedingungen ebenso in allgemeinen Grundzügen angedeutet, wie dies unsere Feinde bezüglich der ihren getan haben. Verdichten wir den Inhalt der Erklärungen unserer Feinde, so lassen sich ihre klaren Friedensbedingungen kurz dahin zusammenfassen, daß sie Deutschland territorial amputieren, innerpolitisch seiner freien Selbstbestimmung berauben, Oesterreich-Ungarn zerstückeln, Bulgarien vermindern und die Türkei gänzlich vernichten wollen.

Wir dagegen haben erklärt, daß wir keinen Eroberungs-, sondern einen Verteidigungskrieg führen, setzen also klar und deutlich den offensiven Kriegszielen der Entente unsere defensiven entgegen. Indem

wir erklärten, daß unser Krieg ein Verteidigungskrieg sei, daß wir nichts anstreben, als die Sicherung unserer Existenz und unserer freien Entwicklung, haben wir unsere Kriegsziele zum mindesten ebenso klar definiert wie unsere Gegner die ihren. Welche Bedingungen die gemäßigten, klügeren sind, welche die Zukunft Europas und der Zivilisation sowie einen dauernden Frieden mehr sichern, die unserigen oder die unserer Feinde, welche Bedingungen eine

künftige Versöhnung möglich erscheinen lassen und nicht den ewigen Haß und Unfrieden bedeuten, das glaube ich ruhig dem unparteiischen Urteil solcher Neutralen überlassen zu können, denen das Wohl der gesamten Menschheit wirklich am Herzen liegt und die sich nicht von einer Vorliebe für den einen oder den anderen Teil leiten lassen.

Es liegt uns sehr viel an dem Urteil des großen amerikanischen Volkes. Alles, was wir von Ihren Landsleuten wünschen möchten, ist, daß sie die großen Menschheitsfragen, um die es sich handelt, mit jenem Ernst und jener pflichtgemäßen Unbefangenheit prüfen, welche eine amerikanische Jury auszuzeichnen pflegen. Unser Friedensangebot war loyal, ehrlich und redlich gemeint, keineswegs eine Falle oder ein Mandöver, wie unsere Feinde behaupten. Daß es abgelehnt wurde, bedauern wir, und wir zögern nicht, dies offen zu bekennen, selbst auf die Gefahr hin, daß uns dies Bedauern, wie schon so oft, als Schwäche ausgelegt werde. Unsere Feinde haben seit Anfang des Krieges schon so viel Falsches von uns — speziell gilt dies von Oesterreich-Ungarn — behauptet und prophezeit, das dann durch die Tatsachen widerlegt wurde, daß sie wirklich schon gegen ihr eigenes Urteil etwas mißtrauisch geworden sein könnten.

Wie dem auch sei, angesichts der Haltung unserer Feinde, die die Berechtigung unserer in Jahrhunderten gewordenen Existenz einfach leugnen, weil sie ihnen in ihre egoistischen Theorien nicht hineinpaßt, bleibt uns nichts anderes übrig — das wird jeder billig Denkende zugeben müssen — als uns auf das Heußerste zu wehren; die Zukunft wird beweisen, daß wir die Kraft besitzen, dies mit Erfolg zu tun. Unsere Feinde wollen keinen Vermittlungsfrieden. Wenn sie uns zwingen, das Blutvergießen fortzusetzen, so haben sie sich das selbst zuzuschreiben, und wir hoffen ernstlich, daß man dies in Amerika einsehen und danach unsere Entschlüsse beurteilen wird. Die Zukunft wird lehren, daß die Verwirklichung des von der Entente angekündigten Planes, uns zu vernichten, unmöglich ist; sobald sich diese Ueberzeugung auch bei unseren Feinden Bahn bricht, wird der große und schöne Augenblick gekommen sein, in dem der Friedensgedanke reale Gestalt annimmt. Dann werden wir mit der edlen Friedensarbeit beginnen, eine Welt zu schaffen, die uns wie allen anderen Staaten eine freie, gesicherte Entwicklung ermöglicht und eine Wiederkehr eines Weltkrieges verhindert.

Die deutsche Note an die amerikanische Regierung über den verschärften U-Bootkrieg.

Berlin, 31. Jänner.

Der Regierung der Vereinigten Staaten von Amerika ist heute die folgende Note übermittelt worden:

Berlin, 31. Jänner 1917. Eure Exzellenz haben die Güte gehabt, mir unter dem 22. d. von der Botschaft Mitteilung zu machen, die der Herr Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika am gleichen Tage an den amerikanischen Senat gerichtet hat. Die kaiserliche Regierung hat von dem Inhalt der Botschaft mit der ersten Aufmerksamkeit Kenntnis genommen, die von einem höheren Verantwortlichkeitsgefühl getragenen Darlegungen des Herrn Präsidenten zukommt. Es gereicht ihr zu großer Genugtuung, festzustellen, daß die Richtlinien dieser bedeutsamen Kundgebung im weiteren Umfange mit den Grundsätzen und Wünschen übereinstimmen, zu denen sich Deutschland bekennt.

Hierzu gehört an erster Stelle das Recht der Selbstbestimmung und die Gleichberechtigung aller Nationen. In Anerkennung dieses Prinzips würde Deutschland es aufrichtig begrüßen, wenn Völker, wie Irland und Indien, die sich der Segnungen staatlicher Unabhängigkeit nicht erfreuen, nunmehr ihre Freiheit erlangten. Bündnisse, die die Völker in den Wettbewerb um die Macht hineinträuben und in ein Netz eigennütziger Intrigen verstricken, lehnt auch das deutsche Volk ab; dagegen ist seine freudige Mitarbeit allen Bemühungen gesichert, die auf die Verhinderung künftiger Kriege abzielen.

Die Freiheit der Meere als Vorbedingung für den freien Bestand und den friedlichen Verkehr der Völker hat ebenso wie die offene Tür für den Handel aller Nationen stets zu den leitenden Grundsätzen der deutschen Politik gehört.

Umso tiefer beklagt es die kaiserliche Regierung, daß das friedensfeindliche Verhalten ihrer Gegner es der Welt unmöglich macht, schon jetzt die Verwirklichung dieser erhabenen Ziele in Angriff zu nehmen. Deutschland und seine

Verbündeten waren bereit, alsbald in Friedensverhandlungen einzutreten und hatten als Grundlage die Sicherheit des Daseins, der Ehre und der Entwicklungsfreiheit ihrer Völker bezeichnet. Ihre Pläne waren, wie sie in der Note vom 12. Dezember 1916 ausdrücklich betonten, nicht auf die Zerstörung oder Vernichtung der Gegner gerichtet und nach ihrer Überzeugung mit den Rechten der anderen Nationen wohl vereinbar.

Was insbesondere Belgien anlangt, das den Gegenstand warmherziger Sympathien in den Vereinigten Staaten bildet, so hatte der Reichskanzler wenige Wochen zuvor erklärt, daß eine Einverleibung Belgiens niemals in Deutschlands Absichten gelegen habe. Deutschland wollte in dem mit Belgien zu schließenden Frieden lediglich Vorsoorge dafür treffen, daß dieses Land, mit dem die kaiserliche Regierung in guten nachbarlichen Verhältnissen zu leben wünscht, von den Gegnern nicht zur Förderung feindlicher Anschläge ausgenützt werden kann. Diese Vorsoorge ist umso dringender geworden, als die feindlichen Machthaber in wiederholten Reden und namentlich in den Beschlüssen der Pariser Konferenz unverhüllt die Absicht ausgesprochen haben, Deutschland auch nach Wiederherstellung des Friedens nicht als gleichberechtigt anzuerkennen, vielmehr systematisch weiter zu bekämpfen. An der Eroberungssucht der Gegner, die den Frieden diktiert wollen, ist der Friedensversuch der vier Verbündeten gescheitert. Unter dem Aushängeschild des Nationalitätenprinzips haben sie als Kriegsziel enthüllt, Deutschland, Österreich-Ungarn, die Türkei und Bulgarien zu zerstücken und zu entehren. Dem Versöhnungswunsche stellen sie ihren Vernichtungswillen entgegen, sie wollen den Kampf bis aufs Äußerste. So ist eine neue Sachlage entstanden, die auch Deutschland zu neuen Entschlüssen zwingt.

Seit zweiundbeinhalf Jahren mißbraucht England seine Flottenmacht zu dem frevelhaften Versuch, Deutschland durch Hunger zur Unterwerfung zu zwingen. In totaler Mißachtung des Völkerrechtes unterbindet die von England geführte Mächtegruppe nicht nur den legitimen Handel ihrer Gegner, durch rücksichtslosen Druck nötigt sie auch die neutralen Staaten, jeden ihr nicht genehmen Handelsverkehr aufzugeben oder den

Handel nach ihren willkürlichen Vorschriften einzuschränken. Das amerikanische Volk kennt die Bemühungen, die unternommen worden sind, um England und seine Bundesgenossen zur Rückkehr zum Völkerrecht und zur Achtung vor dem Geseze der Freiheit der Meere zu bewegen. Die englische Regierung verharret bei ihrem Aus Hungierungs krieg, der zwar die Wehrkraft des Gegners nicht trifft, aber Frauen und Kinder, Kranke und Greise zwingt, um ihres Vaterlandes willen schmerzliche, die Volkskraft gefährdende Entbehrungen zu erdulden. So häuft britische Herrschsucht kalten Herzens die Leiden der Welt, unbekümmert um jedes Gebot der Menschlichkeit, unbekümmert um die Proteste der schwergeschädigten Neutrals, unbekümmert selbst um die stille Friedenssehnsucht bei den Völkern der eigenen Bundesgenossen. Jeder Tag, den das furchtbare Ringen andauert, bringt neue Verwüstungen, neue Not und neuen Tod. Jeder Tag, um den der Krieg abgekürzt wird, erhält auf beiden Seiten Tausenden tapferen Kämpfern das Leben und ist eine Wohltat für die gepeinigste Menschheit.

Die kaiserliche Regierung würde es vor ihrem eigenen Gewissen, vor dem deutschen Volke und vor der Geschichte nicht verantworten können, wenn sie irgend ein Mittel unversucht ließe, das Ende des Krieges zu beschleunigen. Mit dem Herrn Präsidenten der Vereinigten Staaten hatte sie gehofft, dieses Ziel durch Verhandlungen zu erreichen. Nachdem der Versuch zur Verständigung von den Gegnern mit verschärfter Kampfansage beantwortet worden ist, muß die kaiserliche Regierung, wenn sie in höherem Sinne der Menschheit dienen und sich an den eigenen Volksgenossen nicht versündigen will, den ihr von neuem aufgedrungenen Kampf ums Dasein nunmehr unter vollem Einsatz aller Waffen fortführen. Sie muß daher auch die Beschränkungen fallen lassen, die sie sich bisher in der Verwendung ihrer Kampfmittel zur See aufgelegt hat. Im Vertrauen darauf, daß das amerikanische Volk und seine Regierung sich den Gründen dieses Entschlusses und seiner Notwendigkeit nicht verschließen werden, hofft die kaiserliche Regierung, daß die Vereinigten Staaten die neue Sachlage von der hohen Warte der Unparteilichkeit würdigen und auch in ihrem Teile mithelfen werden, weiteres Elend und vermeidbare Opfer an Menschenleben zu verhüten.

Indem ich wegen der Einzelheiten der geplanten Kriegsmahnahmen zur See auf die anliegende Denkschrift Bezug nehmen darf, darf ich gleichzeitig der Erwartung Ausdruck geben, daß die amerikanische Regierung vor dem Einlaufen in die in der Anlage beschriebenen Sperrgebiete und ihre Staatsangehörigen davor warnen wird, den mit den Häfen der Sperrgebiete verkehrenden Schiffen Passagiere oder Waren anzuvertrauen.

Ich benütze diesen Anlaß, um Eurer Excellenz den Ausdruck meiner ausgezeichneten Hochachtung zu erneuern.

Ges. Zimmermann.

Verhängnis U-Bootkrieg.

Sperregebiete um England, Frankreich und Italien werden für jeden Seeverkehr.

Ein Gebot der Not.

Die längst erwartete und ersuchte Note über den verschärften U-Bootkrieg ist nun erschienen. Seit dem Tage, da es der Vierverband unter der Führung Englands abgelehnt hat, mit den Mittelmächten in Friedensunterhandlungen einzutreten, seit dem Tage, da die Gegner als Kriegsziel die Vernichtung der Mittelmächte in ihrer heutigen Gestalt aller Welt verkündeten, gibt es nur mehr eine Ultima ratio: England, den erbittertesten Gegner der Mittelmächte, den Todfeind Deutschlands, an seinem Lebensnerv zu treffen, seinen Handel mit allen Kräften lähmen, seine Verbindung mit seinen Bundesgenossen und den neutralen Staaten auf ein äußerstes Mindestmaß herabzudrücken, England, das meerrumschlossene, mit den Waffen der modernen Technik zu isolieren, es auf Hungerkration zu setzen. Und mit England seine seehandeltreibenden Verbündeten: Frankreich und Italien. Das ist Sinn und Zweck des verschärften U-Bootkrieges.

Wir dürfen — so äußerte sich erst vor wenigen Tagen ein Fachmann — das Vertrauen zu unseren Unterseebootoffizieren haben, daß sie, die in den verflochtenen Jahren nimmermüde, bewundernswerte Beweise ihres Könnens und ihrer Aufopferungsfreudigkeit abgelegt haben, nicht erlahmen werden. Männer, wie Kapitänleutnant Forstmann, der bis Mitte August mit seinem U-Boot 100 Schiffe mit 260.000 Tonnen, Kapitänleutnant v. Arnauld de la Perrière, der mit „U 35“ 126 Schiffe mit 270.000 Tonnen und Kapitänleutnant Valentiner, der 128 Schiffe mit 282.000 Tonnen versenkt haben, geben die Gewähr, daß wir unsere Hoffnungen auch für die Zukunft auf festem Grund verankert glauben dürfen. Diese drei Kapitänleutnants sind es jedoch nicht allein, eine Reihe tapferer Jünger des unvergeßlichen Webdigen, U-Bootkommandanten, Kapitänleutnants und Leutnants, deren Namen bisher nicht bekannt wurden, stehen bereit, dem Rufe zu folgen, der an sie ergehen wird, wenn der „gegebene Augenblick“ gekommen ist! Wir haben die Zuversicht, daß ihre Taten dann ein weithallendes Echo in der Welt hervorrufen werden, ein Echo, das zu uns als sehrender Ruf nach dem Frieden von unseren Feinden zurückschallen möchte.

Nun ist dieser Augenblick gekommen. Mit dem heutigen Tage setzt der verschärfte Krieg der Unterseeboote auf allen Kriegsgebieten zur See ein. Die ganze Küste um England, um Frankreich und um Italien, ferner gewisse Gebiete des östlichen Mittelmeeres werden als besondere Gefahrenzone erklärt; das heißt, jeder feindliche Dampfer, der sich in diesen Gebieten blicken läßt, wird ohne Warnung, wird ohne Pardon torpediert und in den Grund des Meeres versenkt. Die neutralen Staaten werden aufgefordert, ihre Schiffe rechtzeitig, das ist bis zum 5. Februar, aus den Sperrgebieten abzurufen, widrigenfalls ihre Schiffe auf eigenes

Risiko allen Gefahren ausgesetzt sind, die die neue Kriegsführung zur See mit sich bringt.

Die Verbündeten gehen auch in dieser Frage einheitlich und geschlossen vor: den verschärften U-Bootkrieg werden sämtliche U-Boote der Mittelmächte nach gleichen Richtlinien führen, und man darf nach der bisherigen ergiebigen Praxis schon heute sagen, daß der verschärfte U-Bootkrieg zu neuen glänzenden Waffenerfolgen der Mittelmächte führen wird und führen muß. Die Maximen der neuen Kriegsmethode sind zweifellos hart, sie werden dem Gegner die allerschwersten Opfer kosten. Aber unter der Optik, daß der U-Bootkrieg zu dieser Schärfe gedeihen mußte, um den gesamten Krieg abzukürzen, um dem ungeheuren Elend, das die Welt über Europa heraufbeschworen haben, ein Ende zu setzen, ein Ende, je früher, desto besser — unter dieser Optik will die neue Maßnahme der Mittelmächte verstanden und gebilligt sein.

Die Note der österr.-ungar. Regierung.

Wien, 31. Jänner.

Zufolge der schroffen Ablehnung des Friedensangebotes der Mittelmächte durch die Gegner und angesichts der hierdurch entstandenen Notwendigkeit, den Krieg mit verstärkter Kraft weiterzuführen, beschloß die österreichisch-ungarische Regierung im Einvernehmen mit dem Berliner Kabinett, am 1. Februar den Unterseebootkrieg in verschärfter Form aufzunehmen und innerhalb bestimmter Sperrgebiete um Großbritannien, Frankreich und Italien herum, sowie im östlichen Mittelmeer jeden Seeverkehr zu unterbinden.

Eine an sämtliche neutralen Staaten vom Minister des Auswärtigen Grafen Czernin gerichtete Note führt aus, daß Österreich-Ungarn und seine Verbündeten, die den zur Verteidigung ihres Bestandes und ihrer Lebensinteressen im August 1914 ihnen aufgezwungenen Kampf aufnahmen, in dreißig Kriegsmonaten derartige Erfolge erzielten, daß in dem Maße, als die Eroberungspläne der Feinde zunichte wurden, Österreich-Ungarn und seine Verbündeten ihre rein defensiven Kriegsziele als erreicht betrachten konnten. Diese maßvolle Erkenntnis und der Wunsch, weiteres nutzloses Blutvergießen zu vermeiden, zeitigten das Friedensangebot der vier verbündeten Mächte. Ihre Gegner, von dem Wahne geblendet, dem Schicksal doch noch eine ihnen günstigere Wendung zu geben und uns zerschmettern zu können, wiesen dieses Angebot schroff zurück und stellten Forderungen für den Friedensschluß auf, welche die völlige Niederwerfung der vier verbündeten Mächte zur Voraussetzung und ihre Vernichtung zum Ziele hatten. Gott und die Welt

sind Zeugen, wer an der Fortsetzung des Krieges Schuld trägt.

Gegenüber der Absicht der Gegner, die Seere Österreich-Ungarns und seiner Verbündeten zu berauben, ihre Flotte zu vernichten, ihre Besatzungen auszuhungern, muß der Kampf den Fortgang nehmen zu Lande und zur See mit allen, auch den schärfsten Waffen. Die gesteigerte Anwendung aller Kriegsmittel allein macht die Abkürzung des Krieges möglich.

Die Gegner waren schon bisher bestrebt, den Seeverkehr Österreich-Ungarns und seiner Verbündeten zu unterbinden und diesen Mächten jede Zufuhr abzuschneiden. Gleich wie auf anderen Meeren haben sie auch in der Adria sogar Hospitalschiffe, sowie unbewaffnete Personendampfer ohne vorherige Warnung torpediert. Österreich-Ungarn und seine Verbündeten werden fortan ihrerseits die gleiche Methode anwenden, indem sie Großbritannien, Frankreich und Italien von jedem Seeverkehr abschneiden und zu diesem Behufe vom 1. Februar 1917 innerhalb eines bestimmten Sperrgebietes jede Schifffahrt mit allen Mitteln verhindern werden. Die Note bezeichnet auf Grund beiliegender Karten genau die Sperrgebiete um Großbritannien, Frankreich und Italien herum und im östlichen Mittelmeer, wo ab 1. Februar jedem Seeverkehr ohne weiteres mit allen Waffen entgegengetreten wird, und erklärt, daß neutrale Schiffe, die diese Gebiete befahren, dies auf eigene Gefahr tun.

Wenn auch Vorsorge getroffen ist, daß neutrale Schiffe, die am 1. Februar auf der Fahrt nach Häfen der Sperrgebiete in deren Nähe gekommen sind, während einer angemessenen Frist geschont werden, ist doch dringend anzuraten, daß sie mit allen verfügbaren Mitteln gewarnt und umgelenkt werden.

Neutrale Schiffe, die in Häfen der Sperrgebiete liegen, können mit gleicher Sicherheit die Sperrgebiete noch verlassen, wenn sie vor dem 5. Februar auslaufen und den kürzesten Weg in freies Gebiet nehmen.

Auch dieser Entschluß wurde von Österreich-Ungarn in der Absicht gefaßt, durch wirksame Kriegsmittel den Kampf abzukürzen und einem Frieden näher zu kommen, für den es zum Unterschied von seinen Gegnern mächtige, von keinem Vernichtungsgedanken geleitete Bedingungen ins Auge faßt, nach wie vor beseelt von der Absicht, daß der Endzweck dieses Krieges keine Eroberungen, son-

Nr.: TAG:

bern die freie, gesicherte Entwicklung der eigenen, wie der anderen Staaten ist.

Im vollen Vertrauen auf die bewährte Tapferkeit und Tüchtigkeit ihrer Land- und Seestreitkräfte treten die verbündeten Mächte mit der bitteren Entschlossenheit, aber auch mit der Gewißheit in die bevorstehende ernste Phase des Kampfes, daß diese zu einem Erfolg führen wird, der das jahrelange Ringen endgültig entscheiden und hiedurch die Opfer an Gut und Blut rechtfertigen werde.

Dem amerikanischen Botschafter wurde diese Note mit dem Zusatz übermittelt, worin erklärt wird, die österreichisch-ungarische Regierung habe den Inhalt der bedeutsamen, von hohem sittlichen Ernste erfüllte Botschaft des Präsidenten Wilson an den Senat einer aufmerksamen Erwägung unterzogen. Sie verkennt nicht die erhabenen Ziele, die Wilson ins Auge faßt, muß aber vor allem feststellen, daß sein Wunsch, dauernden Frieden anzubahnen, dermaßen schon durch die Ablehnung vereitelt erscheint, die das Friedensangebot Österreich-Ungarns und seiner Verbündeten bei den Gegnern erfahren hat.

Und die Neutralen?

Die dritte Ankündigung des unbedingten Tauchbootkrieges wird von unbarmherziger Tat gefolgt sein. Zweimal warf sich die nordamerikanische Union Deutschland in den ausgestreckten Arm, zweimal wichen die Staatslenker der Mittelmächte behufs Erhaltung des Friedens mit Amerika zurück, jetzt aber wird es blutiger Ernst. Es war Rechnungssache, ob Deutschland und Österreich-Ungarn zusammen genommen genug Tauchboote besäßen, um die feindlichen Küsten zu blockieren; da aber die Addition nicht das gewünschte Ergebnis ergab, so blieb es bei dem Unterseebootkrieg mit vorherigem Anruf des feindlichen oder des neutralen Schiffes. Der Augenblick ist gekommen, wo auch der vorsichtig abwägende deutsche Reichskanzler, wo der Felsenherrnblick Hindenburgs die Zahl der Tauchboote für ausreichend ansieht, und nun schlagen die Mittelmächte unbarmherzig zu. Zwischen ihnen und dem feindlichen Bohnbündel ist die Rechnung glatt und klar. Hier bedarf es keiner Erläuterung, hier wird keine Einschränkung bewilligt. Anders steht es mit den Neutralen. Unter ihnen stehen die Union, die skandinavischen Staaten, Holland und Spanien in vorderster Linie. Dorthin lenkt sich die allgemeine Aufmerksamkeit.

Nordamerika hat in seinen 1916 nach Berlin gerichteten Noten bereits gesprochen. Damals kündigte es dem Berliner Kabinett an, daß die Versenkung von Handelsschiffen ohne vorherigen Anruf zum Abbruche der Beziehungen mit Deutschland führen werde. Bleibt Wilson, wie vielfach vermutet wird, bei seinem Vorsatze, so werden die amerikanischen Gesandten in Berlin und Wien zunächst drohen, ihre Koffer zu packen. Nordamerika besitzt ein wichtiges Pfand, um sich uns unangenehm zu machen. Etwa 600.000 bis 700.000 Tonnen deutscher und österreichischer Handelsschiffe, welche beim Ausbruche des Weltkrieges im August 1914 nicht mehr rechtzeitig in die Heimat zurückkehren konnten, ankern in den amerikanischen Häfen. Wenn die Regierung der Union will, kann sie diese Schiffe in Beschlag nehmen und damit dem unrühmlichen Beispiele Portugals folgen. Allgemeiner Annahme nach wird die Union darüber nicht hinausgehen. Sie wird es sich überlegen, eine Armee zum Schutze Frankreichs abzuschicken, mitten durch die Blockade der deutschen Tauchboote hindurch. Läßt sich die Union in den europäischen Festlandskrieg ein, so wird Japan frohlocken. Die Nordamerikaner werden kaum so töricht sein, ihr Blut für eine fremde Sache hinzugeben, damit Japan sich ungestört auf China stürzen kann.

Von den europäischen Staaten sind Holland und Dänemark auch zu Lande Nachbarn Deutschlands. Brechen sie die Beziehungen mit Deutschland ab, so droht ihnen das Schicksal Rumäniens. Deutschland und Österreich-Ungarn sind stark genug, um sich des Festlands von Dänemark und der Niederlande zu bemächtigen. Grund genug für diese zwei Staaten, in der Neutralität zu verharren. So haben sie es auch bei der Ankündigung des unbedingten Tauchbootkrieges 1914 und 1915 gehalten. Es ist kein Grund anzunehmen, daß die unsichtigen Regierungen der beiden Länder sich in das Abenteuer eines Krieges mit Deutschland stürzen werden.

Von den Staaten der skandinavischen Halbinsel ist Schweden schon durch die Gegnerschaft zu Rußland an die Neutralität geradezu gebunden. Ein großer Teil der Bevölkerung dieses Landes ist deutschfreundlich. Der Handel Schwedens mit Deutschland, der zum Vorteil beider Staaten nie unterbrochen worden ist, wird weitergehen wie bis-

her. Weniger sicher ist man wegen Norwegen. Es liegt aber auf der Hand, daß dieses Land allein nicht viel nützen und nicht viel schaden kann. Die Norweger werden durch die Blockade Englands am meisten leiden, nachdem sie durch den Handel mit England in den letzten zwei Jahren Reichtümer sammengeschart haben. Da Norwegen zu Land nicht an Deutschland grenzt und nur eine geringe Seemacht besitzt, so kann man von seiner Entscheidung flüchtig absehen.

Bleibt Spanien. Dieses Land befindet sich in einer unergleichlich günstigen Lage. Die Tauchboote werden die Küsten Frankreichs und Italiens blockieren, sich aber von Spanien fernhalten. Daraus folgt, daß die Handelsschiffe mit Vorliebe die spanischen Häfen aufsuchen und hier ihre Waren ablagern werden. Dann wird auf den Eisenbahnen Vieh nach Frankreich und Italien verfrachtet werden wie möglich. Der Frächter wird gewaltigen Gewinn davontragen. Die Spanier wären töricht, wenn sie diese Möglichkeit nicht benützten und wenn sie sich in einen Krieg mit Deutschland stürzen wollten, zu dem sie nicht die geringste Veranlassung besitzen.

Das ist der Anblick der Dinge, wenn man die Erklärungen der neutralen Staaten in den Jahren 1915 und 1916 zur Grundlage ihrer nächsten Entschlüsse nehmen kann. Die Lage kann sich verschieben, wenn Amerika, was unwahrscheinlich ist, zum Kriege gegen Deutschland aufruft. Voraussichtlich aber bleiben auf europäischem Boden die Dinge beim alten und die ganze Schwere des U-Bootkrieges wird die Staaten des Völkerbundes treffen, besser gesagt England, Frankreich und Italien, deren Küsten in Blockadezustand versetzt sind. Summa der Ein- und Ausgang vor dem Londoner Hafen wird die Schwere des Krieges zu fühlen haben. Dieser Raum soll das Stellbühnen für die deutschen U-Boote sein. Die Verödung des Londoner Hafens wird das Volk Großbritanniens schwer treffen. Der größte Handelsplatz der Welt soll nicht frei ausgehen, wenn der Hafen von Hamburg zur Geschäftslosigkeit verurteilt ist. Das ist die erste Folge des unbedingten U-Bootkrieges.

Die Botschaft Wilsons an den Kongreß.

(Ab.) Washington, 2. Februar.

Präsident Wilson erinnerte in seiner Botschaft an den Kongreß an die amerikanische Note an Deutschland vom 8. April nach der Torpedierung der „Sussex“, an Deutschlands Antwort hierauf vom 4. Mai und an die Antwort Amerikas vom 8. Mai, in der die deutschen Zusicherungen angenommen wurden. Wilson sagte, Deutschland habe die Note nicht beantwortet. Hierauf zitiert Wilson aus dem deutschen Memorandum vom 31. Jänner und sagt: Angesichts dieser Erklärung, die plötzlich und ohne vorherige Andeutung irgendwelcher Art vorsätzlich die feierlichen Versicherungen, die in der deutschen Note vom 4. Mai gegeben wurden, zurückzieht, bleibt der Regierung der Vereinigten Staaten keine andere Wahl, die sich mit der Würde und der Ehre der Vereinigten Staaten vereinbaren ließe, als den Weg einzuschlagen, den sie in ihrer Note vom 8. April für den Fall ankündigte, als Deutschland seine U-Boot-Methoden nicht aufgeben sollte.

Ich beauftragte deshalb Lansing, Bernstorff mitzuteilen, daß die diplomatischen Beziehungen zu Deutschland abgebrochen sind, daß der amerikanische Botschafter in Berlin sofort abberufen werde und daß Bernstorff die Pässe ausgehändigt werden.

Trotz dieses unerwarteten Vorgehens der deutschen Regierung und dieses plötzlichen tiefbedauerlichen Widerrufes ihrer unserer Regierung gegebenen Versicherungen in einem Augenblicke der kritischsten Spannung in den zwischen den beiden Regierungen bestehenden Beziehungen, weigere ich mich, zu glauben, daß die deutschen Behörden tatsächlich das zu tun beabsichtigen, wozu sie sich, wie sie uns bekanntgegeben haben, berechtigt halten. Ich bringe es nicht über mich, zu glauben, daß sie auf die alte Freundschaft der beiden Völker oder auf ihre feierliche Verpflichtung keine Rücksicht nehmen und in mutwilliger Durchführung eines unbarmherzigen Flottenprogramms amerikanische Schiffe und Menschenleben vernichten werden. Nur wirklich offenkundige Taten von ihrer Seite können mich das glauben machen.

Wenn mein eingewurzeltes Vertrauen in ihre Besonnenheit und ihre kluge Ansicht sich unglücklicherweise als unbegründet herausstellen sollte, wenn amerikanische Schiffe oder Menschenleben in achtloser Übertretung des Völkerrechtes und der Gebote der Menschlichkeit geopfert werden sollten, so werde ich den Kongreß um die Ermächtigung ersuchen, die Mittel anwenden zu können, die notwendig sind, um unsere Seelente und Bürger bei der Verfolgung ihrer friedlichen und legitimen Unternehmungen auf dem offenen Meere zu schützen. Ich kann nicht weniger tun. Ich nehme es als ausgemacht an, daß alle neutralen Regierungen denselben Weg einschlagen werden.

Wir wünschen keinen kriegerischen Konflikt (wörtlich: hostile conflict) mit der

deutschen Regierung. Wir sind aufrichtige Freunde des deutschen Volkes und wünschen ernstlich, den Frieden mit der Regierung zu erhalten, die sein Sprachrohr ist. Wir werden nicht glauben, daß sie uns feindlich gesinnt ist, außer, wenn es soweit kommt, daß wir es glauben müssen und wir beabsichtigen nichts anderes als eine vernünftige Verteidigung der unzweifelhaften Rechte unseres Volkes. Wir haben keine egoistischen Absichten. Wir suchen nur, den uralten Grundsätzen unseres Volkes treu zu bleiben, unsere Recht auf Freiheit, Gerechtigkeit und ein unbelastetes Leben zu schützen, das sind die Grundlagen des Friedens, nicht des Krieges. Möge Gott es fügen, daß wir nicht durch Akte vorsätzlicher Ungerechtigkeit von Seite der Regierung Deutschlands dazu herausgefordert werden, sie zu verteidigen.

TISZA, J.

TAGESPOST (Graz) (Morgenblatt)

Nr.: 36

TAG: 6.2.1917, 4f.

Graf Tisza über den U-Bootkrieg.

Ungarisches Abgeordnetenhaus.

Budapest, 5. Februar.

Nach Wiederaufnahme der öffentlichen Sitzung ergreift Ministerpräsident Graf Tisza das Wort, um sich zunächst mit der Natur der Unterseebootwaffe und der daraus folgenden Art der Anwendung für die Blockade zu befassen. Er erklärt, es würde der Natur der Tauchboote zuwiderlaufen, wenn man auf sie die gleichen Rechtsnormen anwenden wollte, die für andere Fahrzeuge gelten, die eine Blockade durchführen. Übrigens sei diese Frage dadurch überholt, daß die Feinde zum Zwecke der Durchführung der Blockade weite Meeresflächen als Minensfelder erklärten und wichtige Handelsstraßen durch Minen absperren, wodurch die neutralen Schiffe das Risiko laufen, auf Minen aufzufahren und in die Luft gesprengt zu werden.

Wenn dies erlaubt sei, — und die Neutralen haben dagegen nicht Stellung genommen — warum sollten dann auch nicht gewisse Teile des Meeres durch Unterseeboote blockiert werden dürfen, was für die Neutralen nur ein gleiches Risiko wie die Minensfelder bedeute. Gegen unseren Standpunkt haben ja auch lediglich die Vereinigten Staaten Einspruch erhoben. Seinerzeit haben wir aus Zweckmäßigkeitsrücksichten, um weiteren Meinungsverschiedenheiten und Reibungen vorzubeugen, uns einstweilen des Gebrauches der Unterseeboote enthalten. Heute aber wird uns eine solche Enthaltung durch das Auftreten unserer Feinde unmöglich gemacht, die als Antwort auf die von uns und gerade auch seitens Wilsons erfolgte Friedensanregung unsere Vernichtung in brutaler Weise proklamierten. (Zustimmung.)

Einer solchen Erklärung gegenüber kann es keine andere Antwort geben, als die Verteidigung unseres angegriffenen Lebens mit Inanspruchnahme aller uns zur Verfügung stehenden berechtigten Mittel. Schließlich nahmen wir jetzt Zuflucht zu dieser Waffe in dem Bewußtsein, daß alle Vorbedingungen eines vollen Erfolges vorhanden sind (Eisenrufe rechts), daß mithin der Zeitpunkt für eine erfolgreiche Anwendung dieses Mittels gekommen ist. (Eisenrufe rechts.) Wir taten dies mit möglichst weitgehender Rücksicht auf die neutrale Schifffahrt. Bisher haben wir auch keinerlei Ursache zur Annahme, daß dieser unser Entschluß beim Großteil der Neutralen nicht auf entsprechendes Verständnis stoßen würde.

Einzig die Regierung der Unionstaaten antwortete strikte mit dem Abbruch der Beziehungen zu Deutschland. Wir können uns trotzdem der Erwartung nicht verschließen, daß auch die Regierung der Unionstaaten alle jene Gesichtspunkte, die uns leiteten, beherzigen werde, ehe sie sich zu einer Handlung entschließt, die nach unserer Überzeugung der großen, heiligen Sache der Menschheit und des Friedens in dem gleichen Maße, wie den eigenen Interessen der Vereinigten Staaten abträglich wäre. (Zustimmung.)

Wir griffen zu dieser Waffe, um jenen Frieden näher zu bringen, der auf der nämlichen grundsätzlichen Basis steht, wie Wilson ihn verkündete. Wir stehen auch heute noch auf dem Standpunkt des von Wilson vorgeschlagenen Friedens, der niemanden in seinen Daseinsbedingungen angreift, niemanden demütigen will und geeignet ist, einem dauerhaften Frieden zur Grundlage zu dienen. (Lebhafte Zustimmung.)

Wir sind auch heute noch zu Verhandlungen bereit, sobald wir die Bürgschaft gewinnen, daß unsere Feinde zur Erreichung eines solchen Friedens mit uns zu Verhandlungen geneigt sind. Solange jedoch unsere Feinde uns nach dem Leben trachten, sind wir genötigt und entschlossen, zur Zurückweisung dieses unmenschlichen und verbrecherischen Anschlages unter allen Umständen uns aller berechtigten Mittel zu bedienen, die zur Gewährleistung des Erfolges geeignet sind. (Allgemeine lebhafteste Zustimmung, Beifall rechts.)

Der Ministerpräsident ersuchte schließlich, diese Erklärung, die er im vollen Einvernehmen mit dem Minister des Auswärtigen auf Grund einer mit ihm gepflogenen Besprechung abgegeben habe, zur Kenntnis zu nehmen.

Abgeordneter Graf Apponyi erklärt: Unser Friedensangebot wurde mit Drohungen beantwortet, die die Aufteilung unserer Staaten, in erster Reihe Ungarns, bedeuten würden. Solange ein Ungar lebt, wird er bis zum letzten Blutstropfen gegen jede derartige Absicht

kämpfen. (Allgemeiner lebhafter Beifall.) Redner vertraue auf die Einsicht der Neutralen, besonders auch darauf, daß die Unionstaaten gegenüber unserem Selbstverteidigungsschritt nicht weiter gehen werden, als sie bisher gegangen. Redner billigt die Anwendung aller schärfsten Mittel zur Beschleunigung der siegreichen Beendigung des Krieges. (Händeklatschen.)

Abg. Graf Andrássy erklärt, angesichts der Haltung der Feinde könne man heute den Frieden mit Verhandlungen noch nicht erreichen. Heute sei die Zeit des schwersten Kampfes gekommen. (Lebhafte Zustimmung.) Im vollen Vertrauen auf das Gelingen sämtlicher verantwortungsvollen Faktoren, daß der U-Bootkrieg zum Erfolge führen werde, nehme er die Erklärungen des Ministerpräsidenten zur Kenntnis. (Lebhafte Zustimmung und Händeklatschen.)

Abg. Graf Karolyi betont, er würde vom ungarischen Gesichtspunkte den Krieg zwischen Österreich-Ungarn und den Unionstaaten bedauern und hofft, daß es auch gelingen werde, mit den übrigen Neutralen den Frieden aufrechtzuerhalten. Er nehme die Verschärfung des U-Bootkrieges als Tatsache hin und nehme auch dessen Konsequenzen an. (Zustimmung auf der äußersten Linken.)

Abg. Rátószky billigt sowohl selbst als Pazifist im vollsten Maße den vollzogenen unabwendbaren Schritt.

Hierauf wird die Tagesordnung zur Berichtigung des Andenkens der Helden fortgesetzt.

Nächste Sitzung morgen.

Was nun ist geschehen wird.

Was vorausgesehen war, ist gekommen. Wilson hat die von ihm selbst in Aussicht gestellten Konsequenzen seiner deutschfeindlichen Haltung gezogen und kündigt den Abbruch der Beziehungen zunächst mit dem Deutschen Reich an. Österreich-Ungarn wird ohne Zweifel ebenso behandelt werden. Die nordamerikanische Union kommt dadurch — das war die große Verlockung — in den Besitz von 600.000 bis 700.000 Tonnen deutscher und österreichischer Handelschiffe, die, vom Kriegsausbruch überrascht, in Amerika Zuflucht gefunden haben. Wie bekannt, sind die Vereinigten Staaten, so großartig auch sonst ihr wirtschaftliches Aufblühen ist, im Schiffsbau weit hinter ihrer sonstigen Bedeutung zurückgeblieben. Sie verdanken dies zum Teil den Engländern, welche während des nordamerikanischen Bürgerkrieges von 1861 bis 1865 den abgefallenen Südstaaten gestattet haben, in britischen Häfen Kapier auszurüsten und die Handelschiffe der Union zu zerstören. Von dieser Schlappe hat sich die nordamerikanische Reederei nicht mehr recht erholt. Die späteren Anstrengungen haben ein verhältnismäßig geringes Ergebnis gehabt, so daß die amerikanischen Handelschiffe überwiegend nur Cabotage betreiben, d. h. die Verbindung zwischen den Häfen der Union selbst herstellen. Dagegen ging der amerikanische Export und Import in Friedenszeiten überwiegend auf europäischen Kauffahrern, neben denen sich die Deutschen, Norweger und andere europäische Staaten nach Kräften betätigten. Es ist ein fetter Wispel, der der Union zugefallen ist, und ein salbungsvoll frommer Herr wie Wilson dankt dem glücklichen Gott durch einen demütigen Augenaufschlag für die Amerika unter seiner Präsidentschaft erwiesene Gnade. Es gibt Leute, die glauben, daß die Amerikaner sich nicht beeilen werden, ihre heimischen und ihre jetzt zu ergatternden Schiffe den deutschen Unterseebooten in den Rücken zu schaden. Nach einer anderen Annahme werden sie den Seehandel doch weiterreiben, und zwar derart, daß sie nicht einzelne Schiffe, sondern immer ganze Flotten die Fahrt gemeinsam unternehmen lassen, begleitet von amerikanischen Kriegsschiffen, ein Verfahren, das man das Konvoieren der Kauffahrer nennt. Das alles wurde von der deutschen und unserer Admiralität in Rechnung gezogen. In diesen zwei Untern hat man mit dem Weisheit in der Hand festgestellt, ob die Tauchboote der Mittelmächte zahlreich genug sind, um die Überseefahrt auch der Amerikaner zu verhindern. Da der deutsche und der österreichisch-ungarische Admiralstab unter ihrer hohen Verantwortlichkeit erklärt haben, daß sie für das Gelingen des unbedingten Tauchbootkrieges bürgen, so vertrauen wir und folgen ihnen entschlossen bis zu den letzten unerbittlichen Folgen des gewaltigen Unternehmens, die ganze Welt durch die vereinigten Waffen Mitteleuropas in Schach zu halten.

Wilson gibt sich Mühe, auch die Neutralen Europas in den Krieg hineinzuziehen. Es ist an dieser Stelle bereits dargelegt worden, daß Holland und Dänemark triftige Gründe haben, sich nicht in die Hölle des Krieges zu begeben. Das Beispiel Rumäniens schreckt vor Nachahmung ab. Bei den Millionen und aber Millionen Truppen, über die Mittelmächte verfügt, sind die 300.000 bis 400.000 Mann rasch bei der Hand, die imstande wären, einen gegen uns die Waffen erhebenden Kleinstaat eines Besseren zu belehren. Holland und Dänemark sind reich an Getreide und Vieh, welches uns zugute kommen würde, wenn sie von dem allge-

meinen Blutausch erfaßt werden sollten. Wir wünschen aber mit ihnen auch weiter in Frieden zu leben, was bloß von ihnen abhängt. Von Schweden ist Arges nicht zu befürchten, da dessen Bewohner im bitteren Gegensatz zu Rußland und überwiegend an der Seite der Mittelmächte stehen. Sieht man von den schwedischen Sozialdemokraten ab, so war die Stimmung beim Ausbruch des Krieges mehr dafür, die Waffen gegen Rußland zu wenden. Das wird jetzt ebensowenig geschehen wie früher, aber die Neutralität Schwedens ist eine sichere Tatsache.

Wenden also Spanien, Norwegen und die südamerikanischen Republiken, alle diese Staaten wären wenn sie der Einladung Wilsons folgen sollten — was heute so gut wie ausgeschlossen erscheint — außerhalb des Reiches der Kanonen Deutschlands und Österreich-Ungarns. Wir können ihnen nicht schaden, hätten aber von ihnen auch nichts zu befürchten. Etwas Schlimmeres, als daß Norwegen seine bedeutende Handelsflotte den Engländern zur Verfügung stellt, kann uns nicht widerfahren, und das ist während des Weltkrieges bereits in vollem Ausmaße geschehen. Spanien war bisher aufrichtig neutral und wird es hoffentlich bleiben. Die Erklärungen des spanischen Ministerpräsidenten in der letzten Sitzung des Parlaments waren allerdings für uns wenig freundlich. Das Hauptinteresse Spaniens geht dahin, mit Frankreich und Italien möglichst starke Handelsverbindungen zu pflegen. Das Land gewinnt außerordentlich viel durch die Beförderung von Waren, die es von Übersee nach Frankreich und Italien bringt. Bleibt es neutral, so kann es dieses Geschäft ebensogut besorgen, als wenn es die Beziehungen mit uns abbricht. Es ist kaltblütig abzuwarten, wozu sich der König und seine Minister entschließen werden. Alles übrige wußte man schon vor der tiefsten Erklärung vom 1. Februar 1917 und da die Folgen vor den Augen der Fachleute wie ein Teppich ausgebreitet waren, so sehen wir den kommenden Dingen mit vollster Ruhe entgegen. Sinken gleich im ersten Monat eine Million Tonnen an Handelsschiffen in die Meerestiefe hinab, so wird dieser Verlust unseren Feinden zu denken geben.

Die Ausichten des Tauchbootkrieges.

Ebenso großartig wie grauenhaft sind jetzt schon die Wirkungen des unbedingten Tauchbootkrieges. Was Deutschland und Österreich-Ungarn zunächst gewollt haben, ist eingetreten: auf der neutralen Schifffahrt liegt der Schrecken, und alle Reedergesellschaften, die zu ihr gehören, haben die Fahrten in das Kriegsgebiet eingestellt. Die Ziffern der versenkten Schiffe freilich, wie sie aus dem „Corriere della Sera“ und anderen Blättern des Zehnunds herübergenommen werden, sind reine Vermutungen, da einzig und allein die Zentralkarte in Berlin und Wien durch drahtlose Telegraphie unterrichtet sein können, wieviel Schiffe von ihren Tauchbooten auf den Meeresgrund versenkt wurden. Es ist nicht einmal sicher, ob alle drahtlosen Meldungen der Unterseeboote in die zwei Hauptstädte gelangen. Die verbündeten Regierungen haben keine Ziffern bekanntgegeben, so daß der „Corriere della Sera“ einzig seiner Phantasie folgte, als er behauptete, am ersten Tage des unbedingten Krieges seien 52.000 Tonnen versenkt worden. Läßt man aber auch die Vermutungen beiseite, so genügt, was die strenge Logik lehrt. Da schon vor dem 1. Februar täglich 15.000 bis 20.000 Tonnen den Tauchbooten zum Opfer gefallen sind, so wäre es nicht merkwürdig, wenn die Ziffer sich seither auf das drei- oder vierfache erhöht hätte. Denn vor dem 1. Februar sind, wie die deutsche Regierung in ihrer Veröffentlichung selbst erklärt hat, die meisten der bewaffneten deutschen Handelschiffe dem Verderben entronnen, da sie, wenn angerufen, mit Kanonenschüssen geantwortet haben.

Viel fruchtbarer als jene phantastischen Vermutungen ist die Kenntnisnahme der Maßregeln, durch die unsere Feinde nach ihren eigenen Angaben die Wirkung des unbedingten Unterseebootkrieges abschwächen wollen. In erster Linie rechnet England darauf, daß, wenn auch die Landung an den Häfen der Nordsee und des Atlantischen Ozeans verhindert werden kann, der Armellkanal durch seine geschützte Lage der englisch-französischen Schifffahrt zum guten Teile offenstehen wird. Unsere Feinde haben gleichfalls Haare auf den Zähnen und verstanden es, durch Verteidigungsmaßregeln, wie zahlreiche schnellfahrende Wachtschiffe, durch Abpatrouillieren der Küste, durch Minen bisher den Armellkanal zum guten Teil für die Schifffahrt freizuhalten. Da das Unterseeboot bei Nacht im Auslaufen verhindert ist und der Armellkanal auch an der breitesten Stelle binnen wenigen Stunden durchquert sein kann, so dürfte der größere Teil der englischen Handelsflotte in diesem Meeresarm versammelt sein. Allerdings sind schon vor dem 1. Februar auch im Armellkanal deutsche Tauchboote erschienen und haben Tod und Schrecken hineingetragen. Das wird fortan in verstärktem Maße geschehen. Es wird immer noch kein Vergnügen sein,

von England nach Frankreich und umgekehrt zu fahren. Die Annahme, daß die betreffenden Matrosen sich weigern werden, unter den fürchterlichsten Gefahren zu Schiffe zu steigen, trifft jedoch nur für den Seehandel der neutralen Staaten zu. Denn England und Frankreich haben ihre Handelsflotte für den Staat in Beschlag genommen und die Matrosen dieser Schiffe stehen ebenso unter Kriegsrecht wie Soldaten und müssen, wenn sie nicht erschossen werden sollen, dem Befehl zur Fahrt gehorchen.

Es erhebt sich nur die Frage, ob über den Armellkanal so viel Getreide und Lebensmittel nach England gebracht werden können, um England vor

Aushungern zu bewahren. Man muß darauf gefaßt sein, daß die Feinde alle Anstalten getroffen haben, um die betreffenden Frachten von den französischen und spanischen Häfen auf der Eisenbahn an die französische Nordküste zu bringen. Natürlich hat das seine Grenzen, und zwar aus zwei Gründen. Erstens steht die ganze französische Küste unter dem Schrecken des unbedingten Krieges, und in Spanien ist nur die Westküste frei für die Landung von Waren, nachdem die Tauchboote den Anruf vollzogen und das Schiff durchsucht haben. Sodann können die französischen und besonders die spanischen Eisenbahnen nur eine sehr beschränkte Zufuhr an die Küste des Armellkanals vornehmen. Unsere Feinde geben sich der Hoffnung hin, daß, so viel Schiffe auch von den Deutschen versenkt werden, der größere Teil doch durchschlüpfen werde, besonders in den Wintermonaten, wo die Tage zu kurz für die Arbeit der deutschen Boote sind. So hoffen die Engländer trotz alledem so viel Lebensmittel in ihr Land zu bringen, daß sie, wenn auch unter Entbehrungen, durchhalten können. Ob dies wirklich oder gemachter Optimismus ist, bleibe dahingestellt. Eine nüchterne Erwägung sagt, daß die Bevölkerung der britischen Insel, die 45 Millionen zählt, in die größte Not geraten muß, da England sechzig bis siebenzig Prozent seiner Lebensmittel einführen muß. Alle einschlägigen Ziffern wurden von der deutschen und der österreichisch-ungarischen Admiralität geprüft und da diese Behörden mit dem Einsatze ihrer Verantwortlichkeit ihren Regierungen darlegten, der Tauchbootkrieg werde und müsse zum Ziele führen, so wird unseren Feinden binnen kurzer Frist die ganze Gefahr ihrer Lage klar werden. Hier liegt einmal ein Fall vor, wo wir nichts verlieren und alles gewinnen können. Hat man sich einmal damit abgefunden, daß Nordamerika in die Reihe unserer Feinde tritt, was ja schon geschehen ist, so kann der Erfolg nur uns und nicht unseren Feinden winken.

Eine Anfrage Willsons in Wien.

Wien, 19. Februar.

Der hiesige Botschafter der Vereinigten Staaten von Amerika hat heute im Ministerium des Außern ein Aide memoire überreicht, welches in deutscher Übersetzung folgendermaßen lautet:

In der Note Nr. 4167 vom 9. Dezember 1915 betreffend die „Ancona“-Angelegenheit hat die amerikanische Regierung die Gesichtspunkte niedergelegt, vor welchen sie sich hinsichtlich der Tätigkeit von U-Booten im Seekriege leiten läßt. Diese Gesichtspunkte waren in einem früheren Zeitpunkt gegenüber der kaiserlich deutschen Regierung klar zum Ausdruck gekommen und die Regierung der Vereinigten Staaten war der Meinung, daß die k. u. k. Regierung davon Kenntnis erhalten habe.

Die k. u. k. Regierung antwortete mit der Note Nr. 5735 vom 14. Dezember 1915, in der sie erklärte, daß sie weder hinlängliche Kenntnis von dem zwischen den Vereinigten Staaten und Deutschland statigehabten Gedankenaustrausch habe, noch der Ansicht sei, daß selbst eine vollständige Kenntnis für die Beurteilung des „Ancona“-Falles hinreiche, da die aus diesem Falle sich ergebenden Fragen anderer Art seien. Nichtsdestoweniger erklärte der k. u. k. Minister des Außern in seiner Note Nr. 5949 vom 29. Dezember 1915 (Antwort auf die Note der amerikanischen Botschaft vom 21. Dezember 1915, Nr. 4307): „Was das in der sehr geschätzten Note aufgestellte Prinzip anbelangt, daß feindliche Privatschiffe, insoweit sie nicht fliehen oder Widerstand leisten, nicht vernichtet werden dürfen, bevor die Passagiere in Sicherheit gebracht worden sind, so wäre die k. u. k. Regierung in der Lage, im Wesentlichen dieser Auffassung des Kabinetts von Washington zuzustimmen.“

Weiter hat die österreichisch-ungarische Regierung gelegentlich der Versenkung des Dampfschiffes „Persia“ im Jänner 1916 erklärt, daß sie, obwohl über diese Zwischenfall nicht unterrichtet, sich von den Grundsätzen, denen sie in der „Ancona“-Angelegenheit verpflichtet habe, leiten lassen würde, falls es sich herausstellen sollte, daß Österreich-Ungarn in dieser Sache eine Verantwortung trägt. Gleichzeitig mit der am 10. Februar 1916 erfolgten Mitteilung der deutschen Regierung erklärte die österreichisch-ungarische Regierung, daß „jedwedes, zu welchem Zwecke auch immer mit Geschütz bewaffnete Handelsschiff durch diesen Umstand allein den Charakter eines friedlichen Fahrzeuges einbüßt“ und daß „in Anbetracht dieser Umstände die österreichisch-ungarischen Seestreitkräfte den Befehl erhalten hätten, derartige Schiffe als Kriegsschiffe zu behandeln.“

In Gemäßheit dieser Erklärung würden — vermutlich durch österreichisch-ungarische U-Boote — im Mittelländischen Meere Schiffe versenkt, auf denen sich amerikanische Bürger befanden. Einige dieser Schiffe, zum Beispiel die englischen Dampfschiffe „Secondo“ und „Welch Prince“, wurden warungslos von U-Booten unter österreichisch-ungarischer Flagge torpediert. Der amerikanische Botschafter in Wien hat über diese Fälle Erkundigungen eingezogen, aber bisher keine Antwort erhalten. Zugleich mit der deutschen Erklärung vom 31. Jänner 1917, welche gewisse Teile der See an den Küsten der Ententeländer als durch Unterseeboote gefährdet bezeichnet, hat die k. u. k. Regierung mitgeteilt, daß Österreich-Ungarn und seine Verbündeten vom 1. Februar 1917 an „jede Schifffahrt innerhalb eines bestimmten Sperrgebietes durch alle Mittel verhindern würden“.

Aus dem Vorstehenden kann wohl geschlossen werden, daß die im Falle des Dampfers „Ancona“ erteilte und gelegentlich der Erörterung des Falles der „Persia“ erneuerte Zusicherung in allen wesentlichen Beziehungen die gleiche ist, wie die in der Note der kaiserlich deutschen Regierung vom 4. Mai 1916 enthaltene, welche lautet: „In Beobachtung der allgemeinen völkerrechtlichen Grundsätze über die Anhaltung, Durchsuchung und Zerstörung von Handelsschiffen werden solche Schiffe weder inner-, noch außerhalb des als Seekriegsgebiet erklärten Teiles des Meeres ohne Warnung und ohne Rettung der Menschenleben versenkt werden, es sei denn, daß diese Schiffe zu fliehen oder Widerstand zu leisten versuchen“ und daß diese Zusicherung durch die Erklärungen der österreichisch-ungarischen Regierung

vom 10. Februar 1916 und vom 31. Jänner 1917 mehr oder weniger abgeändert worden ist.

Da infolgedessen die Regierung der Vereinigten Staaten über die Deutung Zweifel hegt, welche diesen Erklärungen, insbesondere der letzteren, beizulegen ist, wünscht sie endgültig und klar darüber unterrichtet zu werden, welchen Standpunkt die k. u. k. Regierung unter diesen Umständen hinsichtlich der Führung des Unterseeboottkrieges einnimmt und ob die in den Fällen der „Ancona“ und der „Persia“ erteilte Zusicherung als abgeändert oder zurückgezogen anzusehen ist.“

Wie das k. k. Telegraphen-Korrespondenzbureau hiezu erfährt, wird im Ministerium des Außern vom völkerrechtlichen Standpunkte aus der sachliche Inhalt dieses Aide memoire einer eingehenden Prüfung unterzogen und sodann der Beantwortung zugeführt werden.

BETHMANN HOLLWEG

TAGESPOST (Graz) (Morgenblatt)

Nr.: 58 TAG: 28.2.1917, 1-3

Der Kanzler spricht.

Herr von Bethmann Hollweg hat eine kleine, aber zähe Gegnerschaft. Der verschärfte U-Bootkrieg, dieses ehemals heißumstrittene Kriegsinstrument, ist seit 27 Tagen in voller Tätigkeit und den temperamentvollen Verfechtern dieser Idee ist Erfüllung und Genugtuung geworden. Der U-Bootkrieg bewährt sich, und man möchte meinen, daß die deutschen Kriegstheoretiker von der scharfen Tonart fürs erste zufrieden sein können. Das ist aber nicht der Fall: in dunklen Kontinenten und geheimnisvollen Ausschüssen geht der lederne Feldzug gegen den Kanzler weiter. Erst am verflossenen Sonntag hat in einem Berliner Hotel wieder ein Ausschuß beraten, der dem Kanzler über „Belgien und U-Bootkrieg“ ein Bein stellen möchte. Über Erfolg oder Mißerfolg solcher Manöven wollen wir nicht rechten, man darf aber dem angegriffenen Kanzler vollkommen beistimmen, wenn er sich — wie er es in seiner gestrigen Rede getan hat — auf den Standpunkt stellt, daß es heute, da es zu kämpfen und zu siegen gilt, versüßt wäre, die Friedensbedingungen Wort für Wort zu formulieren. Die großen Richtlinien stehen ja fest: dauerhafter Friede, Entschädigung für alle Unbill und ein starkes Deutschland. Von den einzelnen Teilen eines guten Friedens mag immerhin die Rede sein, aber unklug wäre es, wollte man die Reichspolitik auf das Prokrustesbett eines Programmes spannen, ehe noch der Krieg endgültig entschieden ist. Der Reichskanzler tut gut daran, sich seiner Bewegungsfreiheit nicht zu begeben. Vestigia terrent, — er weist mit Recht auf die tolle Kriegszielpolitik des Vierverbandes hin und auf die bösen Augenblicke, die den feindlichen Staatsmännern bevorstehen, wenn der Tag der Rechenenschaft anbricht.

Die kluge Sachlichkeit, die sich niemals vom rechten Weg abbringen läßt, hat überhaupt der ganzen gestrigen Rede des Kanzlers Form und Inhalt gegeben. Bethmann lehnt das zum Überdruß gepredigte Wort von der Neuorientierung ab: Man kann Neuorientierung nicht bestellen wie ein Paar Schuhe, sie ist da, weil es Geschichtswille ist, und alle treibenden Kräfte werden sich, so weit es im Sinne der Entwicklung ist, von selbst durchsetzen. Auch dort, wo Herr von Bethmann polemisch werden mußte, wo er vom verschärfsten U-Bootkrieg und der Seegewalt Englands sprach, ist im wohlthuenden Gegensatz zu allen Staatsmännern des Vierverbandes keine demagogische Redensart, kein Schmähwort von seinen Lippen geflossen. Das Los der Neutralen in Europa ist gewiß traurig genug: sind sie doch jetzt in den großen, mitteleuropäischen Hungerkreis miteingeschlossen; aber Bethmann erinnert sie daran, daß es in diesem Ringen auch um ihre Freiheit, um Wohl und Wehe der Neutralen geht, um die Erlösung ganz Europas von der englischen Tyrannei. Wie wirkungsvoll eine rein sachliche Beweisführung ist, das kann man weiter an der Abrechnung ersehen, die der Kanzler mit Wilson pflegt. Der Kanzler bedient sich sehr geschickt des gesamten, gegen Wilson sprechenden Materials, läßt Wilson in seinen eigenen Akten und Kundgebungen sprechen und rückt dazu ein Kaleidoskop, das uns Wilsons Handlungen zeigt.

Wilson wegen gibt es für die deutsche Politik kein Zurück, und wenn er nun in seiner

neuen Botschaft die bewaffnete Macht zum Schutz der amerikanischen Schifffahrt anspricht, so wird dies die Beflexionen Englands für Stunden erleichtern, aber an der Wirksamkeit des U-Bootkrieges kann auch der kriegerische Wilson nichts ändern.

So hat gestern Herr von Bethmann Hollweg mit den Feinden der Mittelmächte ehrlich Abrechnung gehalten. Die Rede, die vielfach in die Vergangenheit zurückgriff, wird zahlreiche Erwiderungen auslösen, auch an Schmutz wird es in der feindlichen Presse nicht fehlen. Für den Zeitgenossen, der im engen Raum des Augenblicks steht und weiter Sicht entbehrt, wie sie dem Historiker zu Gebote steht, ist es nicht leicht, abschließend zu urteilen. Aber dessen dürfen wir uns wohl beruhigen: Bethmanns Rede ist — durchaus sachlich, aufrichtig und ehrlich — eine deutsche Rede. Wenn je eine, so ist diese Rede ein Dokument des deutschen Volkes.

Die Rede des Reichskanzlers.

Fortsetzung aus dem gestrigen Schöner-Abendblatt.

Berlin, 27. Februar.

Abrechnung mit Wilson.

Reichskanzler von Bethmann Hollweg fährt fort: Daß diese Zusicherungen unter gewissen Voraussetzungen hinfällig würden, haben wir von vornherein ausdrücklich offen angekündigt. (Sehr richtig.) Ich bitte Sie, meine Herren, sich des Schlusses unserer Note vom 4. Mai 1916 zu erinnern, in der wir zusagten, bei Führung des Unterseebootkrieges die Formen des Kreuzerkrieges zu beachten. (Der Reichskanzler verliest dann die Schlussworte der Note.) Die Regierung der Vereinigten Staaten hat uns den Empfang unserer Mitteilungen vom 4. Mai mit Note vom 10. Mai bestätigt. Wenn sie darin der Meinung Ausdruck gab, wir beabsichtigen nicht die Aufrechterhaltung der neu angekündigten Politik in der Führung des Unterseebootkrieges von dem Ergebnis diplomatischer Verhandlungen der amerikanischen Regierung mit irgendeiner anderen Regierung abhängig zu machen, so widerspricht dies so kraß dem, was wir in unserer Note klar und ohne jede Möglichkeit des Mißverständnisses gesagt hatten, daß eine Erwiderung unsererseits an den beiderseitigen Standpunkten nichts geändert hätte. Daß aber die Voraussetzung, an die wir die Wiedererlangung voller Freiheit unserer Entschlüsse geknüpft hatten, längst eingetreten war, daran konnte und kann wohl auch in Amerika kein Mensch zweifeln.

England hat die Absperrung Deutschlands nicht aufgegeben, sondern im Gegenteil aufs rücksichtsloseste verschärft. (Sehr richtig!) Unsere Gegner sind nicht zur Beachtung der vor dem Kriege allgemein anerkannten völkerrechtlichen Grundsätze und nicht zum Befolgen der Gesetze der Menschlichkeit bewogen worden. Die Freiheit der Meere, die Amerika in Zusammenarbeit mit uns nach der ausdrücklichen Erklärung des Präsidenten noch während des Krieges wieder herstellen wollte, haben unsere Gegner nur noch gründlicher unterbunden, und Amerika hat dies nicht verhindert. All das ist publici juris. Noch Ende Jänner erließ England eine neue Sperrgebietserklärung für die Nordsee, und über dem allen waren seit dem 4. Mai neun Monate vergangen. Konnte es da für irgendjemand eine Überraschung sein, daß wir am 31. Jänner die Freiheit der Meere als nicht wiederhergestellt ansehen und daraus unsere Folgerungen zogen? (Sehr richtig!)

Aber die Sache greift noch weit über das formale Gebiet hinaus. Wir, die wir zu einem Verständigungsfrieden bereit waren, kämpfen um unser Leben gegen einen Feind, der von Anbeginn das anerkannte Völkerrecht mit Füßen getreten hat. Die englische Hungerblockade, unser Friedensangebot, seine Zurückweisung durch die Entente, die auf unsere Vernichtung hinaus-

laufenden Kriegsziele der Gegner, die Reden des Herrn Lloyd George sind doch auch in Amerika bekannt. Ich hätte volles Verständnis dafür, wenn die Vereinigten Staaten als Hüter des Völkerrechts seine Wiederherstellung bei allen Kriegführenden in gleicher Weise betrieben, wenn sie, in dem Wunsche, der Welt den Frieden wieder zu geben, Maßregeln ergriffen hätten, um das Ende des Blutvergießens zu erzwingen. Aber unmöglich kann ich eine Ehren- und Lebensfrage des amerikanischen Volkes darin sehen, einseitig und nur gegen uns das Völkerrecht zu schützen. Unsere Feinde und die uns übelwollenden amerikanischen Kreise haben geglaubt, auf einen wichtigen Unterschied zwischen unserer Handlungsweise und der der Engländer hinweisen zu können. England vernichtet, so wurde gesagt, lediglich wirtschaftliche Werte, die ersetzt werden können, Deutschland aber vernichtet Menschenleben, die unersetzbar sind. Nun, meine Herren! Warum kam bei den Engländern kein amerikanisches Menschenleben in Gefahr? Doch nur, weil sich die neutralen Länder und namentlich Amerika den englischen Anordnungen freiwillig fügten (Sehr richtig!) und weil die Engländer deshalb ihr Ziel auch ohne Anwendung von Gewalt erreichen konnten. Was wäre geschehen, wenn die Amerikaner auf den unbehinderten Passagier- und Güterverkehr mit Bremen und Hamburg denselben Wert gelegt hätten, wie auf den mit Liverpool und London? (Sehr wahr!) Hätten sie es getan, so wären wir von dem peinlichen Eindruck befreit gewesen, daß nach amerikanischer Auffassung eine Unterwerfung unter die englische Macht und Kontrolle mit dem Wesen der Neutralität vereinbar sei, Anordnungen deutscher Abwehrmaßnahmen mit dieser Neutralität aber unvereinbar seien. (Sehr gut.)

Die Wohltäter der Menschheit.

Meine Herren! Überblicken Sie das Ganze. Der Abbruch der Beziehungen zu uns, die angestrebte Mobilisierung aller Neutralen gegen uns, dienen nicht dem Schutze der von der Regierung der Vereinigten Staaten proklamierten Freiheit der Meere; sie fördern nicht den auch vom Präsidenten Wilson erstrebten Frieden, sie müssen vielmehr dazu führen, die Bestrebungen zur Aus Hungertung Deutschlands zu ermutigen und das Blutvergießen zu vervielfachen. Wir beklagen den Bruch mit einem Volk, das durch seine ganze Geschichte dazu bestimmt erschien, mit uns, nicht gegen uns für gemeinsame Ideale einzutreten. Nachdem aber unser ehrlicher Friedenswille nur dem Kriegshohne der Gegner begegnet ist, gibt es für uns kein Zurück mehr, sondern nur ein Vorwärts! Daß England die verschärfte Anwendung der Unterseebootwaffe als größtes Verbrechen der Weltgeschichte hinstellen würde, war vorauszusehen. England hält sich nun einmal für den prädestinierten Beherrscher der Meere und für den allgemeinen Wohltäter der ganzen Menschheit. Das ganze Völkerrecht mit seinen Regeln für den Seekrieg ist für die anderen unbedingt bindend, für England nur insoweit, als es die eigenen Interessen erlauben. Lord Lytton erklärte noch kürzlich im Oberhaus wie ganz selbstverständlich, England gehöre bis

Seepolizei. Wer hat sie England übertragen? Wer überwacht sie? Jeder Gegner, der sich der britischen Gewohnheit nicht fügen will, Recht und Moral je nach dem bedingbaren politischen, wirtschaftlichen oder militärischen Bedarf zu erweitern oder einzuziehen, wird als Verräter der Menschlichkeit hingestellt und zu den Hunnen oder Piraten geworfen.

Der U-Bootkrieg.

Vor dem Kriege, als noch keine Sorge vor den deutschen Unterseebooten herrschen konnte, war es anders. Bemerkenswert ist die Meinung einer englischen Marineautorität, des Sir Percy Scott vom 17. Juli 1914, also kurz vor Ausbruch des Krieges. Gegen seine Ansicht, daß die Zukunft im Seekrieg den U-Booten

gehöre, war eingewendet worden, das U-Boot könne nach seiner technischen Natur nicht gefangen nehmen, sondern nur vernichten, das aber verstoße gegen die Menschlichkeit und sei ein Rückschlag in die Barbarei. In seiner Erwiderung in den „Times“ berief sich Sir Percy Scott auf folgenden Fall: Ein Inselland, das in seiner Nahrungsmittelversorgung von Übersee abhängt, gerät in Krieg. Der Gegner betrachtet es als seine Aufgabe, die Zufuhr abzuschneiden. Infolgedessen macht er eine Sperre von Minen und U-Booten um die Insel und teilt auch allen Neutralen mit, daß eine solche Sperre errichtet sei und daß, wenn eines ihrer Schiffe sich näherte, dieses sich auf eigenes Risiko der Vernichtung durch Minen oder U-Boote aussetze. Also genau unser Fall. Und wie urteilt Sir Percy Scott? Wörtlich so: Eine solche Ankündigung wäre vollständig in Ordnung, und wenn britische oder neutrale Schiffe sie mißachteten und die Sperre zu durchbrechen suchten, so könnte nicht angenommen werden, daß sie friedlichen Zwecken dienten. Wenn sie versenkt würden, könnte das nicht als ein Rückschlag in die Wildheit und Seebarbarei in ihrer schlechtesten Form bezeichnet werden. (Hört! Hört!) Also die Ansicht, die wir vertreten, nur daß diese noch verstärkt und mehr gerechtfertigt ist dadurch, daß das Inselland es selbst war, das mit der Aushungerungsmethode begonnen und uns zur Abwehr genötigt hat. (Sehr richtig!)

Die „Kölnische Volkszeitung“ traf, wie mir scheint, bei Wiederaustruck des „Times“-Artikels vom 14. Juli 1914 den Nagel auf den Kopf mit der Bemerkung: Wenn die Sachlage in Bezug auf den Unterseebootkrieg heute umgekehrt wäre, ganz England würde heute einmütig so sprechen, wie damals Sir Percy Scott. (Sehr richtig!) Aber ich wiederhole, meine Herren, und gegenüber der Verheugungskampagne, die England in der Welt gegen uns führt, unterstreiche ich es: Unser jetziger U-Bootkrieg ist eine Erwiderung auf die Hungerblockade, die England seit Anfang des Krieges gegen uns übt. Die englischen Machthaber wiegten sich in

der Hoffnung, der Krieg werde ihnen nicht teuer zu stehen kommen. Die Arbeit zu Lande würden ihnen nach bewährtem Vorgange die Alliierten leisten und Albion brauche nur durch seine stolze Flotte ohne eigenen Menschenverlust das deutsche Volk in seiner Gesamtheit durch Aushungerung zur Kapitulation zu zwingen. Das Rezept war für England ja nicht neu.

Ich erinnere Sie, meine Herren, an die berüchtigten Konzentrationslager, in die England die Frauen und Kinder der tapferen Burenkämpfer schleppte und dort der unmenschlichsten Behandlung aussetzte, mit dem ausgesprochenen Zwecke, durch ihre Leiden die Widerstandskraft der im Felde stehenden Männer zu mindern. Wie im englischen Parlament zugegeben wurde, hatte diese Maßnahme, die für immer einen Schandfleck auf dem englischen Namen bilden wird, allerdings die umgekehrte Wirkung, sie hatte den Erfolg, den Widerstand der Buren zu erhöhen und den Krieg zu verlängern. Es ist eine seltsame Ironie der Geschichte, daß der jetzige englische Ministerpräsident Lloyd George, der sich jetzt nicht genug tun kann in Kraftausbrüchen, mit denen er gegen die deutsche Barbarei zu Felde zieht, daß dieser selbst Lloyd George es war, der seinerzeit im englischen Unterhause feststellte, daß 15.000 bis 16.000 unschuldige Frauen und Kinder ein Opfer der englischen Grausamkeit geworden seien. (Hört! Hört!) Nach seinen Angaben betrug zum Beispiel die Sterblichkeit der Kinder unter 12 Jahren in den Konzentrationslagern 41,6 v. H. (Hört! Hört!), die Sterberate war tatsächlich noch viel höher. Der damalige englische Kolonialminister Chamberlain, der die Regierungspolitik zu verteidigen suchte, gab zu, daß die Sterberate der Kinder im Oranje-Freistaat zeitweise sogar 55 v. H. betragen hatte. Diese Verhältnisse waren die Folge einer planmäßigen Ausrottungspolitik, indem den unglücklichen Frauen und Kindern in ungenügender Menge Nahrungsmittel zugeführt wurden, (Hört! Hört!), nicht etwa, weil Mangel an Nahrungsmitteln vorhanden gewesen wäre, sondern absichtlich. Ebenso wurde in sanitärer Hinsicht alles vernachlässigt. Ich entnehme diese Tatsache nicht etwa irgendwelchen tendenziösen Propaganda-Schriften, sondern dem amtlichen Berichte über die Verhandlungen im englischen Unterhause. (Hört! Hört!), in dem diese Tatsachen festgestellt wurden. Nun, meine Herren, was England im Kleinen damals ausführte, das wollte es im gegenwärtigen Kriege Deutschland gegenüber im großen Maßstabe in Anwendung bringen. Im Burenkrieg handelte es sich um 150.000 Frauen und Kinder, von denen 15.000 bis 16.000 nach den Angaben des Herrn Lloyd George, also etwa 12 v. H., den barbarischen Methoden englischer Kriegsführung zum Opfer gefallen sind.

Im gegenwärtigen Krieg sollte das ganze deutsche Volk mit seinen nahezu 70 Millionen Menschen, mit

Frauen und Kindern; Greisen und Kranken, durch Hunger und Entbehrung zur Unterwerfung gezwungen, sollte so England ein Sieg verschafft werden, den es durch seine Waffen nicht zu erkämpfen vermochte. (Sehr wahr!) Meine Herren! England ist es gewesen, das so von Anfang an aus diesem Kriege nicht einen Krieg von Meer zu Meer, sondern einen Krieg von Volk zu Volk gemacht hat. Und nachdem es das getan, nachdem seine Machthaber unserer Friedensbereitschaft nur Hohn und Spott entgegengegesetzt haben, blieb dem deutschen Verteidigungswillen nichts anderes übrig, als das Goethe'sche Wort: Auf einen groben Klotz gehört ein grober Keil. (Lebhafter Beifall.)

Die bisherigen Erfolge — mehr als zufriedenstellend.

Neben ihrer Menschlichkeit sucht die britische Regierung ihr Volk mit der Versicherung zu beruhigen, sie werde der Unterseebootgefahr bald Herr werden. Nun, wir wollen das abwarten. Einstweilen kann ich erklären, daß schon die bisherigen Erfolge des Unterseebootkrieges die Erwartungen unserer Marine weit übertreffen. (Lebhafter Beifall.) Abschließende Zahlen kann ich Ihnen natürlich noch nicht geben. Unsere Seesperre ist kaum vier Wochen alt und in diese vier Wochen fällt noch die Schonfrist für diejenigen Schiffe, die, weil sie am 1. Februar auf der Fahrt waren, nicht mehr gearretet werden konnten. Von einem Großteil unserer Unterseeboote liegen, weil sie noch unterwegs sind, noch keine Meldungen vor. Wo Meldungen erstattet sind, ist der Erfolg groß. Die Feinde geben, wie natürlich, nur einen Teil ihrer Verluste an. Nimmt man alles zusammen, so zeigen die Zahlen, die wir bisher in der Presse veröffentlicht haben, und die nur einen Teil der vorgekommenen Versenkungen umfassen, daß wir mit den erzielten Ergebnissen mehr als zufrieden sein können. (Bravo!) Die Meldungen der Feinde über Schiffe, die die Sperre durchbrochen haben, Meldungen, auf die sie sich etwas Besonderes zugute tun, enttäuschen uns durchaus nicht. Wir haben bekanntlich niemals eine Blockade erklärt, sondern nur bestimmte Sperrgebiete festgesetzt, in denen jedes Schiff mit sofortigem Angriff zu rechnen habe. Daß einzelne Schiffe der Gefahr entschlüpfen, versteht sich also eigentlich von selbst. An dem Gesamterfolg ändert das nichts, den werden wir einesteils durch Versenkung, andernteils durch Störung der neutralen Schifffahrt, die schon jetzt im weitesten Umfange eingetreten ist, zu erreichen wissen. Dank der unvergleichlichen Bravour unserer U-Boote (lebhafter Beifall) haben wir die volle Berechtigung, der weiteren Entwicklung, die sich steigern wird, mit voller Gewißheit entgegenzusehen. (Lebhafter Beifall.)

Ein harter Winter hinter uns.

Zum Schluß noch ein kurzes Wort. Nach der Ablehnung unseres Friedensangebotes sprach unser Kaiser in der Botschaft vom 12. Jänner das Vertrauen aus, daß sich jedes deutschen Mannes und Weibes Kraft im heiligen Zorn über die von den feindlichen Staatsleitern aufs neue verkündete Machtgier und Vernichtungsart verdoppeln wird. Wie berechtigt dieses Vertrauen war, hat das deutsche Volk in allen seinen Teilen und allerwegs bewiesen: Im Kampfe, in der Arbeit und im willigen Dulden. Ein harter Winter liegt hinter uns, hart namentlich für die ärmere Bevölkerung. Beschränkungen im Bahnverkehr vermehrten die Schwierigkeiten der Versorgung mit Nahrungsmitteln und Heizstoffen. Das Geldentum unserer Frauen und Kinder, der Geist der Vaterlandsliebe, der sich so unbeugsam bewährt, haben den englischen Aus Hungersplan schon jetzt zu Schanden gemacht. (Beifall.)

Zum Sieg gerüstet.

Meine Herren! Seit meiner letzten Rede hat sich die militärische Lage kaum verändert. Überall sind unsere Fronten verstärkt und unsere tapferen Soldaten bliden vertrauensvoll auf ihre sieggewohnten Führer in zorniger Entschlossenheit, gestärkt durch die höhnische Ablehnung unserer Friedensbereitschaft. An den Landfronten für alles bereit, durch das Genie unserer Obersten Heeresleitung (Beifall) und die unerschütterliche Tapferkeit unserer Truppen, auch an der Wasserfront siegreich und für den Unterseekrieg vielfach mehr gerüstet als vor einem Jahre, sehen wir mit voller Zuversicht den nächsten Monaten entgegen. Das Heer vor dem Feinde und das in der Heimat beseelt gemeinsam der unbeugsamen Wille, der es nicht dulden wird, daß unser Vaterland in Schmach gerät und der Freiheit entsagen muß. Dieser Wille in Not und Tod, tausendfältig bewährt und erhärtet, macht uns unüberwindlich und bringt uns den Sieg. (Lebhafter Beifall und Händeklatschen.)

Die Erklärungen der Parteiführer.

Abg. Spahn (Zentrum) führt aus: Mit vollem Vertrauen blicken wir auf die U-Boot-Waffe und freuen uns ihrer Erfolge. Das deutsche Volk steht in seiner Gesamtheit fest zur Reichsverfassung und hält fest an der Gestaltung des Reiches und seinem Verhältnisse zu den einzelnen Staaten, fest zur Monarchie. Der Redner erinnert an die Ablehnung des Friedensangebotes durch die Gegner und erklärt: Wir wollen einen Frieden, der uns Leben, Ehre und Entwicklungsfreiheit verbürgt, die Feinde wollen die Zerstörung Österreich-Ungarns und der Türkei, die Verkleinerung Deutschlands und außerdem Sühne für alle Zerstörung und Vernichtung von Werten. England war es vorbehalten, die Parole der Vernichtung der sogenannten preussischen Militärmacht auszugeben. Der Jahresabschluß ergab ein ungünstiges Saldo für unsere Gegner. Zwar ward Österreichs Kaiser in der Gruft seiner Väter beigelegt, aber die Hoffnung Österreich-Ungarns war mit seinem Kaiser nicht begraben. Die Eroberung Rumäniens wurde siegreich beendet, Polen wurde neu errichtet, unsere militärische Lage zu Wasser und zu Lande ist zusehends sichergestellt. Aber die Gegner haben sich von der Unüberwindlichkeit unserer Macht nicht überzeugen lassen. Bei aller Würdigung des Ernstes der Lage werden wir — mag Präsident Wilson seine Entscheidung treffen wie er will — durchhalten und siegen. (Lebhafter Beifall.) Über den U-Bootkrieg war die Haltung meiner Fraktion auch bei Parteiangehörigen nicht auf volles Verständnis gestossen. Bei den ersten eingehenden Beratungen über die U-Bootfrage standen die Mitglieder meiner Partei unter dem Eindruck, daß diese Waffe nur dann uneingeschränkt ausgenützt werden soll, wenn der Erfolg einer schweren Schädigung Englands sicher sei. Wir waren und sind uns bewußt, daß der Befehl zum uneingeschränkten U-Bootkrieg eine Schicksalsfrage für das Deutsche Reich und das deutsche Volk bedeutet. Wir führen den U-Bootkrieg nicht, weil wir an den Sieg der Gegner zu Lande glauben und weil wir uns deshalb in einer verzweifeltsten Lage befinden, wir führen ihn, weil wir hoffen, durch ihn den Krieg schneller zu beenden. (Lebhafter Beifall.) Das ganze Volk, jeder Mann, jede Frau, jeder Soldat muß mitwirken, die Flüsse zu überbrücken; das Meer aber draußen muß wissen, daß ein Meer in der Heimat hinter ihm steht. Erfüllen wir unsere Pflicht, dann wird Gott uns helfen. (Lebhafter Beifall.)

Abg. Scheidemann (Sozialdemokrat) führt aus: Wir haben wiederholt das deutsche Friedensprogramm gekennzeichnet und wenn ich dies noch deutlicher hervorgehoben habe, so hat das dem deutschen Friedensangebot eher genützt als geschadet. Wir stehen heute vor derselben Situation, wie damals, wir würden genau so handeln, wie damals. Wollen wir einmal zum Frieden kommen, so müssen wir uns der im Lande vorhandenen starken Strömung einer unersetzten Eroberungspolitik entgegenwerfen, sonst kommen wir nie ans Ende. Unsere Gegner haben mit der Ablehnung der Einladung zu einer Konferenz eine Blutschuld auf sich geladen, die sie nie und nimmer abwischen können. (Beifall.)

Eigentlich ist auf der Konferenz in Rom der verschärfte Unterseebootkrieg beschlossen worden. Nachdem er in Gang gekommen ist, können wir nur vom Herzen wünschen, daß er uns recht bald den Frieden erziele. Die erste Folge war der Abbruch der diplomatischen Beziehungen mit Amerika. Wir bedauern ihn aufs tiefste. Wir stimmen nicht überein mit jenen, die Amerika als neuen Feind, man kann fast sagen, begrüßen. Wir vertrauen unserer, bis an die Zähne bewaffneten Volkskraft, daß sie möglich machen wird, was unseren Gegnern noch unmöglich dünkt. Die neuen Frühlingstürme wären verhindert worden, wenn die ausländischen Sozialisten so gehandelt hätten, wie wir. Auch wir werden mit unserem Fleisch und Blut, mit unserem Wünschen und Wollen für Deutschlands Freiheit eintreten und in diesem Sinne haben wir auch diesmal die Mittel zur Landesverteidigung bewilligt.

Der Kanzler hat sich heute auf seine früheren Ausführungen über die Kriegsziele bezogen und nichts zurückgenommen. Ich habe auch nicht den geringsten Widerspruch herausgehört mit den Reden des ungarischen Ministerpräsidenten Grafen Tisza, der sagte: „Wir führen diesen Krieg, weil wir ihn zur Rettung unseres angegriffenen Lebens führen müssen, um unser Leben, unsere Sicherheit, unsere Existenzinteressen zu retten, aber nicht einen Augenblick länger. Darin stimmen alle unsere Bundesgenossen überein, der Friede muß ein solcher sein, der bei niemand Revanchegedanken erweckt.“

Diese kluge Äußerung hat in Deutschland den größten Beifall gefunden, freilich mit Ausnahmen. In gewissen Kreisen hat die neueste Wendung eine Art

Koller erweckt, den man fälschlich Furor Teutonicus nennt. Diese absonderlichen Vorkämpfer für Deutschlands Herrlichkeit scheinen zu glauben, wir haben noch zu wenig Feinde und zu viele Bundesgenossen. Man muß den Kräfteüberschuß der Herren in dieser Zeit der Lebensmittelknappheit bewundern. (Heiterkeit.) Eine wahrhaft kannibalische Freude hatten diese Leute an dem Mißlingen der Friedensversuche der Mittelmächte. Wenn ringsum in der Welt ein unbegreiflicher Haß gegen Deutschland besteht, so danken wir das nicht zuletzt jenem Treiben. (Beifall links, heftiger Widerspruch rechts.)

Die Völker, die unter dieser Aktion leiden, sollen wissen, daß nur der Starrsinn ihrer eigenen Regierungen Schuld trägt, daß sie keinen Frieden in ehrlicher Verständigung an dem Tage hatten, an dem sie ihn haben konnten. Was das deutsche Volk jetzt trägt, ist groß, riesengroß, aber fast noch größer ist der Unwille und der Born über die unbegreifliche Rücksichtnahme gegenüber der bekundeten Habgier und dem schamlosen Wucher. (Lebhafter Beifall.)

Ich fordere den Reichskanzler auf, so schnell als möglich zuzugreifen. Der Redner wendet sich in heftiger Weise gegen den preussischen Landwirtschaftsminister, dessen Rücktritt er verlangt, spricht seine Zustimmung zu den Ausführungen des Kanzlers über die Neugestaltung der inneren Lage aus und sagt, das gleiche Recht im gleichen Staat muß kommen, es kommt nur darauf an, wie es kommt.

Was unser Volk zum Siege führt, ist die Einsicht des ganzen Volkes in die bittere Notwendigkeit, nicht Kadaver-Gehorsam, sondern Staatsbürgerverstand. In dieser Zeit wünschen auch wir eine Regierung, die den Mut hat zum Wort und zur Tat. Die Geschichte wird sie beurteilen, ob sie Raum schafft für die neue Zeit. Diese Zeit muß kommen, denn wozu wäre all das kostbare Blut geflossen, sonst wäre das Ende nur hundert Jahre Elend, Verzweiflung und innere Wirren. Wir haben alle keine andere Aufgabe, als die: durch Not und Tod vorwärts und aufwärts. (Lebhafter Beifall bei den Sozialdemokraten.)

Reichskanzler von Bethmann Hollweg legt entschieden Verwahrung gegen die Angriffe gegen den preussischen Landwirtschaftsminister ein und sagt, er könne nur zum Lobe des preussischen Landwirtschaftsministers sagen, daß er bestrebt ist und wie er überzeugt ist, mit Erfolg unsere Produktion aufrecht zu erhalten und auch das gehört dazu, daß wir der Lebensmittel-schwierigkeit Herr werden.

Abg. Wimmer (fortschrittliche Volkspartei) vermißt eine bindende Fürsorge des Reichskanzlers bezüglich seiner Mitwirkung an der Reform der inneren Politik.

Abg. Graf Westarp (konservativ) bespricht zunächst die Steuervorlage und erhebt Einspruch gegen die Erhöhung der direkten Reichsteuer. Bezüglich der Neuorientierung meint der Redner, daß darunter im Grunde genommen nichts anderes verstanden werde, als die Demokratisierung aller Einrichtungen. Dafür sind wir nicht zu haben. Wir brauchen nach dem Kriege eine starke monarchische Gewalt. (Beifall.) Aber auch an der bundesstaatlichen Grundlage des Deutschen Reiches und an der Selbständigkeit der Einzelstaaten darf nicht gerüttelt werden. Wir müssen unsere Gedanken darauf richten, den Gefahren der Zukunft besser gerüstet entgegenzutreten zu können.

Die Frage einer ausreichenden und ausgiebigen Kriegsschädigung müsse der Redner besonders hervorheben. Auch vom militärischen Gesichtspunkte sind Maßnahmen für die militärische Sicherheit unserer Grenzen notwendig. Der Redner bespricht dann die Seesperre und betont, daß es in dieser Frage kein Zurückweichen gibt. Daß der Präsident Wilson die Beziehungen zu Österreich-Ungarn noch nicht abgebrochen hat, gibt uns zu irgendwelcher Beunruhigung nicht den geringsten Anlaß.

Auch der ungarische Ministerpräsident habe sich gerade in seiner letzten Rede auf den Boden unseres U-Bootkrieges gestellt, und das gleiche ist von der österreichischen Regierung geschehen. Wir können die unbedingte Zuversicht aussprechen, daß trotz der letzten Note Wilsons auch Österreich-Ungarn auf dem Boden des U-Bootkrieges stehen wird. (Beifall rechts.)

Die Weiterberatung wird dann auf morgen vertagt.

Ruhle Rechnung.

Ueberschätzung einer amerikanischen Kriegserklärung.

Allzugroße Bedeutung wird der Entscheidung darüber beigemessen, ob die Vereinigten Staaten dem Deutschen Reich den Krieg erklären werden oder nicht. Damit soll die Macht der Nordamerikanischen Union nicht unterschätzt, ihr Bruch mit Deutschland nicht als etwas Unwesentliches bezeichnet werden. Man muß sich aber vor Augen halten, daß nach dem Völkerrecht das Abbrechen der diplomatischen Beziehungen zu jeder Art von Feindseligkeiten berechtigt, daß also keine förmliche Kriegserklärung notwendig wäre, wenn die Amerikaner jetzt schon eine Flotte und ein Heer nach Europa schicken wollten. Bei Ausbruch des japanisch-russischen Krieges im Jahre 1904 griffen die japanischen Torpedoboote die russische Panzerflotte im Hafen von Port Arthur an, versenkten mehrere Schlachtschiffe, ohne daß der Krieg erklärt war, und niemand konnte behaupten, Japan hätte deshalb das Völkerrecht verletzt. Waren doch am Tage vorher die diplomatischen Beziehungen abgebrochen worden. Dasselbe war in anderen Kriegen vergangener Zeit der Fall, und es ist nicht etwa Schonung, wenn die Amerikaner zurückhalten. Sie besitzen ein wichtiges Mittel, um Deutschland und Österreich jetzt schon zu schaden, und das wäre die Beschlagnahme der Handelsschiffe dieser Staaten. Darüber hinaus wird die Wirkung des Eingreifens Amerikas menschlichem Ermessen nach auf den Verlauf des Krieges nicht sehr groß sein. Wenn also die Meldungen aus Washington gewissermaßen das Gänseblümchenorakel nachahmen und in dem Sähen abwechseln: Amerika erklärt den Krieg — Amerika erklärt ihn nicht, so darf selbst ein gewissenhafter Leser über diese inhaltsleeren Erörterungen hinwegsehen.

Unter den Mitteln, die Amerika besäße, die Handelsverbindung mit England und anderen blockierten Staaten aufrechtzuerhalten, wird am meisten die Bewaffnung seiner Handelsschiffe genannt. Eine derartige Ausrüstung mit Kanonen ist zweckmäßig und wäre auch erfolgreich, wenn die Unterseeboote immer zum Anruf des fremden Schiffes verpflichtet wären. Das sind sie auch, so lange das amerikanische Schiff sich außerhalb des Sperrgebietes befindet. Ruft das deutsche Unterseeboot den bewaffneten amerikanischen Dampfer an, so kann dieser sofort schießen und wird sich in vielen Fällen des Tauchbootes erwehren. Anders im Sperrgebiet. Hier helfen die besten Kanonen nicht, da das Unterseeboot torpediert, ohne den Gegner aufmerksam zu machen, daß es vorhanden ist. Wenn also die Amerikaner Wert darauf legen, daß nicht bloß die Handelsschiffe, sondern auch deren Kanonen versenkt werden, so mögen sie sich dieses Vergnügens gönnen. Ähnlich würde es gehen,

wenn Amerika sich entschloße, immer eine ganze Handelsflotte zusammenzustellen und sie durch Kriegsschiffe begleiten zu lassen, umgeben auch von einer ganzen Schar von kleinen Wachfahrzeugen, die, gleichfalls bewaffnet, gegen Tauchboote auf der Hut sind. Auf diese Art könnte vielleicht ein ganzes Geschwader ein oder das anderemal ohne größere Fährnis in die englischen Gewässer gelangen, was ja auch bisher bei zahlreichen Kriegstransporten unserer Gegner der Fall war. Die Union setzt aber bei diesem Experiment ihre schönen neuen Kriegsschiffe aufs Spiel. Die Tauchboote sind respektlose Ungeheuer, die auch einem 20.000 oder 30.000 Tonnen großen Schlachtschiff nicht fernbleiben und sich ein Vergnügen daraus machen,

ihm ein Torpedo in den Bauch oder in die Rippen zu bohren. Nun bauen aber die Amerikaner ihre Schlachtschiffe und Kreuzer in erster Linie gegen Japan und wären ausbündige Toren, wenn sie die kostspieligen Maschinen in den Schlund würfen, in den die deutschen Tauchboote schon zahlreiche Schlachtschiffe versenkt haben. Es ist nahezu ausgeschlossen, daß Amerika seine Kriegsschiffe zu solchen Scherzen hergibt.

Somit stehen die Erwägungen, die sich auf eine etwaige Kriegserklärung Amerikas beziehen, an Bedeutung hinter der vollzogenen Tatsache zurück, daß der Abbruch der Beziehungen erfolgt ist. Gerade, weil Wilson weiß, daß er den Deutschen im Seekriege nicht viel antun kann, überlegt er sich's, ob er den Krieg förmlich ankündigen soll. Er überlegt es sich nicht aus Schonung, sondern im Gefühl seiner Offensivschwäche. Er zögert, weil er sich und die Union nicht bloßstellen will. Alle die Meldungen, die in rührender Ausführlichkeit den Gegensatz der Parteien in Amerika schildern, machen die Heuchelei mit, von denen die angelsächsische Welt durchtränkt ist. Der Hauptschlag, den Wilson führen konnte, ist bereits gefallen, und das übrige ist eine verhältnismäßig nicht durchschlagende Konsequenz.

Der moderne Seefrieg.

Die Antwort auf die amerikanische Note.

Wien, 5. März.

Der k. u. k. Minister des Außern hat dem Votschafter der Vereinigten Staaten von Amerika ein Aide-mémoire übergeben, aus dem wir die wesentlichsten Punkte nachstehend wiedergeben.

Dem Aide-mémoire der amerikanischen Botschaft in Wien vom 18. Februar d. J. hat das k. u. k. Ministerium des Außern entnommen, daß das Washingtoner Kabinett angesichts der von der k. u. k. Regierung am 10. Februar v. J. und am 31. Jänner l. J. abgegebenen Erklärungen Zweifel darüber hegt, welche Haltung Österreich-Ungarn bei Führung des Unterseebootskrieges fortan einzunehmen gedenke, und ob die Zusicherung, welche die k. u. k. Regierung dem Washingtoner Kabinett im Laufe der Verhandlungen über die Fälle der Schiffe „Ancona“ und „Persia“ erteilt hat, nicht etwa durch die besagten Erklärungen abgeändert oder zurückgezogen wurde.

Dem Wunsch der Bundesregierung, daß diese Zweifel durch eine endgültige und klare Äußerung behoben werden, ist die k. u. k. Regierung gerne bereit, zu entsprechen.

Die Note erörtert nun des längeren die von den Ententemächten in der Führung des Seekrieges geübten Methoden und sagt u. a.: Kaum hatte sich das Vereinigte Königreich Großbritannien entschlossen, am Kriege teilzunehmen, als es auch schon die Schranken zu durchbrechen begann, die ihm die Normen des Völkerrechtes setzten. Während die Zentralmächte sogleich bei Beginn des Krieges erklärt hatten, sich an die Londoner Deklaration, die auch die Unterschrift des britischen Vertreters trug, halten zu wollen, warf England die wichtigsten Bestimmungen derselben über Bord. Im Bestreben, die Zentralmächte von den Zufahren zur See abzuschneiden, erweiterte es Schritt für Schritt die Liste der Dampfwaren, bis nichts mehr von all dem darauf fehlte, dessen die Menschen heute zur Fristung des Lebens bedürfen. Dann verhängte Großbritannien über die Küsten der Nordsee, die auch für den Seehandel Österreich-Ungarns ein wichtiges Durchgangstor bilden, eine von ihm als „Blockade“ bezeichnete Sperre, um allen Waren den Eintritt nach Deutschland zu wehren, die auf der Liste der Dampfgüter noch fehlten, sowie um jeden Schiffsverkehr der Neutralen mit jenen Küsten zu unterbinden und jegliche Ausfuhr über sie zu verhindern. Daß diese Sperre in greifstem Widerspruch zu den hergebrachten, durch internationale Verträge festgelegten Normen des Blockaderechtes steht, hat gerade der Herr Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika in Worten dargelegt, die in der Geschichte des Völkerrechtes fortleben werden.

„Gleiches mit Gleichem zu vergelten.“

Über zwei Jahre haben die Zentralmächte gezögert. Dann erst, und nachdem sie das Für und Wider lange und reiflich erwogen hatten, schritten sie daran Gleiches mit Gleichem zu vergelten und den Segnern zur See an den Leib zu rücken. Als einzige der Kriegsführenden, die alles getan hatten, um die Geltung der Verträge zu sichern, die den Neutralen die Meeresfreiheit gewährleisten wollten, empfanden sie bitteren Herzens den Zwang der Stunde, der sie hieß, diese Freiheit zu verletzen, aber sie taten den Schritt, um eine gebieterische Pflicht gegen ihre Völker zu erfüllen, und in der Überzeugung, daß er geeignet sei, der Freiheit der Meere schließlich zum Sieg zu verhelfen. Die Erklärungen, die sie am letzten Jänner-tag dieses Jahres erließen, richteten sich nur scheinbar wider die Rechte der Neutralen; in Wahrheit dienen sie der Wiederherstellung dieser Rechte, welche die Feinde unablässig verletzt haben und die sie, wenn sie Sieger wären, für immer vernichten würden. So künden die Tauchboote, welche Englands Küsten umkreisen, den Völkern, die der See bedürfen — und welche bedürften ihrer nicht? — daß der Tag nicht mehr fern ist, da die Flaggen aller Staaten im Glanz der neuerrungenen Freiheit friedlich über den Meeren wehen.

Es darf wohl die Hoffnung gehegt werden, daß diese Kunde überall, wo neutrale Völker wohnen, Widerhall finden, und daß sie insbesondere vom großen Volk der Vereinigten Staaten Amerikas werde verstanden werden, dessen berufensster Vertreter im Lauf dieses Krieges mit flammenden Worten für die Freiheit des Meeres, als der Strafe aller Nationen eingetreten ist. Wenn sich Volk und Regierung der Union vor Augen

halten, daß die von Großbritannien verhängte „Blockade“ bestimmt ist, nicht nur die Zentralmächte durch Hunger niederzuzwingen, sondern letzten Endes die Meere seiner Herrschaft zu unterwerfen und auf diesem Wege seine Vogtei über alle Nationen zu begründen, während umgekehrt die Absperrung Englands und seiner Verbündeten nur dazu dient, diese Mächte einem Frieden in Ehren zugänglich zu machen und allen Nationen die Freiheit der Schifffahrt und des Seehandels und damit ein gesichertes Dasein zu verbürgen, dann ist die Frage, welche der beiden Kriegsparteien das Recht auf ihrer Seite hat, auch schon entschieden. Wenn es den Zentralmächten auch fern liegt, in ihrem Kampf um Bundesgenossen zu werben, so glauben sie doch darauf Anspruch erheben zu dürfen, daß die Neutralen ihr Bestreben würdigen, die Grundsätze des Völkerrechtes und der Gleichberechtigung der Nationen im Interesse aller wieder aufleben zu lassen.

Warnung und Versenkung.

Man kann aus den Geboten der Menschlichkeit, welche sich die F. u. F. Regierung und das Washingtoner Kabinett in gleicher Weise zur Richtschnur nehmen, den allgemeineren Grundsatz ableiten, daß bei Ausübung des Rechts der Vernichtung feindlicher Handelsschiffe der Verlust von Menschenleben soweit als irgend möglich vermieden werden soll. Diesem Grundsatz kann der Kriegführende nur dadurch gerecht werden, daß er vor der Ausübung des Rechts eine Warnung erläßt. Er kann hierbei den Weg einschlagen, den die Thèse der Unionsregierung weist, wonach der Befehlshaber des Kriegsschiffes die Warnung an das zu versenkende Fahrzeug selbst richtet, damit sich Besatzung und Passagiere noch im letzten Augenblick in Sicherheit bringen können; oder aber es kann die Regierung des kriegführenden Staates, wenn sie dies als unabwiesliche Kriegsnotwendigkeit erkannt hat, die Warnung mit voller Wirkung schon vor der Ausfahrt des Schiffes erlassen, welches versenkt werden soll, oder schließlich sie kann sich, wenn sie eine umfassende Maßnahme zur Bekämpfung des feindlichen Seehandels ins Werk setzt, einer allgemeinen für alle in Betracht kommenden feindlichen Schiffe bestimmten Warnung bedienen.

Daß der Grundsatz, wonach für die Sicherheit der Personen an Bord Sorge zu tragen ist, Ausnahmen erleidet, hat die Unionsregierung selbst anerkannt. Die F. u. F. Regierung möchte aber glauben, daß die warnungslose Vernichtung nicht nur dann zulässig ist, wenn das Schiff flieht oder Widerstand leistet. Es scheint ihr, um nur ein Beispiel anzuführen, auch der Charakter des Schiffes selbst in Betracht gezogen werden zu müssen. Handels- oder sonstige Privatschiffe, welche sich in den Dienst der Kriegführung stellen, etwa als Transport- oder Avisoschiffe, oder welche militärisch Besatzung oder Waffen an Bord führen, um Feindseligkeiten irgend welcher Art zu begehen, dürfen nach geltendem Recht wohl ohne weiteres vernichtet werden. Des Falles, daß der Kriegführende jeder Rücksicht auf Menschenleben entbunden ist, wenn sein Gegner feindliche Handelsschiffe ohne jede vorgängige Warnung versenkt, wie dies in den bereits wiederholt gerügten Fällen der Schiffe „Mefira“, „Dubrovnik“, „Jagreb“ usw. zutraf, braucht die F. u. F. Regierung nicht zu gedenken, da sie in dieser Hinsicht trotz ihres unbestreitbaren Rechtes niemals Gleiches mit Gleichem vergolten hat. Im ganzen Verlaufe des Krieges haben österreichisch-ungarische Kriegsschiffe nicht ein einziges feindliches Handelsschiff ohne vorherige, wenn auch generelle Warnung vernichtet.

Die Thèse der Bundesregierung läßt auch mehrere Deutungen zu, insofern nämlich als danach fraglich ist, ob, wie von manchen Seiten behauptet wird, nur ein bewaffneter Widerstand die Vernichtung des Schiffes mit den Personen an Bord rechtfertigt oder auch ein Widerstand anderer Art, wie er etwa dann gegeben ist, wenn die Besatzung geflüchtend unterläßt, die Passagiere auszubooten (Fall „Ancona“), oder wenn die Passagiere selbst die Ausbootung verweigern. Nach der Meinung der F. u. F. Regierung ist auch in den Fällen der letzten Art die Vernichtung des gewarnten Schiffes ohne Rettung der Personen an Bord zulässig, da es anderenfalls in die Hände jedes Feindes gelegt wäre, das dem Kriegführenden zustehende Recht der Versenkung zunichte zu machen. Übrigens darf auch darauf hingewiesen werden, daß nicht einmal darüber Einmütigkeit besteht, in welchen Fällen die Vernichtung feindlicher Handelsschiffe überhaupt zulässig ist.

Das Reisen zur See.

Die Verpflichtung, die Warnung unmittelbar vor dem Versenken des Schiffes zu erlassen, führt nach Ansicht der F. und F. Regierung einerseits zu Härten, die vermieden werden könnten, andererseits ist sie aber auch unter Umständen geeignet, berechtigten Interessen der Kriegführenden Abbruch zu tun. Zunächst ist nämlich nicht zu verkennen, daß die Rettung der Personen auf See fast allemal dem blinden Ungeschehen anheimgestellt ist, da nur die Wahl bleibt, sie entweder an Bord des jeder feindlichen Einwirkung ausgesetzten Kriegsschiffes zu nehmen oder in kleinen Booten den Gefahren der Elemente preiszugeben, und daß es daher den Grundsätzen der Menschlichkeit weit besser entspricht, die Personen durch eine rechtzeitig erlassene Warnung von der Vernichtung gefährdeter Schiffe abzuhalten.

Des weiteren aber konnte sich die F. und F. Regierung trotz reiflicher Überprüfung aller in Betracht kommenden Rechtsfragen nicht davon überzeugen, daß Angehörige neutraler Staaten einen Anspruch darauf besitzen, auf feindlichen Schiffen unbehelligt zu reisen. Der Grundsatz, daß die Neutralen auch in Kriegszeiten die Vorteile der Meeresfreiheit genießen, gilt nur für neutrale Schiffe, nicht auch für neutrale Personen an Bord feindlicher Schiffe. Denn die Kriegführenden sind bekanntlich berechtigt, den feindlichen Schiffsverkehr, soweit sie es vermögen, zu unterbinden. In Besitz der erforderlichen Kriegsmittel dürfen sie hierbei, wenn sie es zur Erreichung ihrer Kriegsziele für nötig erachten, den feindlichen Handelsschiffen das Befahren der See bei sonstiger sofortiger Vernichtung untersagen, wenn sie nur diese ihre Absicht vorher ankündigen, damit jedermann, ob Feind oder Neutraler, in die Lage komme, eine Gefährdung seines Lebens zu vermeiden. Selbst wenn sich aber über die Berechtigung eines derartigen Vorgehens Zweifel ergeben sollten, und der Vagner etwa mit Vergeltung drohen würde, so wäre dies eine Angelegenheit, die unter den Kriegführenden allein ausgetragen ist, die anerkanntermaßen berechtigt sind, die hohe See zum Schauplatz ihrer militärischen Unternehmungen zu machen, jede Störung dieser Unternehmungen abzuwehren und souverän zu entscheiden, welche Maßnahmen wider die feindliche Schifffahrt zu ergreifen seien. Die Neutralen haben in einem solchen Falle kein anderes legitimes Interesse und daher keinen anderen Rechtsanspruch, als daß ihnen der Kriegführende das an den Feind gerichtete Verbot rechtzeitig bekanntgibt, damit sie vermeiden können, ihre Personen und ihr Eigen feindlichen Schiffen anzuvertrauen.

Die F. und F. Regierung darf wohl annehmen, daß das Washingtoner Kabinett den vorstehenden, ihrer vollen Überzeugung nach unanfechtbaren Ausführungen zustimmt, da eine Bestreitung ihrer Richtigkeit ohne Zweifel darauf hinauslaufen würde, daß es — was

der Ansicht der Bundesregierung sicher nicht entspricht — den Neutralen freistünde, sich in die militärischen Operationen der Kriegführenden einzumengen, ja letzten Endes sich geradezu zum Richter darüber aufzuwerfen, welche Kriegsmittel gegen den Feind in Anwendung gebracht werden dürfen. Auch schiene ein schreiendes Mißverhältnis gegeben, wenn eine neutrale Regierung nur um ihren Angehörigen zu ermöglichen, auf feindlichen Schiffen zu reisen, während sie ebensogut, ja mit weit größerer Sicherheit neutrale Schiffe benutzen könnten, einer kriegführenden Macht, die viel-

leicht um ihr Dasein kämpft, in den Arm fiele. Nicht zu sprechen davon, daß den schwersten Mißbräuchen Tür und Tor geöffnet würde, wollte man einen Kriegsführenden zwingen, die Waffen vor jedem Neutralen zu senken, dem es gerade beliebt, sich auf seinen Geschäfts- oder Vergnügungsreisen der feindlichen Fahrzeuge zu bedienen. Niemals ist auch nur der leiseste Zweifel darüber wach geworden, daß neutrale Staatsangehörige allen Schaden selbst zu tragen haben, den sie dadurch erleiden, daß sie zu Lande ein Gebiet betreten, wo kriegerische Operationen stattfinden.

Die bewaffneten Handelsschiffe.

Was nun die Zirkularverbalnote vom 10. Februar vorigen Jahres betreffend die Behandlung bewaffneter feindlicher Rauffahrtsschiffe anlangt, muß die k. u. k. Regierung allerdings feststellen, daß sie der Ansicht ist, die Bewaffnung von Handelsschiffen auch nur zum Zweck der Verteidigung gegen die Ausübung des Beuterechtes sei im modernen Völkerrecht nicht begründet. Ein Kriegsschiff ist in aller Regel verpflichtet, einem feindlichen Handelsschiff in friedlicher Form zu begegnen. Es hat das Fahrzeug mittels bestimmter Zeichen anzuhalten, mit dem Kapitän in Verkehr zu treten, die Bordpapiere zu prüfen, ein Protokoll und gegebenenfalls ein Inventar aufzunehmen usw. Die Erfüllung dieser Pflichten setzt aber wohl als selbstverständlich voraus, daß das Kriegsschiff volle Gewißheit darüber besitzt, daß ihm das Handelsschiff seinerseits friedlich begegne. Eine solche Gewißheit besteht jedoch zweifellos nicht, wenn das Handelsschiff eine Bewaffnung führt, die zur Bekämpfung des Kriegsschiffes hinreicht. Einem Kriegsschiff kann doch schwerlich zugemutet werden, unter den Mündungen feindlicher Kanonen des Untes zu hantieren, mögen die Kanonen zu welchem Zweck immer an Bord gebracht worden sein. Ganz zu schweigen von der Tatsache, daß die Handelsschiffe der Entente-mächte trotz aller gegenteiligen Betenerungen erwiesenermaßen zu Angriffszwecken mit Geschützen versehen sind und sich ihrer zu solchen Zwecken auch bedienen. Auch hieße es die Pflichten der Menschlichkeit verkennen, würde man die Besatzungen der Kriegsschiffe verhalten, sich den Waffen der Feinde ohne Gegenwehr preiszugeben. Kein Staat kann die Pflichten der Menschlichkeit wider die berufenen Verteidiger des Vaterlandes niedriger einschätzen, als die Pflichten gegen die Angehörigen fremder Mächte.

Österreich-Ungarn hat auch in dieser Frage an seiner Zusage festgehalten; in der bezogenen Zirkularverbalnote wurden die Neutralen rechtzeitig davor gewarnt, ihre Person und ihre Habe einem bewaffneten Schiff anzuvertrauen; auch wurde die angekündigte Maßnahme nicht sogleich ins Werk gesetzt, sondern ein Aufschub erteilt, um den Neutralen zu ermöglichen, bewaffnete Schiffe, die sie schon bestiegen hatten, wieder zu verlassen. Endlich sind die k. u. k. Kriegsschiffe angewiesen, selbst im Fall der Begegnung mit bewaffneten feindlichen Handelsschiffen, wenn es nach der Sachlage möglich sein sollte, auf Erlassung einer Warnung und auf die Rettung der Personen an Bord bedacht zu sein. Die Angabe der amerikanischen Botschaft, die bewaffneten britischen Dampfer „Secondo“

und „Welch Prince“ seien von österreichisch-ungarischen Tauchbooten ohne Warnung versenkt worden, beruht auf einem Irrtum. Der k. u. k. Regierung ist inzwischen die Mitteilung zugegangen, daß an der Versenkung dieser Dampfer k. u. k. Kriegsschiffe überhaupt nicht beteiligt waren.

Die Handhabung der Seesperre.

In gleicher Weise wie in der mehrerwähnten Zirkularverbalnote hat die k. u. k. Regierung — und damit kommt sie auf die zu Beginn dieses Aide-mémoire erörterte Frage des verschärften Unterseebootkrieges zurück — auch in ihrer Erklärung vom 31. Jänner d. J. eine an die Adresse der Neutralen gerichtete Warnung unter Festsetzung einer entsprechenden Frist erlassen; ja die ganze Erklärung stellt ihrem Wesen nach nichts anderes dar, als eine Warnung des Inhalts, es möge kein Handelsschiff die in der Erklärung genau bezeichneten Seegebiete befahren. Überdies sind die k. u. k. Kriegsschiffe beauftragt, wo möglich auch in diesen Gebieten etwa anzutreffende

Handelsfahrzeuge zu warnen, sowie Besatzung und Fahrgäste in Sicherheit zu bringen. Die k. u. k. Regierung ist denn auch im Besitze zahlreicher Meldungen, daß die Mannschaft und Passagiere von Schiffen, die in diesen Gebieten vernichtet worden sind, geborgen wurden. Für etwaige Verluste an Menschenleben, die gleichwohl bei Vernichtung bewaffneter oder in Sperrgebieten angetroffener Schiffe sich ergeben sollten, vermag jedoch die k. u. k. Regierung eine Verantwortung nicht zu übernehmen. Abrißens darf bemerkt werden, daß die österreichisch-ungarischen Tauchboote nur in der Adria und im Mittelmeere operieren und daß daher eine Beeinträchtigung amerikanischer Interessen durch k. u. k. Kriegsschiffe kaum zu besorgen ist.

Es bedarf wohl nach allem, was eingangs dieses Aide-mémoire ausgeführt wurde, nicht erst der Versicherung, daß die Absperrung der in der Erklärung bezeichneten Seegebiete keineswegs der Absicht dient, Menschenleben zu vernichten oder auch nur zu gefährden, sondern daß sie, abgesehen vom höheren Zweck, durch Abkürzung des Krieges der Menschheit weitere Leiden zu ersparen, nur dazu bestimmt ist, Großbritannien und dessen Verbündete, die, ohne eine rechtswirksame Blockade über die Küsten der Zentralmächte verhängt zu haben, den Seeverkehr der Neutralen mit diesen Mächten unterbinden, in die gleiche Lage der Isolierung zu versetzen und sie durch diesen Druck einem Frieden gefügig zu machen, der die Gewähr der Dauer in sich trägt. Daß sich Österreich-Ungarn hierbei anderer Kriegsmittel bedient, als die Gegner, liegt vorwiegend an Umständen, über welche den Menschen keine Macht gegeben ist. Die k. u. k. Regierung ist sich aber bewußt, daß sie alles, was sie vermochte, vorgekehrt hat, um Verlusten an Menschenleben vorzubeugen. Sie würde das mit der Absperrung der Westmächte angestrebte Ziel am schnellsten und sichersten erreichen, wenn in jenen Meeresteilen kein einziges Menschenleben verloren ginge und kein einziges in Gefahr geriete.

Zusammenfassend vermag die U. S. Regierung festzustellen, daß die Zusicherung, die sie dem Washingtoner Kabinett im Fall „Ancona“ gegeben und im Fall „Persia“ erneuert hat, durch ihre Erklärungen vom 10. Februar 1916 und vom 31. Jänner 1917 weder aufgehoben, noch auch eingeschränkt wurde. Im Rahmen dieser Zusicherung wird sie, vereint mit ihren Verbündeten auch fernerhin alles einsetzen, daß die Völker der Erde bald wieder der Segnungen des Friedens teilhaftig werden. Wenn sie in Verfolgung dieses Zieles — das, was ihr wohl bekannt, die volle Sympathie des Washingtoner Kabinetts genießt — sich gezwungen sieht, auch die neutrale Schifffahrt in gewissen Seegebieten zu unterbinden, so möchte sie, um diese Maßnahme zu rechtfertigen, nicht so sehr auf das Verhalten der Gegner hinweisen, das ihr nichts weniger, denn nachahmenswert dünkt, als vielmehr darauf, daß Österreich-Ungarn durch die Hartnäckigkeit und Gehässigkeit seiner auf Vernichtung bedachten Feinde in einen Zustand der Notwehr versetzt wurde, für den die Geschichte kein typischeres Beispiel kennt.

Luftkämpfe im Februar 1917.

K.-D. Wien, 9. März. Aus dem Kriegspressequartier wird gemeldet:

Die im Monat Februar auf fast stabiler Tiefe gebliebene Temperatur beschränkte auch die Tätigkeit unserer Luftfahrzeuge und Geschwader auf das Maß der Aufklärung oder auf die Abwehr feindlicher Flugzeuge. Die wenigen Tage, die nach Sicht und halbtags günstiger Witterung eine Fliegertätigkeit zuließen, wurden von unseren Piloten recht geschickt ausgenützt, die Wider der feindlichen Kampf- und Bewegungsräume, die stellenweise größere Veränderungen aufwiesen, zu ergänzen. Unter den kühnen und energischen Luftstreifungen, die von unseren opferbereiten Fliegerkompanien im Februar unternommen wurden, und die äußerst günstige Erfolge brachten, seien einige erwähnt. Sie zeigen die stille, selbstlose Arbeitsfreudigkeit, die in dieser jungen Truppe lebt. Fünf feindliche Luftfahrzeuge wurden abgeschossen.

Schon in den ersten Februartagen glückte es dem Zugführer András Domrowsky, nach längerem Kampfe und im heftigen feindlichen Abwehrfeuer einen feindlichen Nieuport-Kampfapparat zu rascher und unbequemer Notlandung in einer Schlucht westlich Comanesties zu zwingen. Das eigene Fahrzeug kehrte ohne Schaden auf das eigene Flugfeld zurück. Am 10. Februar schossen Leutnant i. d. R. Franz Gräfer als Beobachtungsoffizier und Korporal Stephan Wenzel als Pilot einen italienischen Farman nach Lustgeplänkel über der Höhe Jaza westlich von Tolmein ab. Auch am 11. Februar hatten eigene Luftangriffe vollen Erfolg. Zwei eigenen Flugzeugen gelang es im feindlichen Spouzoabschnitt, durch geschicktes Manöver zwei feindliche Apparate niederzuholen.

Sehr erfolgreich arbeitete Hauptmann Stojsavljevic mit seiner Maschine im Karstabschnitt. Im raschen Anflug schoß er ein feindliches Farman-Flugzeug knapp südlich Kostanjevica an, das sich zwischen den beiden Linien niebergehen mußte und arg hergenommen war. Auch an der galizischen Front gelang es dem Leutnant in der Reserve Fritz Steiner als Beobachter und Zugführer Severin Drimal als Feldpilot, einen Nieuport-Doppeldecker südöstlich Raziwisko abzuschießen.

Unsere Verluste hingegen sind sehr gering. Durch Abschuß auf feindlichem Gebiet verloren wir einen Apparat. Zwei eigene Flugzeuge wurden durch feindliches Artilleriefeuer stark beschädigt, konnten jedoch in unseren Linien notlanden. Das verlorene Flugzeug war mit Leutnant Wilhelm Grafen Siemienski als Beobachter und Korporal Ludwig Fleck als Pilot bemannt und startete am 11. Februar zu einem Fernflug, von dem es nicht mehr zurückkehrte. Nächste Woche wurde es zur Notlandung gezwungen. In den italienischen Berichten wird die Leistung dieses „erstklassigen Fliegersechters“ rühmlichst anerkannt, der sich in 2000 Meter Höhe in heftigstem Feuer der Abwehrbatterien der unzähligen Verfolger geschickt und längere Zeit hindurch erwehren konnte. Erst nach Verwundung der tapferen Besatzung und infolge schwerer Motorhavarien mußte es niedergehen. Es hat einen ehrenvollen und tapferen Kampf geführt.

Helfferich über den U-Bootkrieg.

Die bescheidene Sprache Lloyd Georges.

Budapest, 13. März.

„Nz. Ept.“ veröffentlicht eine Unterredung, die der deutsche Staatssekretär Dr. v. Helfferich einem Mitarbeiter des Blattes gewährte.

Auf die Frage über das bisherige Ergebnis des U-Bootkrieges sagte Dr. Helfferich: Der Kanzler hat jüngst schon im Reichstag erklärt, daß das Ergebnis alle Erwartungen unserer Admiralität übertroffen hat. Allein bessere Aufklärungen als der Reichskanzler, der Admiralsstab oder als ich kann Ihnen der englische Ministerpräsident geben. Da es Ihnen aber in den heutigen Tagen schwer fallen würde, den englischen Ministerpräsidenten zu befragen, denn auf der Reise könnte Ihr Schiff leicht torpediert werden, so empfehle ich Ihnen die große Rede Lloyd Georges vom 23. Februar. Der Telegraph hat nur einen kurzen Auszug verbreitet. Das Meuterbureau war sicherlich der Ansicht, daß die Rede für den inneren Konsum berechnet ist und weniger für das Ausland. Jetzt habe ich aber den wörtlichen Text der Rede erhalten. Lloyd George liebt die Offenheit und Aufrichtigkeit. Ohne Umschweife sagte er im Unterhaus, daß der U-Bootkrieg die furchtbarste Gefahr ist, die England je bedroht habe. Er brückte allerdings die Hoffnung aus, daß man Mittel finden werde, die U-Bootgefahr erfolgreich zu bekämpfen, aber er fügte hinzu, wir würden uns einer sträflichen Torheit schuldig machen, wenn wir unsere Zukunft auf diese Hoffnung bauen würden. Es war mir eine große Genugtuung, daß Lloyd George öffentlich, sozusagen in jedem Punkte, meine Meinung bestätigt hat, die ich mir über den verschärften U-Bootkrieg gebildet habe.

Er bestätigte, daß im abgelaufenen Jahre nur 30 Millionen Tonnen die englischen Häfen verlassen haben, während der Verkehr im letzten Friedensjahre 50 Millionen Tonnen gewesen ist, und daß von diesen 30 Millionen Tonnen ungefähr die Hälfte unmittelbar für Kriegszwecke in Anspruch genommen werden mußte. Der englische Premier bemerkte, daß es nur eine Methode gebe, die furchtbare Gefahr zu vermeiden und diese sei, daß sich England ehestens von jedem Import unabhängig mache.

Staatssekretär Dr. Helfferich verwies dann auf die Angaben Lloyd Georges über den Holz- und Eisenimport, auf den der Premier verzichten will.

Dann erwähnte Dr. v. Helfferich als dritte Post die Lebensmittel. Namentlich wies er auf den Umstand hin, daß 70 bis 80 Prozent des Getreidebedarfes Englands durch ausländischen Import gedeckt werden müssen. Lloyd George habe einbekannt, daß die Getreidevorräte beunruhigend gering seien. Was die Bemerkung des Premiers betrifft, daß die Pflugschar jetzt unsere Hoffnung sei, so bezeichnete Dr. v. Helfferich die von Lloyd George vorgeschlagenen Maßnahmen, nämlich Minimalpreise für sechs Jahre und Minimallöhne in der Landwirtschaft als unzulänglich. Die Erkenntnis, daß der Ackerbau eine ungeheure Wichtigkeit für jede Nation habe, komme zu spät.

Lloyd George sagte ferner, daß die landwirtschaftlichen Winterarbeiten heuer bedeutend geringer seien, als im Vorjahre. Die Frühjahrsarbeiten könnten diesen Mangel kaum ersetzen, selbst wenn man bei Äthylenbeleuchtung in der Nacht arbeiten wollte. Auch lasse sich nicht im Handumdrehen die Anbaufläche vermehren, weil Zugvieh, Arbeiter und Düngemittel fehlen. Selbst wenn Lloyd Georges Energie das Unmögliche möglich mache, werde England bis zur nächsten Ernte im weit höheren Maße auf den Import von Getreide angewiesen sein als bisher.

Aus der Rede des englischen Premiers geht hervor, daß er hofft, durch Einfuhrverbote den durch die Unterseeboote verursachten Verlust an Schiffsraum wettzumachen. England ist so weit gekommen, daß es sich selbst blockiert, nachdem die Blockade gegen die Mittelmächte völlig versagt hat. Das Einfuhrverbot bezüglich der von Lloyd George bezeichneten Artikel, namentlich Papier, Früchte und Mineralwässer, würde eine Ersparnis von nicht mehr als anderthalb Millionen Tonnen ergeben, was drei Prozent Tonnengehalt des Importverkehrs Englands beträgt. Daraus ist zu entnehmen, auf wie schwachen Grundlagen die Hoffnung des Premierministers ruht, daß England „die furchtbarste Gefahr“ besiegen werde. Wir können mit besserer Hoffnung der Zukunft entgegensehen, wenn der großsprecherische englische Ministerpräsident mit einemmal eine so bescheidene Sprache führt.

TAGESPOST (Graz) (Morgenblatt)

Nr.: 9

TAG: 4. 4. 1917, 1f.

Wilsons Kriegsbotschaft.

Wilson fordert vom amerikanischen Parlament den Krieg gegen Deutschland, nachdem er es sich bisher mit dem Abbruch der diplomatischen Beziehungen hatte genügen lassen. Damit tut der Präsident der Union den letzten Schritt, der ihn bisher formell vom Vierverband getrennt hat, und da man in den Mittelstaaten längst auf diese Wendung vorbereitet war, so bringt Wilsons Entschluß keine Überraschung. Der Eintritt Amerikas in die Reihe der kriegsführenden Staaten wird allerdings dazu beitragen, die wackelnden Hoffnungen im Feindeslager aufzurichten, und diese moralische Stärkung des gegnerischen Kriegswillens ist vor derhand die unangenehmste Wirkung der Wilsonschen Botschaft. Zur Verständigung über den Charakter und die Absichten Wilsons würde es sich empfehlen, wenn eine staatswissenschaftliche Fakultät oder sonst eine berufene Körperschaft eine Preisaufgabe ausschriebe, die etwa folgendermaßen lauten müßte: „Welche Politik müßte ein amerikanischer Präsident betreiben, um den Weltkrieg möglichst zu verlängern?“ In der Antwort wäre der Name Wilson und eine Kritik seines Verhaltens zu vermeiden, um jede Teilnahme oder Abneigung persönlicher Art auszuschließen. Aus dem Gange der Untersuchung würde sich aber gebieterisch ergeben, daß ein harter und egoistischer Senker der Geschichte der Vereinigten Staaten auch nichts anderes getan hätte als unermessliche Waffenlieferung an die europäischen Randmächte, vollständige Nachsicht für alle Verletzungen des Völkerrechts durch England, Aufnahme bewaffneter Handelschiffe in die Häfen der Nordamerikanischen Union, Abschluß von Kriegausleihungen in Amerika und zuletzt Abbruch der Beziehungen zu Deutschland. Alle diese Taten und Unterlassungen sind auch von Wilson ausgegangen, für den der einzige Umstand spricht, daß er an die kriegsführenden Feinde mit einem Friedensangebot hervorgetreten ist. Sieht man von dieser Maßnahme ab, so handelte Wilson so wie ein Staatsmann, der es für einen Vorteil für Amerika ansieht, wenn Europa sich zerfleischt, wenn seine männliche Bevölkerung ausgerottet wird und seine Volkswirtschaft darniederliegt.

Es ist für den Verlauf der Dinge nebenächlich, ob Wilsons Handlungsweise durch Unberstand oder Herzlosigkeit, ob sie durch Massensympathie mit England oder durch irgendein anderes Motiv veranlaßt wurde. Der künftige Biograph Wilsons wird seine Motive, so verworren sie auch durch einanderliegen, aus geheimen Aktenstücken und aus

seinen Herzensergießungen an die Welt ziehen. Für die Bewohner Europas, für die leidenden Völker und die tätigen Staatsmänner ist nur von Wichtigkeit, was geschieht und welche Folgen es nach sich zieht. Edele Gesinnungen, wenn sie in einem Gebrauche zutage treten, sind wertlos, ja sie können größeres Unheil stiften als eine egoistische Politik, wenn diese von verständigen Erwägungen geleitet ist. Von allem anderen abgesehen, ist die Anklage, welche die schwedische Regierung in ihrer bekannten Note gegen Wilson erhoben hat, so einleuchtend, daß nur böser Wille sich ihrer zwingenden Logik entziehen könnte. Die schwedische Regierung erwiderte auf die Aufforderung Wilsons, die Neutralen möchten gleichfalls die Beziehungen zu Deutschland abbrechen, daß Schweden dies um so weniger tun könne, als Amerika seinerzeit nicht seinem Wunsche willfahrt habe, eine Vereinbarung der Neutralen herbeizuführen. Es wäre von größtem Werte gewesen, wenn die Vereinigten Staaten, der Anregung Schwedens folgend, Abgeordnete der Neutralen einberufen und mit ihnen vereinbart hätten,

wie das Völkerrecht den kriegsführenden Staaten gegenüber unparteiisch zur Anerkennung zu bringen wäre. Dessen aber weigerte sich Herr Wilson. Er wollte die Engländer nicht erzürnen, denen ein Bund der Neutralen unangenehm gewesen wäre. Er verhinderte dadurch die Entstehung des einzig möglichen Weltfriedensbundes in der Zeit des Weltkrieges. Die Neutralen blieben zersplittert und uneinig, so daß England die Oberfläche der Weltmeere weiter beherrschen konnte. Wohl bemerkt: die Oberfläche. Denn was unter dem Spiegel des Meeres liegt, entzieht sich der Gewalt der Dreadnoughts, der Panzerkreuzer und überhaupt der ganzen Armada, welche von England und seinen Bundesgenossen aufgeboten wurde. Wilson hatte es sich zur Aufgabe gemacht, auch das ungeheure Gebiet unter der Oberfläche des Meeres England dienstbar zu machen. Das ist ihm nicht gelungen. Nun fordert er vom Kongreß den Krieg gegen Deutschland, er lüftet endlich sein Visier und bekennet sich als Feind Deutschlands. Wilsons Name wird nicht zu den Großen seiner Zeit zählen.

Wilsons Erklärung im Kongreß.

W. B. Washington, 3. April. (Neutermelbung.)

Im Kongreß gab Wilson folgende Erklärung ab:

Ich habe den Kongreß zu einer außerordentlichen Session einberufen, weil sofort ein ernster politischer Entschluß gefaßt werden muß, für den ich verfassungsrechtlich die Verantwortung nicht übernehmen kann. Ich habe Ihnen am 3. Februar eine außerordentliche Anzeige der deutschen Regierung unterbreitet, daß sie beabsichtige, vom 7. Februar an alle rechtlichen und menschlichen Beschränkungen bei Seite zu setzen und alle Schiffe, die es versuchen sollten, die feindlichen Häfen zu erreichen, durch U-Boote zu versenken. Das schien in der früheren Hauptphase des Krieges das Kriegsziel der deutschen U-Boote zu sein, aber seit April 1916 hat die deutsche Regierung den Kommandanten der U-Boote gewisse Beschränkungen auferlegt gemäß dem uns gegebenen Versprechen. Die neue deutsche Politik hat jede Beschränkung fallen gelassen. Das Völkerrecht hat sich mühsam entwickelt mit Resultaten, die dürftig genug waren, aber die deutsche Regierung hat auch dieses Minimum an Recht aufgehoben unter dem Vorwande der Wiedervergeltung und der Notwendigkeit, weil sie keine Waffen besaß, die auf See verwendet werden könnten, außer denjenigen, die nicht angewendet werden dürfen, wie Deutschland sie jetzt anwendet, nämlich ohne Berücksichtigung aller Erwägungen der Menschlichkeit oder Abmachungen, auf denen der Weltverkehr begründet ist.

Ich denke jetzt nicht an die materiellen Verluste, so ernst sie sind, sondern nur an den allgemeinen Untergang von Nichtkämpfern, Männern, Frauen und Kindern. Der gegenwärtige deutsche Krieg gegen den Handel ist ein Krieg gegen die Menschlichkeit und gegen alle Nationen. Jede Nation muß selbst entscheiden, wie sie dieser Herausforderung begegnen will. Unsere Wahl muß mit Mäßigung getroffen werden, entsprechend unserem Charakter und unseren Motiven als Nation. Wir müssen uns von übergroßer Erregung freihalten. Unser Motiv ist nicht Rache oder das Prinzip brutaler Gewalt, sondern wir treten für die Menschenrechte ein.

Als ich im letzten Februar vor dem Kongresse sprach, glaubte ich, daß es genügen werde, unsere neutralen Rechte durch die Bewaffnung der Schiffe zu sichern; aber eine bewaffnete Neutralität erscheint gegenwärtig unnütz. Es ist unmöglich, die Schiffe gegen die Angriffe der deutschen U-Boote zu verteidigen. Es entspricht der gewöhnlichen Klugheit, zu versuchen, sie zu zerstören, bevor sie ihre Absicht erkennen lassen. Die deutsche Regierung leugnet das Recht der Neutralen, in der Sperrzone überhaupt Waffen anzuwenden, um Rechte zu verteidigen, die kein moderner Jurist jemals bestritten hat. Deutschland zeigt an, daß die Eskorten zum Schutze der Schiffe wie Piraten behandelt werden würden. Angesichts solcher Annahme ist die bewaffnete Neutralität mehr als unnütz. Wenn wir uns dem unterwerfen würden, würden wir unsere heiligsten nationalen Rechte verletzen lassen.

Ohne Zaudern den Geboten einer konstitutionellen Pflicht gehorchend, rate ich dem Kongreß, zu erklären, daß die jüngste Handlung der deutschen Regierung tatsächlich nichts weniger als der Krieg gegen die Regierung und das Volk der Vereinigten Staaten ist, und förmlich den Kriegszustand anzunehmen, der Amerika auferlegt ist und Maßregeln zu ergreifen, nicht nur um das Land in den vollständigen Verteidigungszustand zu versetzen, sondern auch seine Hilfsquellen so zu verwenden, um Deutschland zu zwingen, die Bedingungen zur Beendigung des Krieges anzunehmen. Der Kriegszustand wird ein Zusammenwirken mit anderen Deutschland bekämpfenden Regierungen herbeiführen, indem wir ihnen liberalen Finanzkredit gewähren, um ihnen die Organisation zur Mobilisierung aller Materialhilfsquellen des Landes zur Verfügung

zu stellen, um Kriegsmaterial zu liefern und auf die reichlichste aber sparsamste und wirksamste Art den anderen Bündnissen der Nationen zu dienen.

Eine weitere Folge des Kriegszustandes würde die sofortige vollständige Ausrüstung der Flotte, namentlich mit Mitteln sein, um die feindlichen U-Boote zu bekämpfen und ferner eine sofortige Heersvermehrung um mindestens 500.000 Mann mit der Ermächtigung, die Streitmacht den Bedürfnissen entsprechend weiter zu vermehren. Nach Ansicht des Präsidenten sollten die Soldaten nach dem Grundsatz der allgemeinen Wehrpflicht ausgehoben werden.

Wir hatten, sagte der Präsident, keinen Streit mit dem deutschen Volke. Die deutsche Regierung begann den Krieg ohne Initiative, Kenntnis und Billigung des Volkes. Der Krieg wurde beschlossen von den Machthabern, provoziert und ausgeführt im Interesse der Dynastien und einer kleinen Gruppe ehrgeiziger Männer, die gewohnt sind, ihre Landsleute als Werkzeug zu benutzen.

Die Empfindung der Amerikaner ist, daß unsere Hoffnung auf den künftigen Weltfrieden eine Betätigung erfahren hat durch die wunderbaren ermutigenden Ereignisse in Rußland. Dort haben wir einen würdigen Teilnehmer am Ehrenbund. Wir stehen jetzt im Begriff, den Kampf mit dem natürlichen Feind der Freiheit aufzunehmen und werden nötigenfalls die ganze Kraft der Nation aufwenden, um seine Machtansprüche zu vereiteln.

Wir beabsichtigen keine Eroberungen; wir sind nur einer der Vorkämpfer der Menschenrechte und werden zufrieden sein, wenn diese Rechte gesichert sind.

Präsident Wilson fügte hinzu, daß Österreich-Ungarn tatsächlich nicht im Seekriege gegen die amerikanischen Bürger begriffen ist. Der Präsident wolle die Erörterung über die Beziehungen mit Wien aufschieben.

Der Präsident schloß: Amerika wird für die teuersten Güter kämpfen, nämlich für die Demokratie und die Freiheit der kleinen Nationen.

Der Kongreß.

1. Haag, 4. April. „Central News“ melden aus Washington: Der Kongreß ging nach der Rede Wilsons auseinander, ohne eine Entscheidung gefällt zu haben und tritt Donnerstag wieder zusammen. Wegen der Forderung nach Erhöhung des Standes des Heeres um eine halbe Million Mann verläutet, daß die Regierung am Donnerstag die Dienstpflicht für alle männlichen amerikanischen Untertanen, zunächst im Alter von 19 bis 29 Jahren, fordern werde, um aus diesen das Heer zu bilden. Andererseits aber soll eine Vorlage eingebracht werden, die nur eine militärische Ausbildungspflicht für die Mannschaft im Alter von 18 bis 22 Jahren vorsieht. Für diese Vorlage dürfte im Kongreß die Mehrheit stimmen.

A. B. Washington, 3. April. (Reuter.) Während der Sitzung des Kongresses traf die Nachricht von der Versenkung des amerikanischen Ozeandampfers „Aztec“ ein.

Miljukow an Wilson.

A. B. Lugano, 3. April. Die Agenzia Stefani meldet über Paris aus Petersburg: Wie die „Wirschewija Wjedomosti“ meldet, telegraphierte Minister des Außern Miljukow an Wilson, die Vereinigten Staaten mögen so rasch als möglich am Krieg teilnehmen, da ihr Eingreifen nicht bloß vom militärischen, sondern wesentlich vom moralischen Gesichtspunkte aus von großer Wichtigkeit sei.

Die Vereinigten Staaten im Kampf gegen Deutschland.

Untersuchungen über den wahren Wert der Kampfbeteiligung.

In seiner Erklärung an den Kongress hat Präsident Wilson ein engeres Zusammenwirken mit den anderen, Deutschland bekämpfenden Regierungen und die sofortige vollständige Ausrüstung der Flotte, namentlich mit Mitteln, um feindliche Unterseeboote zu bekämpfen, und eine sofortige Heeresvermehrung um mindestens 500.000 Mann nach dem Grundsatz der allgemeinen Wehrpflicht verlangt. Es dürfte von Interesse sein, zu untersuchen, in welcher Weise und bis zu welchem Grade die militärische Mitarbeit der Unionsstreitkräfte Einfluß auf den Gang des Krieges nehmen können.

Die maritime Übermacht der Verbandsmächte ist so groß, daß für den Flottenkampf und Unternehmungen gegen besetzte Kriegshäfen durch die Mitwirkung der Unionsflotte die Verhältnisse für Deutschland kaum bedeutend verschlechtert werden. Schon die Seeschlacht vor dem Skagerrak zeigte, daß es beiden Teilen unmöglich war, ihre gesamten am Schlachtfeld versammelten Kräfte gleichzeitig gegen einander einzusetzen. Wie die Verhältnisse heute liegen, ist auch ein Flottenkampf wenig wahrscheinlich. Wenn es zu einem solchen kommen sollte, könnte er nur durch ganz besondere Umstände veranlaßt werden, von denen unter anderem einer genannt werden soll: Der Schrei des englischen Volkes nach einer großen befreienden Waffentat zur See, die Deutschland ins Herz treffen und zur Eroberung von Wilhelmshaven führen soll. Ein Unternehmen, das mit einer Verzweiflungstat nahe verwandt wäre. Die Mitwirkung der amerikanischen Hochseeflotte dürfte sich daher hauptsächlich auf die Verfolgung der Hilfskreuzer beschränken. Dazu liegen die Verhältnisse deshalb ungünstig, weil die Amerikaner unter ihren Kreuzern ziemlich viele von geringer Geschwindigkeit besitzen. Moderne Schlachtkreuzer fehlen gänzlich und im Vergleich zur Stärke der englischen und französischen Kreuzerflotte ist jene der Union auffallend klein. Wirklichen Nutzen können die Amerikaner ihren Mitkämpfern jedoch durch Hilfe im Kampf gegen die Unterseeboote bringen. Hierfür kommen vornehmlich leichte Geestreitkräfte, wie Zerstörer und Torpedoboote in Betracht. Von ersteren Schiffe besaß die Union zu Jahresbeginn 66, von letzteren 19. Da eine nicht beträchtliche Zahl dem eigenen Küstenschutz zu dienen haben wird, werden wohl nicht allzu viele dauernd im europäischen Gewässern stationiert werden können. Jedenfalls nicht so viele, daß ihre Mitwirkung von nennenswerter Bedeutung zu werden vermöchte; zumal England etwa 400, Frankreich etwa 230, Italien etwa 140 solcher Fahrzeuge besitzt. Motorboote dürften allerdings im Laufe der Zeit in größerer Zahl beigegeben werden können, doch können solche auch im Unterseebootkrieg niemals die Zerstörer und Torpedoboote ersetzen. Sie haben trotz aller gegenteiligen Behauptungen

der Verbandsmächte die Erwartungen, die man in sie gesetzt hat, bei weitem nicht erfüllt. Das geht auch indirekt aus einer jüngst eingetroffenen amerikanischen Meldung hervor. Darin heißt es, daß eine Bostoner Baufirma Anfang April die letzte Partie einer 550 Motorboote umfassenden Bestellung nach England abgeliefert hat. Der Umstand, daß es die letzte Partie ist, zeigt schon allein, daß man in England vorläufig kein Verlangen nach weiteren derartigen Fahrzeugen besitzt. Das spricht nicht für ihre Leistungsfähigkeit. Auch darf nicht außer acht gelassen werden, daß seit Beginn des verschärften Unterseebootkrieges am 1. Februar dieses Jahres noch keine der Verbandsmächte die Vernichtung auch nur eines einzigen deutschen Unterseebootes durch Mitwirkung von Motorfahrzeugen melden konnte. Daraus geht wohl hervor, daß auch

ein paar hundert amerikanische Unterseebootzerstörer durch ihre Tätigkeit dem Tauchbootkrieg keinen sonderlichen Eintrag werden tun können.

Es ist aber auch die Rekrutierung der Medaille zu beachten. Die Erklärung des Kriegszustandes und die Ankündigung offensiven Vorgehens durch die Amerikaner, entbindet die Deutschen von jeder Rücksichtnahme und so könnte es dazu kommen, daß deutsche Tauchboote den Schauplatz ihrer Tätigkeit nach der amerikanischen Ostküste verlegen. Dort sind die meisten Hafeneinfahrten ziemlich schmal. Eine wirksame U-Bootblockade ließe sich daher bei den wichtigsten Seehandelsplätzen mit verhältnismäßig geringen Streikkräften durchführen. Die drei wichtigsten: Boston, New York und Philadelphia, hatten im Rechnungsjahre 1911/12 einen Einlauf von 2.950.000, 13.674.000 und 2.700.000 Registertonnen Netto an Auslandschiffen zu verzeichnen, was nahezu der Hälfte des gesamten Schiffs-einlaufes der Vereinigten Staaten in genanntem Jahre gleichkommt.

Der Weltkrieg ist heute zu einem Kampf um die Tonnage geworden. Die Erfolge oder Mißerfolge kommen weit mehr in der Zahl der versenkten Handels-, als in der der versenkten Kriegsschiffe zum Ausdruck. Ob nun die Deutschen Unterseeboote nach Amerika entsenden werden oder nicht, die Nordamerikaner müssen auf alle Fälle für eine ausgiebige Bewachung ihrer eigenen Küstengebiete Sorge tragen, und dazu genügt ihr Bestand an kleinen Fahrzeugen in Ansehung der enormen Küstenentwicklung keineswegs. Auch ihre militärische Hilfe zu Lande baut sich auf der Voraussetzung des Vorhandenseins genügender Transportmittel auf.

Es wurde die Aushebung von einer halben Million Mann in Aussicht genommen. Diese müßten, wenn sie in Europa kämpfen sollten, dorthin gebracht, versorgt und mit entsprechendem Nachschub versorgt werden. Bei den gegenwärtigen Verhältnissen wird man, ohne eine zu hohe Schätzung befürchten zu müssen, für 50.000 Mann samt Material 200.000 Register-Tonnen

Brutto einsetzen können. Daraus ergibt sich, daß für den einmaligen Transport einer Armee von einer halben Million Mann etwa zwei Millionen Tonnen nötig wären. Und nun kommt der Nachschub. Dieser spielt eine noch viel wichtigere Rolle. Der Tagesbedarf an Explosivstoffen allein stellt sich nach englischen Angaben, die aus dem Durchschnitt der ersten zweieinhalb Kriegsjahre errechnet wurden, für eine Armee von 500.000 Mann allein auf 4000 Tonnen. An sonstigem Material (wie Stacheldraht, Beton, Brücken usw.), wozu auch der Ersatz von Flugzeugen, Automobilen, schadhaft gewordenen Geschützen, Gewehren, Befestigungsmaterial, Kleidung usw. gehört, wird man mindestens anderthalbmal so viel rechnen dürfen. Der Nachschub an Lebensmitteln für Menschen und Tiere stellt sich auf rund 6000 Tonnen, der Nachschub an Menschen, Zug- und Lasttieren auf etwa 7000 Tonnen, so daß täglich Schiffe von rund 23.000 Tonnen Nettoraumgehalt mit diesen Ladungen in den Bestimmungshäfen hinter der Front einlaufen müßten. Das ergäbe im Jahr fast 8,5 Millionen Tonnen, so daß die notwendige Gesamttransportarbeit für eine halbe Million Mann sich im Jahre auf 11,5 Millionen Tonnen stellen würde. Da ein Schiff durchschnittlich acht Reisen zwischen Nordamerika und Westeuropa machen kann, müßten für die nordamerikanische Armee in Europa ständig anderthalb Millionen Tonnen Dienst tun. Die Handelsflotte der Union verfügt über etwa 1,2 Millionen Registertonnen netto für den Auslandsdienst. Alles andere an Schiffen ist nur für den Verkehr an den Küsten und auf den großen Binnenseen geeignet. Rund 400.000 Nettoregistertonnen stellen die beschlagnahmten deutschen Dampfer dar. Der vorhandene Schiffsraum genügt also gerade noch, um mit einem Überschuß von rund 200.000 Tonnen eine Halbmillionenarmee nach Europa zu überführen und dort zu versorgen zu können. Bisher dienten der Versorgung der Verbandsmächte, sei es direkt oder indirekt mindestens 600.000—800.000 Nettoregistertonnen nordamerikanischer Schiffe. Nach Überschiffung der Armee nach Europa wird eine halbe Million Tonnen ausfallen. Der Unterseebootkrieg sorgt dafür, daß der Ersatz durch Neubau weit hinter den durch ihn verursachten Verlusten zurückbleibt.

So hoch man auch die Mitwirkung amerikanischer Truppen in Europa bewerten mag, bedeutet sie doch ein schweres Opfer für die Verbandsmächte. Sie haben ja genug Leute, aber an Schiffen fehlt es ihnen. Sie werden voraussichtlich mindestens ebensoviel an Zufuhr einbüßen, als sie an Kopfszahl der Streiter gewinnen, so daß ihre Kampfkraft wohl örtlich verstärkt, im allgemeinen aber eher geschwächt werden wird. Eine Überlegung, die schon wiederholt in englischen und französischen Blättern zu lesen war. Die amerikanischen Dämme können eben auch nicht in den Himmel wachsen.

C. Volkert.

Ein Held.

Das Wort „Held“ klingt heutzutage fast anstößig, mindestens phrasenhaft, weil es zu oft und zu viel gebraucht wurde. Wenn ich es trotzdem und mit Absicht als Überschrift setze, so geschieht dies deshalb, weil der, von dem die folgenden Zeilen sprechen sollen, wirklich wie ein Held — im guten, alten Sinne des Wortes — sein Leben geendet hat. Es ist nur eine selbstverständliche Ehrenpflicht gegenüber einem toten Kameraden, wenn die Öffentlichkeit von seinem Ende erfährt.

Linienfahrleutnant Karl Strnad war bei Kriegsbeginn Navigationsoffizier des Kreuzers „Helgoland“, wurde dann auf den Kreuzer „Saïda“ übersetzt und kam später zur Unterseebootstation. Als Kommandant des „U 3“ führte er sein Boot bald nach Beginn des Krieges mit Italien auf eine Kriegsfahrt, von der das Boot nicht mehr heimkehrte. Aus italienischen Berichten wurde bekannt, daß das Unterseeboot von französischen Torpedofahrzeugen vernichtet und die Besatzung größtenteils gefangen genommen worden war. Der Verlust des Bootes wurde auch von uns amtlich gemeldet. Näheres war nicht bekannt.

Allmählich erfuhr man über den Hergang folgendes: „U 3“ hatte in der Otrantostraße einen Hilfskreuzer der „Città di Messina“-Klasse gesichtet und war ihm angegangen. Infolge der spiegelglatten See war das Sehrohr bemerkt worden und der Kreuzer sowie Begleitfahrzeuge beschossen das Unterseeboot. Vielleicht wurde es auch gerammt, alle Einzelheiten sind nicht bekannt. Einwandfrei festgestellt aber ist, daß das Unterseeboot beim Kampfe schwer beschädigt und das Sehrohr unbrauchbar wurde. Schiffleutnant Strnad ließ tiefstauchen und trat die Heimfahrt an. Nach einigen Stunden wurden — infolge der beim Gefecht erlittenen Beschädigungen — einige Stopfbüchsen undicht, so daß das Boot auftauchen mußte. Die Nacht war herein gebrochen. Strnad ließ Kurs gegen den Golf von Cattaro nehmen und fuhr mit den Oberwassermaschinen weiter. Auch diese liefen schlecht, so daß öfteres Stoppen nötig war. (Wie man später erfuhr, waren französische Torpedofahrzeuge während der ganzen Zeit dem Unterseeboot auf den Fersen, das Verstummen der Motoren machten sie vorübergehend irre.)

Bei Tagesanbruch war „U 3“ noch sehr, sehr weit vom Heimatshafen — man sah die aufsteigenden Rauchsäulen der Verfolger, es schien unmöglich, das Boot zu retten. Als die feindlichen Fahrzeuge — französische Torpedojäger der „Bisson“-Klasse, deren einer eine vielfache Übermacht gegenüber dem Unterseeboot darstellt — näher kamen, begannen sie „U 3“ zu beschießen, und nach sehr kurzer Zeit saßen Treffer in dem wehrlosen Boot.

Linienfahrleutnant Strnad vermied es, unnötig zwanzig Mann zu opfern: er befahl, das Boot zu verlassen. Die Besatzung wollte nicht! Erst der wiederholte Befehl erzwang seine Erfüllung.

Einer nach dem anderen der Leute stieg aus dem Bootsrümpfen heraus, kam beim Kommandanten vorbei: einem nach dem anderen gab Strnad die Hand, dankte ihm für seine Dienstleistung und sagte ihm Lebewohl. Als alle auf dem Oberdeck waren, ließ er sie Schwimmwesten nehmen und befahl sie ins Wasser. Und als der letzte das Boot verlassen hatte, — da schloß Strnad die Luke.

Er blieb im Kommandoturm, als das Boot, von französischen Granaten zerlegt, zum letzten Male tauchte, um nie wieder hochzukommen.

Er ist bewußt und mit Absicht gestorben; er wollte dem Feind auch die letzte Möglichkeit nehmen, das Unterseeboot allenfals noch zu erbeuten.

Wenn auch Strnads Namen mit keinem glänzenden Erfolg, keiner hellklingenden Kriegsunternehmung verbunden werden kann — er war ein Held, und denen

mindestens gleich, die durch einen glücklichen Zufall ein Ziel vor ihr Torpedorohr bekamen. Strnad ist der Einzige, von dem wir wissen, daß er so gestorben ist.

Er war immer ein guter Mensch von vornehmem Denken, den seine engeren und weiteren Kameraden lieb hatten. Für Freund und Familie konnte er sich aufopfern — und hat sich auch aufgeopfert.

Als Mensch ist um Strnad jammerschade, als Soldat konnte er nicht schöner sterben.

Und wenn unsere Kreuzer einst wieder hinausfahren ins Mittelmeer und nach Übersee, so werden sie, wenn sie vorbeifahren an dem Ort, wo „U 3“ mit seinem Kommandanten in dunklen Meerestiefen ruht, niemals vergessen, daß dort ein Held begraben liegt.

Kapitän Heinz Slawik.

Professor Gregory.

Hauptquartier-West, April 1917.

Den eigenartigen Mann, der dieser Tage den Heldentod für sein Vaterland gestorben ist, habe ich selbst nie gesehen. Aber erzählen habe ich viel von ihm bei sächsischen Truppen gehört, und wenn ich jetzt den „Leipziger Neuesten Nachrichten“ über den merkwürdigsten aller Leipziger Soldaten berichte, so geschieht es auf besondere Anregung.

Am Ostermontag ist in einem sächsischen Truppenverbande der Leutnant und Universitätsprofessor Caspar René Gregory einundsiebzigjährig gefallen. Er war eigentlich Amerikaner, aus Philadelphia gebürtig, Dr. theol., Dr. jur. und phil., ordentlicher Honorarprofessor an der Universität Leipzig, Inhaber des Eisernen Kreuzes und Ritter des kgl. sächsischen Albrechtsordens mit Schwertern. Gregory hat in Sprache und Denkungsart seine amerikanische Abstammung nie verleugnet. Als 68jähriger Mann meldete er sich bei Beginn des Krieges als Kriegsfreiwilliger und hatte keinen heftigeren Ehrgeiz, als alle Mühen und Gefahren des schlichten deutschen Frontsoldaten auf sich zu nehmen. Aber gleichzeitig wollte er amerikanischer Demokrat bleiben. Wie sich das alles in seiner Brust vereinigen konnte, weiß vielleicht niemand zu erklären.

Gregory war bei Beginn des Feldzuges — nach den Angaben, die mir von seinem Truppenteil übermittelt worden sind — als gemeiner Mann eingetreten und hatte es im Frühjahr 1915 bis zum Unteroffizier in dem in Leipzig verbliebenen Ersatzbataillon gebracht. Dort sah ihn der Divisionskommandeur und verhalf dem alten Herrn dazu, dessen größten Wunsch „hinaus zu kommen, ins Feld!“ in Erfüllung gehen zu lassen. Anfangs suchte man ihn zu schonen und verwendete ihn möglichst in der Nähe des Stabes. Aber das war keineswegs nach seinem Sinn. Er wollte nach vorn,

in den Schützengraben. „Ich mache alles“, sagte er. „Gegen die Franzosen mache ich alles!“ Man erfüllte ihm auch diesen Wunsch und er zeigte bald, daß es ihm ernst genug gewesen war. Wo es Gefahren zu suchen gab, da fand man den kleinen amerikanischen Professor, der trotz seiner Eigenheiten überall bei Offizieren und Mannschaften die größte Beliebtheit zu gewinnen wußte. Man hatte ihm als Puzer den massigsten Herkules der Kompanie gegeben, einen Preiseringer, und die Photographie des Riesen mit dem kleinen Professor erregte überall viel Freude. Gegen alle Vorstellungen, sich nicht unnötig der Gefahr auszusetzen, blieb Gregory schweigsam. Nach Hause werde er nur gehen, wenn die Universität ihn auffordere. Da forderte ihn die Universität im Herbst 1915 an und er ging ungern, zögernd mit dem Versprechen, bald wieder da zu sein.

Und richtig, kaum war das Wintersemester zu Ende, da meldete er sich von neuem im feldgrauen Rock und mit dem Rucksack zur Stelle. Es gäbe für ihn keinen anderen Platz auf der Welt, als inmitten der Beschützer des herrlichen deutschen Vaterlandes, und je mehr Feinde sich in der Welt erhöhen, desto mehr sei es Pflicht jedes letzten Mannes, zur Flinte zu greifen. Wieder wollte man ihn schonen. Man gab ihm, der inzwischen bis zum Feldwebel aufgerückt war, die Gräberverwaltung im Bereiche der sächsischen Landwehrdivision. Da konnte er zuweilen einem eigenartigen Vergnügen frönen, nämlich einsam, von keinem Vorgesetzten gesehen, barhäuptig herumlaufen. Denn das war so ziemlich das einzige, was dem kleinen Professor gar nicht am deutschen Soldatenleben gefallen wollte, daß man immer mit bedecktem Kopfe gehen mußte. Davon bekam man Kopfschmerzen. Im Frieden hatte er hiergegen ein großartig einfaches Heilmittel erfunden. Er machte barhaupt einen Gewaltmarsch zu Fuß von Leipzig nach Halle. Dann war das Kopfweh weg. Aber auch als Gräberverwalter fand er Gelegenheit, sich

(Meldungsprot.) (Guss) T 20220201

E, FAPN. P. 06 :BAT

FON : 11

immer wieder in der vordersten Linie einzufinden und sich im Minenfeuer zu tummeln, wenn alle anderen Deckung suchten, außer den Posten, die ausharren mußten. Dort war er glücklich, das war sein Lebens-clement.

Im Frühjahr dieses Jahres wurden die Widerstände überwunden, die sich der Beförderung des amerikanischen Professors zum Leutnant entgegenstellten hatten. Er erhielt nun die Gräberverwaltung im ganzen Armeebereich, und damit eine noch größere Freiheit, auf Dienstwegen Gefahren zu suchen. Als Leutnant erlebte er es auch, daß sein früheres Vaterland den Krieg gegen das neue Vaterland suchte, dem er sich mit Herz und Hand ergeben hatte. Es hat vielleicht im ganzen deutschen Heere keinen gegeben, der Wilson und die ganze Schar der amerikanischen Kriegsspekulanten ingrimmiger haßte, als der Leipziger Professor Gregorich aus Philadelphia. Gegen Wilsons Söldner sechten zu können für das herrliche Deutsche Reich, für den Kaiser, dessen Waffenrock, für den König, dessen stolzes Ritterkreuz er trug, das war der Traum des ehemaligen Republikaners und Demokraten, der als junger Artillerist im Kampfe gegen die Südstaaten vor halb zwei Menschenaltern schon die Feuertaupe erhalten hatte.

Als Leutnant hat ihn nun am Ostermontag eine Granate, ein blinder, verrückter Zufallstreffer, als ein- und siebenzigjährigen Frontkämpfer dahingerafft. In den Blättern seiner Heimatstadt erschien die von ihm selbst entworfene Todesanzeige: „Seine Familie soll nicht Trauer anlegen, soll nicht trauern, sondern froh sein, daß er in Gott ruht. Er läßt allen Freunden und Bekannten Lebewohl und auf Wiedersehen sagen.“

Dieser letzte Wille soll wahrlich in Ehren bleiben. Aber von allen, die ihn draußen als Waffengefährten kennen gelernt haben, ist keiner, der nicht um den seltsamen, seltenen Mann und todesverachtenden Helden ehrliche Trauer hegt. W. Schenermann.

Inland.

Stimmen zur Audienz.

Die Blätter der verbündeten Nationalverbändler und Christlichsozialen sind nach der Audienz auf den höchsten Ton gestimmt. So die „Reichspost“:

Unter den vielen denkwürdigen Worten, die während der drei harten Opferjahre in Oesterreich gesprochen wurden, werden die ehernen Sätze, die heute der Träger der Kaiserkrone im Audienzsaal seines Laxenburger Schlosses an die Abordnung der beiden bürgerlichen deutschen Parteien und durch sie an die Deutschen Oesterreichs gerichtet hat, für immer zu den denkwürdigsten gehören, wie das Erscheinen der Sprecher Deutschösterreichs vor dem Monarchen selber den ewig denkwürdigen Begebenheiten in der Geschichte der Deutschen Oesterreichs beizuzählen ist. Die Führer des Blochs hatten den einzig richtigen Entschluß gefaßt, sich vor ihrer endgültigen Entscheidung um authentischen Aufschluß an jene Stelle zu wenden, die allein ihn zu geben vermag, weil sie nicht nur die staatliche Macht, sondern auch das staatliche Wissen und Wollen verkörpert, an jene Stelle, deren Worte wie die Quadern sind, aus denen die ehrwürdige Habsburgermonarchie erbaut ist. Die Antwort des Landesherrn zertheilte wie heller Sonnenstrahl alles düstere Gewölk der Beunruhigung und Sorge, das die bekannten Ereignisse und Entscheidungen auf die deutschen Gemüther geweht hatten. Der Gang nach Laxenburg brachte die Lösung des gordischen Knotens. Getröstet verließen die deutschen Führer das kaiserliche Schloß. In der That, so ist zu den Deutschen Oesterreichs noch nicht gesprochen worden, wie es heute der Kaiser getan hat. Die Deutschösterreicher werden die heutige landesväterliche Botschaft als ihre goldene Bulle aus dem Weltkriege beibehalten und den kommenden Geschlechtern als kostbaren Schatz vererben. Nun wissen die Deutschen aus erster und allerbesten Quelle, was der Aufschub der Neuordnung Oesterreichs, der Voraussetzungen bedeutet. Wie eine stolze Verheißung ist der Tag von Laxenburg, wie das Wort zu einem neuen, schöneren, friedlicheren, gesünderen und stärkeren Oesterreich.

Einigermassen anders klingt es aus dem offiziellen „Freundenblatt“ heraus: „Alle Völker der Monarchie haben in diesem Weltkriege für den Bestand des habsburgischen Staates mit allen Kräften gekämpft, und es ist wohl zu hoffen, daß es ihr Wunsch und Wille sei, Oesterreich-Ungarn, das durch den Gelbenmut seiner Söhne den Ansturm übermächtiger Feinde siegreich zurückwies, im Frieden durch gemeinschaftliche und einträchtige Arbeit zu erhöhtem Wohlstand und innerer Konsolidation zu führen. Die Audienz der Führer der deutschbürgerlichen Parteien läßt keinen Zweifel darüber, daß die Deutschösterreicher auch hier ihre Staatsstreue und ihre Anhänglichkeit an die Dynastie an den Tag legen werden.“ Die „Ostdeutsche Rundschau“ begnügt sich, zu versichern, die kaiserliche Antwort sei geeignet, die tiefgehende Mißstimmung, die sich ab der Regierungsankündigung der bedingungslosen Einberufung des Reichsrates gezeigt hat, einigermaßen zu mildern.“

Besichtigung der Westfront.

Von unserem Sonderberichterstatter.

L

In meiner Eigenschaft als Berliner Vertreter der „Grazener Tagespost“ durfte ich mit Genehmigung der Obersten Heeresleitung während der letzten Woche Teile der Westfront besuchen, wofür ich an dieser Stelle der Obersten Heeresleitung meinen verbindlichsten Dank aussprechen möchte. Ganz besonderer Dank gebührt ihr aber dafür, daß sie es mir ermöglichte, gerade in den Tagen, in denen sich die größte Schlacht des Weltkrieges abspielt, die Tatkraft der deutschen Heerführer und ihrer von dem festesten Siegeswillen durchdrungenen Truppen bewundern zu dürfen. Nicht die Fahrt eines Kriegsberichterstatters, der meist weit hinter den Geschehnissen der Front nach dem Hörensagen zu berichten hat, sondern eine Fahrt durch das Frontgebiet mit allen seinen Mühseligkeiten, Aufregungen und Gefahren durfte ich antreten, um den Lesern der Tagespost über das Leben an der vordersten Front, in den hinter ihr liegenden Stellungen und im Etappengebiet meine eigenen Wahrnehmungen mitteilen zu können. Es war die erste Frontreise, die Mitglieder des verbündeten Kriegspressequartiers unternahmen, und mit voller Befriedigung und Genugtuung können wir heute auf alles von uns in diesen Tagen heißer gegenseitiger Kraftentfaltung Gesehene zurückblicken. Ein bulgarischer, ein türkischer und außer mir noch ein anderer österreichischer Pressevertreter nahmen unter der liebenswürdigen Führung eines Offiziers des Kriegspresseamtes an der Fahrt teil.

Von Meh aus, wo wir die Bekämpfung eines feindlichen Flugzeuggeschwaders durch die deutschen Abwehrgeschütze mitanzusehen Gelegenheit hatten, ging die Fahrt ins feindliche Land und bald waren wir vier Herren des Kriegspressequartiers die einzigen Menschen in Zivilkleidung in dem unübersehbaren Meer von Feldgrau, das von nun an Zeit und Ort be-

herrschte. Über St. German (Saint Germain, wie der Ort in der Zeit des goldenen Friedens hieß), und Amanweiler (Amanvillier), gelangten wir nach Conflans, einem reizenden französischen Städtchen, in dem zahlreiche zerstörte Häuser an die ersten Kämpfe des Weltkrieges noch erinnern. Sonst herrscht dort friedliches Leben und nur selten erscheinen des Nachts französische Flieger, um die Einwohnerschaft durch Bombenabwürfe unangenehm aus dem Schlafe zu rütteln. Von hier aus unternahmen wir zuerst unsere Besichtigungsfahrten. Unter der sachgemäßen Führung eines bayerischen Majors begaben wir uns auf den Weg, zuerst zu einem Artillerieschießplatz. Weiter ging dann die Fahrt zur Besichtigung unserer Sturmtruppen. Zur Heranbildung solcher Truppen werden Mannschaften aus der Front herausgezogen. Es waren besonders kräftige und gut aussehende Soldaten, die wir hier die härteste Form des Kriegshandwerkes mit scharfer Waffe erlernen und üben sahen. Auf der Rückfahrt hielten wir bei einer mit allen Errungenschaften der neuzeitlichen Technik ausgestatteten Vermessungsanstalt.

Am frühen Morgen des nächsten Tages ging's an die Front. Mit achtzig Kilometer Geschwindigkeit führten uns unsere Kraftwagen durch liebliche Täler, die ihren Frühlingschmuck erst schüchtern und zaghaft anzulegen begannen, an die Abhänge der Côte, wo wir unweit der Combreshöhe unvermittelt einen Feuerüberfall auf eine der deutschen Batterien durchzumachen hatten. Feindliche Minen und Granaten schweren Kalibers piffen über unsere Köpfe hinweg und explodierten in unserer unmittelbaren Nähe. In Gräben und Unterständen, von denen aus wir gerade die Beschädigung eines deutschen Flugzeuges, das über uns kreiste, beobachten konnten, fühlten wir uns vor dem feindlichen Angriff sicher. Prompt erwiderten die deutschen Geschütze dem Feind, dessen Angriff bald abgetan war. Der beiderseitige Artilleriekampf hielt allerdings mit unverminderter Heftigkeit an, und den ganzen Tag über sahen wir in einigen Kilometern Entfernung die Einschläge unserer und der feindlichen Geschosse. Bei der Besichtigung der deutschen Artilleriestellungen konnten wir mit Bewunderung die Ordnung und Manneszucht sehen, die hier überall herrscht. Auch die Unterstände zeichnen sich durch peinliche Sauberkeit und treffliche Anordnung aus. Die von den Soldaten

selbstgefertigten Tische, Stühle und Betten sind durch-
aus sauber gehalten, ein jedes dieser von tapferen
Männern bewohnten Erdlöcher wird durch elektrisches
Licht, von einer Überlandzentrale gespeist, erhellt, und
selbst der Fernsprecher fehlt in keinem Unterstand, die
mit Wäbern und Kriegszeichen geschmückt, einen recht
wohllichen und netten Eindruck erwecken. Allorts
befinden sich Signalapparate, um die Nachricht von
einem Gasangriff möglichst rasch zu verbreiten, und
keinem Soldaten oder Offizier ist es erlaubt, ohne den
Besitz einer Gasmaske in diesem Gebiet zu verweilen.
Auch wir waren jeder einzeln mit diesem Schutzmittel
ausgerüstet. Von Combres aus besichtigten wir das in
Trümmer gelegte Herbenville, in dem heute kein Mensch
mehr wohnt, dann Haumonville sous les Côtes. Auch
die reizende Stadt St. Maurice sous les Côtes gleicht
heute einem Trümmerhaufen.

Von der unvergleichlich wertvollen Kriegsarbeit
hinter der unmittelbaren Front konnten wir uns ein
anschauliches Bild auf unserer Rückfahrt nach Conflans
machen. In einem würdig angelegten und erst vor
wenigen Tagen eingeweihten Soldatenfriedhof in Billy
vorbei führt uns der Weg. Dicht hinter der Front be-
tamen wir einen Hauptverbandplatz, der Verwundete
unmittelbar nach dem Kampfe aufzunehmen hat, zu
sehen. Auch hier ist mit den einfachsten Mitteln eine
zweckentsprechende Einrichtung geschaffen, die sich täglich
vortrefflich bewährt. Durch breite, prächtige Landstraßen
rasen unsere Kraftwagen zu einer Fliegerstation. Ein
Hauptmann und die ihm angeschlossenen Kampfflieger
erwarten uns, und sofort erhebt sich ein schöner Albatros-
apparat, ausgerüstet mit allen Kampfmitteln, um einen
Beobachtungsflug über den feindlichen Stellungen an
den Westabhängen der Combreshöhe auszuführen.
Während uns der Hauptmann in den Schuppen die
Apparate vorführt und erklärt, meldet ein Offizier
die Rückkunft der eben aufgestiegenen Maschine, und
nach wenigen Augenblicken kreist bereits der Flieger
über uns und wirft seine Meldung herunter. Er hatte
nicht länger als 15 Minuten für seine Hin- und Rück-
fahrt sowie Beobachtung gebraucht. In einem Kino-
Theater, das sich im nächsten Orte befindet, werden
uns Fliegeraufnahmen vorgesührt, und wir können
leicht feststellen, welcher hervorragende Anteil der
prächtigen deutschen Fliegertruppe an der Aufklärungs-
arbeit während dieses Krieges gebührt. Über Damp-
ritour, Chambley, Puzieux und Mars la Tour ge-
langen wir nach Conflans, während uns das gegenseitige
Artilleriefeuer eine ständige Begleitmusik bietet.

Besichtigung der Westfront.

Von unserem Sonderberichterstatter.

II.

Nachdem wir auf den Gebieten der Eptes reichlich Gelegenheit gehabt hatten, die unübertrefflichen Leistungen der deutschen Artillerie zu bewundern, ging nunmehr naturgemäß unsere Sehnsucht darnach, auch den Schützengräben und die vordersten Infanteriestellungen kennen zu lernen. Dieser Wunsch fand im Kampfgebiete der Maas bei St. Mihiel seine Erfüllung. Über St. Benoit, Vigneulles und Heudicourt waren wir mit unseren stinken, grauen Stahlrossen nach der zum Teil ganz zerstörten Stadt St. Mihiel gelangt. Hier macht die Maas ein großes Knie, und ihre Ufer sind zum Teil in den Händen der Deutschen oder in denen der Franzosen. Die Entfernung zwischen den beiderseitigen vordersten Gräben ist wiederholt nicht größer als 20 bis 30 Meter. Einen Überblick über die weitverzweigten Grabenneze erhält man von dem Forts du Camp des Romains, das berühmte Sperrfort von Verdun, das als erstes der südlichen Sperrforts der großen Festung am 25. September 1914 den deutschen schweren Geschützen, die von den österreichisch-ungarischen Motorbatterien wirkungsvoll unterstützt worden waren, erlag und seither trotz aller feindlicher Kraftanstrengungen sich im ungeschmälerten deutschen Besitz befindet. Der Aufstieg zu der romantisch gelegenen Festung bietet dem Feind ungedeckte Angriffspunkte, und bald sausten auch tatsächlich die feindlichen Geschosse über unsere Köpfe hinweg. Wir zogen es vor, die Laufgräben aufzusuchen und in Sicherheit den Gipfel der Festung zu erreichen. Da die Festung steil zur Maas abfällt und an dieser Stelle der Feind das jenseitige Ufer des dort kaum 30 Meter breiten Flusses besetzt hält, konnten wir auf die uns angebotenen Scherenfernrohre gerne verzichten, um den Feind und seine Stellungen gut zu beobachten. Wir bekamen noch die heißumstrittenen Dörfer Van und Villy, ersteres total zerstört, unbewohnt und nur durch eine leichte Feldwache gesichert, im Besitz der Franzosen, letzteres im deutschen Besitze, zu sehen. Im Innern der Festung, die für das Laienauge uneinnehmbar erschien, hatte seinerzeit die deutsche und österreichisch-ungarische Artillerie gründliche Arbeit ver-

richtet und die in Trümmer gelegten Panzertürme sprechen heute noch von längst verschwundener Pracht. Im übrigen beschossen die Franzosen die Festung nur dann, wenn sich das deutsche Feuer gegen einen der im Umkreis der Festung liegenden französischen Villenorte richtete.

Das tun aber die deutschen „Barbaren“ im allgemeinen nicht, sie bedrohen nicht einmal das reizende Landschloß des Präsidenten Poincaré, das friedlich, nur wenige Kilometer von der Festung entfernt, sich gleichsam auf dem Präsentierteller den deutschen Geschossen darbietet. Mir als Österreicher fiel im übrigen das freundschaftliche Verhältnis zwischen den Offizieren und Mannschaften, die in dieser Festung in täglichen schweren Kämpfen treue Wacht hielten, besonders angenehm auf. Nach einer ungemein gastlichen Aufnahme beim Kommandeur des hier liegenden Regiments konnten wir mit dem befriedigenden Bewußtsein, daß hier nie und nimmer der Feind durchbrechen könne, die Rückfahrt nach Conslans antreten. Der gleichen Überzeugung mußten sich auch der türkische Oberleutnant Talaat Bei sowie der Hauptschriftleiter des „Berner Bund“, Dr. Haas, die mit uns die Besichtigung der vordersten Infanteriestellungen unternommen hatten, anschließen.

Die nächsten Tage verwendeten wir dazu, uns einen gründlichen Einblick in die Einrichtungen des dortigen Etappengebietes zu verschaffen. Hier wird unter der Leitung des Majors von D. . . , der in Conslans seinen Sitz hat, unvergleichlich wertvolle Arbeit getan. Die Landwirtschaft erzeugt die für dieses ganze Kampf- und Etappengebiet nötigen Lebensmittel, nicht weniger als 70.000 Zentner Heu wurden im letzten Jahre hier geerntet, und 44.000 Morgen Land bestellt. Ein musterhaftes Kriegslazarett schenkt täglich Hunderten von wackeren Soldaten die Gesundheit wieder. Es arbeitet mit den besten und neuesten wissenschaftlichen Hilfsmitteln, es macht selbständig alle notwendigen Röntgenuntersuchungen, entfernt mit dem Elektromagnet Granatsplitter aus dem Auge, macht alle Zahnoperationen, chirurgischen Eingriffe und behandelt auch die französische Bevölkerung kostenlos.

Die Fürsorge für die vielen Tausenden russischen und rumänischen Kriegsgefangenen, die weit hinter der Front

(Habsburg) (1918) 1898202

2. 1. 1918

131

in diesem Gebiet und zu landwirtschaftlichen Arbeiten herangezogen werden, spricht von allem eher als von der viel geschmähten deutschen „Barbarei“. Die alte französische Schule in Constanz beherbergt nach wie vor an hundert kleine Mädchen französischer Nationalität, die hier unter deutscher Leitung allerdings ein wenig deutscher Erdkunde zu lernen haben. Ich wohnte einer Unterrichtsstunde bei, und konnte es mit Freude begrüßen, daß ein jedes dieser Kinder auch die deutsche Sprache beherrscht, obwohl die Unterrichtssprache ausschließlich französisch ist. Merkwürdig berührte es, als die alte französische Lehrerin, die hier schon im Frieden — allerdings unter anderen Auftraggebern — ihres Amtes gewaltet hatte, ein sechsjähriges Mädchen fragte, wie viele Republiken es in Europa gäbe, und das Kind prompt antwortete: vier. „Frankreich, Portugal, Schweiz und Rußland“. Eine mit äußerstem Geschick und vieler journalistischer Erfahrung geleitete Feldzeitung zwischen „Maas und Mosel“ sorgt weiterhin für das geistige Wohl der Truppen und Zivilbevölkerung. Die hier sesshaften französischen Frauen und Mädchen, deren Männer und Väter im Kriege stehen, werden mit Schonung, Achtung und Wohlwollen behandelt, das deutsche Etappenkommando läßt ihnen Recht werden, wenn immer sie jemand ihre Verlassenheit sie fühlen lassen will.

Der Gesamteindruck, den ich von meiner Frontreise mit nach Hause nehmen konnte, läßt sich in wenigen Worten zusammenfassen: Die deutschen Stellungen und die ungebrochene Kampfesfreudigkeit der deutschen Truppen sowie das ausgezeichnete Verhältnis zwischen ihnen und ihren herrlichen Führern bürgen mit unbedingter Sicherheit dafür, daß es dem Feind niemals gelingen kann, die stählerne Mauer der deutschen Front zu durchbrechen oder überhaupt einen entscheidenden Vorteil zu erringen. Die Einrichtungen hinter der Front sind trefflich genug, um die Kriegsarbeit der braven Kämpfer im Felde auf das wirkungsvollste zu unterstützen.

Kurt Mühsam

Müllsack, Kurt

TAGESPOST (Graz) (Morgenblatt)

Nr.: 122

TAG: 5.5.1917, 2

Besichtigung der Westfront.

Von unserem Sonderberichterstatter.

I.

In meiner Eigenschaft als Berliner Vertreter der „Grazener Tagespost“ durfte ich mit Genehmigung der Obersten Heeresleitung während der letzten Woche Teile der Westfront besuchen, wofür ich an dieser Stelle der Obersten Heeresleitung meinen verbindlichsten Dank aussprechen möchte. Ganz besonderer Dank gebührt ihr aber dafür, daß sie es mir ermöglichte, gerade in den Tagen, in denen sich die größte Schlacht des Weltkrieges abspielt, die Latkraft der deutschen Heerführer und ihrer von dem festesten Siegeswillen durchdrungenen Truppen bewundern zu dürfen. Nicht die Fahrt eines Kriegsberichterstatters, der meist weit hinter den Geschehnissen der Front nach dem Hörensagen zu berichten hat, sondern eine Fahrt durch das Frontgebiet mit allen seinen Mühseligkeiten, Aufregungen und Gefahren durfte ich antreten, um den Lesern der Tagespost über das Leben an der vordersten Front, in den hinter ihr liegenden Stellungen und im Etappengebiet meine eigenen Wahrnehmungen mitteilen zu können. Es war die erste Frontreise, die Mitglieder des verbündeten Kriegspressequartiers unternahmen, und mit voller Befriedigung und Genugtuung können wir heute auf alles von uns in diesen Tagen heißer gegenseitiger Kraftentfaltung Gesehene zurückblicken. Ein bulgarischer, ein türkischer und außer mir noch ein anderer österreichischer Pressevertreter nahmen unter der liebenswürdigen Führung eines Offiziers des Kriegspresseamtes an der Fahrt teil.

Von Metz aus, wo wir die Bekämpfung eines feindlichen Flugzeuggeschwaders durch die deutschen Abwehrgeschütze mitanzusehen Gelegenheit hatten, ging die Fahrt ins feindliche Land und bald waren wir vier Herren des Kriegspressequartiers die einzigen Menschen in Zivilkleidung in dem unübersehbaren Meer von Festungen, das von nun an Zeit und Ort be-

herrschte. Über St. German (Saint Germain, wie der Ort in der Zeit des goldenen Friedens hieß), und Amanviller (Amanvillier), gelangten wir nach Conflans, einem reizenden französischen Städtchen, in dem zahlreiche zerstörte Häuser an die ersten Kämpfe des Weltkrieges noch erinnern. Sonst herrscht dort friedliches Leben und nur selten erscheinen des Nachts französische Flieger, um die Einwohnerhaft durch Bombenabwürfe unruhig aus dem Schlaf zu rütteln. Von hier aus unternahmen wir zuerst unsere Besichtigungsfahrten. Unter der sachgemäßen Führung eines bahrischen Majors begaben wir uns auf den Weg, zuerst zu einem Artillerieschießplatz. Weiter ging dann die Fahrt zur Besichtigung unserer Sturmtruppen. Zur Heranbildung solcher Truppen werden Mannschaften aus der Front herausgezogen. Es waren besonders kräftige und gut aussehende Soldaten, die wir hier die härteste Form des Kriegshandwerkes mit scharfer Waffe erlernen und üben sahen. Auf der Rückfahrt hielten wir bei einer mit allen Errungenschaften der neuzeitlichen Technik ausgestatteten Vermessungsanstalt.

Am frühen Morgen des nächsten Tages ging's an die Front. Mit achtzig Kilometer Geschwindigkeit führten uns unsere Kraftwagen durch liebliche Täler, die ihren Frühlingschmuck erst schächtern und zaghaft anzulegen begannen, an die Abhänge der Côtes, wo wir unweit der Combreshöhe un erwartet einen Feuerüberfall auf eine der deutschen Batterien durchzumachen hatten. Feindliche Minen und Granaten schweren Kalibers piffen über unsere Köpfe hinweg und explodierten in unserer unmittelbaren Nähe. In Gräben und Unterständen, von denen aus wir gerade die Beschädigung eines deutschen Flugzeuges, das über uns kreiste, beobachten konnten, fühlten wir uns vor dem feindlichen Angriff sicher. Prompt erwiderten die deutschen Geschütze dem Feind, dessen Angriff bald abgelaufen war. Der heftigste Artilleriekampf hielt allerdings mit unverminderter Heftigkeit an, und den ganzen Tag über sahen wir in einigen Kilometern Entfernung die Einschläge unserer und der feindlichen Geschosse. Bei der Besichtigung der deutschen Artilleriestellungen konnten wir mit Bewunderung die Ordnung und Manneszucht sehen, die hier überall herrscht. Auch die Unterstände zeichnen sich durch peinliche Sauberkeit und treffliche Anordnung aus. Die von den Soldaten selbstgefertigten Tische, Stühle und Betten sind durchaus sauber gehalten, ein jedes dieser von tapferen Männern bewohnten Erdlöcher wird durch elektrisches Licht, von einer Überlandzentrale gespeist, erhellt, und selbst der Fernsprecher fehlt in keinem Unterstand, die mit Wätern und Kriegszeugen geschmückt, einen recht

TAGEBUCH (1918)

TAGEBUCH

Nr. 122

wohllichen und netten Eindruck erwecken. Allorts befinden sich Signalapparate, um die Nachricht von einem Gasangriff möglichst rasch zu verbreiten, und keinem Soldaten oder Offizier ist es erlaubt, ohne den Besitz einer Gasmaske in diesem Gebiet zu verweilen. Auch wir waren jeder einzeln mit diesem Schutzmittel ausgerüstet. Von Combres aus besichtigten wir das in Trümmer gelegte Verbeuville, in dem heute kein Mensch mehr wohnt, dann Hannonville sous les Côtes. Auch die reizende Stadt St. Maurice sous les Côtes gleicht heute einem Trümmerhaufen.

Von der unbegreiflich wertvollen Kriegsarbeit hinter der unmittelbaren Front konnten wir uns ein anschauliches Bild auf unserer Rückfahrt nach Conflans machen. An einem würdig angelegten und erst vor wenigen Tagen eingeweihten Soldatenfriedhof in Billy vorbei führt uns der Weg. Dicht hinter der Front bekamen wir einen Hauptverbandplatz, der Verwundete unmittelbar nach dem Kampfe aufzunehmen hat, zu sehen. Auch hier ist mit den einfachsten Mitteln eine zweckentsprechende Einrichtung geschaffen, die sich täglich vortrefflich bewährt. Durch breite, prächtige Landstraßen rasen unsere Kraftwagen zu einer Fliegerstation. Ein Hauptmann und die ihm angeschlossenen Kampfflieger erwarten uns, und sofort erhebt sich ein schöner Albatros-Apparat, ausgerüstet mit allen Kampfmitteln, um einen Beobachtungsflug über den feindlichen Stellungen an den Westabhängen der Combreshöhe auszuführen. Während uns der Hauptmann in den Schuppen die Apparate vorführt und erklärt, meldet ein Offizier die Rückkunft der eben aufgestiegenen Maschine, und nach wenigen Augenblicken kreist bereits der Flieger über uns und wirft seine Meldung herunter. Er hatte nicht länger als 15 Minuten für seine Hin- und Rückfahrt sowie Beobachtung gebraucht. In einem Kino-Theater, das sich im nächsten Orte befindet, werden uns Fliegeraufnahmen vorgeführt, und wir können leicht feststellen, welcher hervorragende Anteil der prächtigen deutschen Fliegertruppe an der Aufklärungsarbeit während dieses Krieges gebührt. Über Dampitourg, Chambley, Puzieug und Mars la Tour gelangen wir nach Conflans, während uns das gegenseitige Artilleriefeu eine ständige Begleitmusik bietet.

MILITÄR, laut

TAGESPOST (Graz) (Morgenblatt)

Nr.: 123

TAG: 6.5.1917 2

Befestigung der Westfront.

Von unserem Sonderberichterstatter.

II.

Nachdem wir auf den Gebieten der Cotes reichlich Gelegenheit gehabt hatten, die unübertrefflichen Leistungen der deutschen Artillerie zu bewundern, ging nunmehr naturgemäß unsere Sehnsucht darnach, auch den Schützengräben und die vordersten Infanteriestellungen kennen zu lernen. Dieser Wunsch fand im Kampfgebiete der Maas bei St. Mihiel seine Erfüllung. Über St. Benoit, Vigneulles und Heudicourt waren wir mit unseren flinken, grauen Stahlrossen nach der zum Teil ganz zerstörten Stadt St. Mihiel gelangt. Hier macht die Maas ein großes Knie, und ihre Ufer sind zum Teil in den Händen der Deutschen oder in denen der Franzosen. Die Entfernung zwischen den beiderseitigen vordersten Gräben ist wiederholt nicht größer als 20 bis 30 Meter. Einen Überblick über die weitverzweigten Grabenneze erhält man von dem Forts du Camp des Romains, das berühmte Sperrfort von Verdun, das als erstes der südlichen Sperrforts der großen Festung am 25. September 1914 den deutschen schweren Geschützen, die von den österreichisch-ungarischen Motorbatterien wirkungsvoll unterstützt worden waren, erlag und seither trotz aller feindlicher Kräfteanstrengungen sich im ungeschmälerten deutschen Besitz befindet. Der Aufstieg zu der romantisch gelegenen Festung bietet dem Feind ungedeckte Angriffspunkte, und bald fausten auch tatsächlich die feindlichen Geschosse über unsere Köpfe hinweg. Wir zogen es vor, die Laufgräben aufzusuchen und in Sicherheit den Gipfel der Festung zu erreichen. Da die Festung steil zur Maas abfällt und an dieser Stelle der Feind das jenseitige Ufer des dort kaum 30 Meter breiten Flusses besetzt hält, konnten wir auf die uns angebotenen Scherenfernrohre gerne verzichten, um den Feind und seine Stellungen gut zu beobachten. Wir bekamen noch die heizungsstrittenen Dörfer Han und Milly, ersteres total zerstört, unbewohnt und nur durch eine leichte Feldwache gesichert, im Besitze der Franzosen, letzteres im deutschen Besitze, zu sehen. Im Innern der Festung, die für das Laienauge uneinnehmbar erschien, hatte seinerzeit die deutsche und österreichisch-ungarische Artillerie gründliche Arbeit ver-

richtet und die in Trümmer gelegten Panzertürme sprechen heute noch von längst verschwundener Pracht. Im übrigen beschießen die Franzosen die Festung nur dann, wenn sich das deutsche Feuer gegen einen der im Umkreis der Festung liegenden französischen Villenorte richtete.

Das tun aber die deutschen „Barbaren“ im allgemeinen nicht, sie bedrohen nicht einmal das reizende Landschloß des Präsidenten Poincaré, das friedlich, nur wenige Kilometer von der Festung entfernt, sich gleichsam auf dem Präsentierteller den deutschen Geschossen darbietet. Wir als Österreicher fiel im übrigen das freundschaftliche Verhältnis zwischen den Offizieren und Mannschaften, die in dieser Festung in täglichen schweren Kämpfen treue Wacht halten, besonders annehmlich auf. Nach einer ungemein gastlichen Aufnahme beim Kommandeur des hier liegenden Regiments konnten wir mit dem befriedigenden Bewußtsein, daß hier nie und nimmer der Feind durchbrechen könne, die Rückfahrt nach Conslans antreten. Der gleichen Überzeugung mußten sich auch der türkische Oberleutnant Talaat Bei sowie der Hauptschriftleiter des „Berner Bund“, Dr. Haas, die mit uns die Besichtigung der vordersten Infanteriestellungen unternommen hatten, anschließen.

Die nächsten Tage verwendeten wir dazu, uns einen gründlichen Einblick in die Einrichtungen des dortigen Etappengebietes zu verschaffen. Hier wird unter der Leitung des Majors von D. . . ., der in Conslans seinen Sitz hat, unvergleichlich wertvolle Arbeit getan. Die Landwirtschaft erzeugt die für dieses ganze Kampf- und Etappengebiet nötigen Lebensmittel, nicht weniger als 70.000 Zentner Heu wurden im letzten Jahre hier geerntet, und 44.000 Morgen Land bestellt. Ein missergütliches Kriegslazarett schenkt täglich Hunderten von wackeren Soldaten die Gesundheit wieder. Es arbeitet mit den besten und neuesten wissenschaftlichen Hilfsmitteln, es macht selbständig alle notwendigen Röntgenuntersuchungen, entfernt mit dem Elektromagnet Granatplitter aus dem Auge, macht alle Bahnoperationen, chirurgischen Eingriffe und behandelt auch die französische Bevölkerung kostenlos.

Die Fürsorge für die vielen Tausenden russischen und rumänischen Kriegsgefangenen, die weit hinter der Front

in diesem Gebiet und zu landwirtschaftlichen Arbeiten herangezogen werden, spricht von allem eher als von der viel geschmähten deutschen „Barbarei“. Die alte französische Schule in Conflanz beherbergt nach wie vor an hundert kleine Mädchen französischer Nationalität, die hier unter deutscher Leitung allerdings ein wenig deutscher Schulstunde zu lernen haben. Ich wohnte einer Unterrichtsstunde bei und konnte es mit Freude begrüßen, daß ein jedes dieser Kinder auch die deutsche Sprache beherrscht, obwohl die Unterrichtssprache ausschließlich französisch ist. Merkwürdig berührte es, als die alte französische Lehrerin, die hier schon im Frieden — allerdings unter anderen Auftraggebern — ihres Amtes gewaltet hatte, ein sechsjähriges Mädchen fragte, wie viele Republiken es in Europa gäbe, und das Kind prompt antwortete: „Nur „Frankreich, Portugal, Schweiz und Rußland“. Eine mit äußerstem Geschick und vieler journalistischer Erfahrung geleitete Feldzeitung zwischen „Maas und Mosel“ sorgt weiterhin für das geistige Wohl der Truppen und Zivilbevölkerung. Die hier festhaften französischen Frauen und Mädchen, deren Männer und Väter im Kriege stehen, werden mit Schonung, Achtung und Wohlwollen behandelt, das deutsche Etappenkommando läßt ihnen Recht werden, wenn immer sie jemand ihre Verlassenheit sie fühlen lassen will.

Der Gesamteindruck, den ich von meiner Frontreise mit nach Hause nehmen konnte, läßt sich in wenigen Worten zusammenfassen: Die deutschen Stellungen und die ungebrochene Kampfesfreudigkeit der deutschen Truppen sowie das ausgezeichnete Verhältnis zwischen ihnen und ihren herrlichen Führern bürgen mit unbedingter Sicherheit dafür, daß es dem Feind niemals gelingen kann, die stählerne Mauer der deutschen Front zu durchbrechen oder überhaupt einen entscheidenden Vorteil zu erringen. Die Einrichtungen hinter der Front sind trefflich genug, um die Kriegsarbeit der braven Kämpfer im Felde auf das wirkungsvollste zu unterstützen.

Kurt Mühsam

DAS INTERESSANTE BLATT (Wien)

Nr.: 19

TAG: 10.5.1917, 8



Die Kiejen Schlacht an der Westfront: Deutscher Meldereiter mit Gasmaske im Gebiet von St. Quentin.

Nach einer photographischen Aufnahme von Dufa.

Krieg und Absolutismus.

Die Rede des Abgeordneten Seih.

In der heutigen Fortsetzung der politischen Debatte im Abgeordnetenhaus gelangte, als erster Redner, der Abgeordnete Seih zu Wort; er führte aus:

Das letzte Wort, das wir vor dem 25. Juli 1914 gesprochen haben, war ein Protest gegen den Krieg. Das erste sachliche Wort, das wir jetzt in diesem Hause sprechen, gilt dem Frieden. Ja, man soll es weit hinausheben in die Bande, alle unsere Brüder und die anderen diesseits und jenseits der Schlingengräben sollen es hören, daß die Massen des Volkes in diesem Lande erfüllt sind von der Sehnsucht nach Frieden. (Lebhafte Zustimmung bei den Sozialdemokraten.) Man soll es hinüberheben in die Schlingengräben, nach Frankreich und nach England, nach Amerika und nach Italien, vor allem in das Land der glorreichen Revolution, nach Rußland, dessen Freiheit den Frieden gebiert. Sowie niemand voraussehen konnte, was dieser Krieg bringen wird, so wird kein künftiger Geschichtsschreiber die Hölle schildern können, in der die Menschheit dieses Jahrzehnts lebt, niemand die geistige, körperliche und moralische Verelendung der Völker, die aus diesem angeblichen Stahlbad des Krieges erwächst. Es ist nicht auszudenken, was in der Seele der Menschen vorgehen mag, die mit einem Teil der Schuld an diesem Kriege befaßt sind, was die Männer, die damals an den verantwortlichen Stellen standen, heute empfinden müssen. Die Frage nach der

Schuld an diesem Kriege

schwebt auf aller Lippen. Die Regierungen freilich waren rasch zur Hand, in ihren Blaus, Rot-, Grün- und Gelbbüchern nachzuweisen, wer allein die Schuld trägt: der Feind. Aber dieses Gerebe, diese tendenziösen Zusammenstellungen von erlogenen und wahren Akten können niemanden täuschen. In berechtigter Abwehr dieser Methode suchen wieder andere Leute die Schuld an ihrem Staate allein und sie quälen sich damit, festzustellen, was der eigene Staat zum Kriege beigetragen habe. Auch durch sie werden wir zu keinem richtigen Urteil kommen. Die Sozialdemokraten haben eine andere Methode, sie haben seit Beginn des Krieges seine objektiven Ursachen festgestellt: die Entwicklung der kapitalistischen Gesellschaft, die Expansion des Kapitals, kurz alle jene sozialen, wirtschaftlichen, finanzpolitischen und politischen Erscheinungen, die wir in ihrer Gesamtheit den Imperialismus nennen. Aber sie haben auch von allem Anfang an mit Nachdruck betont, daß man mit dieser allgemeinen Erklärung nicht um den wichtigsten Punkt herumkommen kann, daß man die politische und persönliche Verantwortung derer feststellen muß, die im Jahre 1914 an den maßgebenden Stellen standen und deren intellektuelle oder moralische Minderwertigkeit oder Unzulänglichkeit den Krieg verschuldet hat.

Diese Feststellung in jedem einzelnen Staate wird vor allem Aufgabe der sozialdemokratischen Parteien sein und wir können heute schon sagen, daß, sobald der Krieg vorüber ist, es auch unsere erste Pflicht sein wird, die Verantwortlichkeiten in diesem Staate festzustellen. (Lebhafte Beifall und Gänkeklatschen bei den Sozialdemokraten.) Eines steht heute schon fest: daß in den schweren Tagen von 1914 die verurteilbare Diplomatie gänzlich versagt hat. (Beifall bei den Sozialdemokraten.) daß sie sich unfähig erwiesen hat, diese furchtbare Gefahr zu bannen, und daß sie damit das Recht verlor, künftighin wieder die bevorzugte Stellung einzunehmen, die ihr bisher zugekommen ist.

Die Völker werden vor allem die Pflicht haben, ihre Vertreter im Ausland nach ihrer persönlichen Qualität, nach ihren intellektuellen und moralischen Fähigkeiten zu prüfen und damit zu brechen, die Diplomatie einer Kaste auszuliefern, die zwar ausgezeichnet ist durch das, was man den Adel der Geburt nennt, die aber oft nichts anderes in ihr Amt mitnimmt als die Vorrechte ihrer Klasse. Wir werden es nicht dulden, daß sie wieder Einspruch auf die Geschichte der Völker nimmt. Vor allem werden es sich die Völker künftighin nicht mehr gefallen lassen und auch wir in diesem Staate werden es nicht mehr zugeben, daß irgend jemand anderer, und sei er wer immer,

über Krieg und Frieden zu entscheiden

hat (Lebhafte Beifall und Gänkeklatschen bei den Sozialdemokraten) als die Völker, die mit ihren

Veibern und ihrem Blute im Kriege einsehen müssen. Wir können nicht bestreiten, daß auch wir den Fragen der Weltpolitik zu wenig Aufmerksamkeit zugewendet haben. Aber nach den schweren Opfern, die der Krieg allen auferlegt hat, erkennt das gesamte Proletariat, wie fehlerhaft es war, die großen Fragen der Weltpolitik zu vernachlässigen. Aus dem Schlafe erweckt, erkennen nun die Völker ihre Pflicht und rufen nach internationalem Recht, nach Schiedsgerichten, nach Abrüstung, nach einem Verständigungs- und Rechtsfrieden, und sie sind fest entschlossen, einen Weg zu einer Rechts-, Wirtschaft- und Kulturgemeinschaft der Völker der ganzen Erde zu finden.

Ein Vorbote dieser zukünftigen Arbeiten des organisierten Proletariats und, wie wir hoffen, weiterer Kreise des Bürgertums sind die Arbeiten von

Stockholm.

Ich muß ein Wort darüber sprechen, weil soviel Unklarheit in dieser Frage herrscht. Die Sozialdemokraten sind die letzten, die sich darüber täuschen, was in Stockholm geleistet werden kann. Die internationale Friedenskonferenz in Stockholm kann den Völkern nicht den Frieden bringen, sie kann den Frieden nicht schaffen, sie kann ihn nicht schließen. Das ist Sache der souveränen Völker, oder der Machthaber, je nach den Verfassungsrichtungen jedes einzelnen Staates.

Die Vertreter des Proletariats können dem Frieden nur die Wege bahnen und in Stockholm die ersten Schritte einleiten, um die Völker wieder zusammenzubringen. Und das sind wir allerdings stolz darauf, daß die Sozialdemokraten die ersten waren, die sich freigemacht haben von den Fesseln einer zwar hohlen und falschen, aber doch sehr gefährlichen Phrase in diesem Kriege, von der Phrase, daß die Befriedung des Friedenswillens der Völker eine Befriedung ihrer Schwäche sei. Das zweite, was wir dort tun können, ist, daß wir diesen ungeheuren, fast unüberwindlichen Wall von Mißverständnissen, von Haß, von Mißgunst, von Verachtung, der die Völker heute noch voneinander trennt, abzubauen und abtragen. Eine unserer wichtigsten Aufgaben ist, die Mißverständnisse aufzuklären und aufzutreten gegen die Lügen der bemühten Korrespondenzen auf der einen wie auf der anderen Seite, festzustellen, was an den Dingen wahr ist: Daß die Völker einander nicht hassen, daß die arbeitenden Menschen in allen Staaten und in allen Völkern friedlich nebeneinander leben wollen, daß sie einander nicht feind sind und daß sie den Tag segnen werden, der ihnen den Frieden bringt. Und haben wir Glück, so werden wir in Stockholm vielleicht auch ein Drittes imstande sein: eine einheitliche Vereinbarung zu treffen, der gemäß wir uns verpflichten, in allen Staaten einheitlich und übereinstimmend eine große Bewegung für den Frieden zu entfachen, die Kräfte des Proletariats in Presse, Versammlungen, Organisationen und in den Parlamenten einzig und allein in den Dienst des Friedens, in den Kampf gegen die Kriegsbeher zu stellen. (Lebhafte Beifall bei den Sozialdemokraten.) Das mag manchem wenig erscheinen, aber es ist doch sehr viel. Wenn wir bedenken, daß die berufsmäßigen Diplomaten heute überhaupt miteinander nicht in Verbindung treten können, daß kein Fabel von dem einen zum anderen führt, so wird man zugeben, daß diese Leistung des Proletariats, wenn sie gelingt, schon etwas bedeutet und dadurch wirklich der erste Schritt getan wird zum Frieden. In diesem Sinne sind wir nach Stockholm gegangen, ohne uns darüber zu täuschen, was wir erreichen können, aber in dem festen Entschluß, alles zu tun, was in unseren Kräften steht. Wir sind hingegangen, wie ich mit allem Nachdruck betonen muß, frei und unabhängig von jeder Regierung (Lebhafte Zustimmung bei den Sozialdemokraten), ausschließlich und allein im Auftrag, im Sinne und im Interesse des Proletariats, das uns geschildert hat.

Wir sind gefolgt dem Rufe derer, die in der glorreichen Revolution in Rußland an der Spitze marschierten, dem Rufe derer, die Europa befreit haben vom Zarismus, von dem brüdensüßten Joche, das auf den Völkern Europas lastete, dem Rufe des russischen Proletariats, das als erstes die Parole ausgegeben hat: Friede ohne Annexionen, ohne Kontributionen, einen Verständigungs-, einen Rechtsfrieden. Wir fordern auch von unserer Regierung — und das soll unsere erste Forderung sein im Parlament und in den Delegationen —, daß sie offen und vorbehaltlos erkläre, daß sie bereit sei, alles daran zu setzen, um

diesem furchtbaren Gemetzel ein Ende zu machen, und daß sie sich in einer feierlichen Proklamation für einen Frieden auf der Basis:

Ohne Annexionen, ohne Kontributionen

erkläre, nicht nur dem Friedenswillen der Völker hier Rechnung zu tragen, sondern dem unzweifelhaft bestehenden Friedenswillen in den Massen der anderen Völker, auch in den feindlichen Staaten zum Durchbruch zu verhelfen, ihn zu stärken und zu fixieren. Eine solche Erklärung wird nicht ein Zeichen der Schwäche, sie wird ein Zeichen der Stärke sein und sie wird uns endlich zusammenführen.

Wir kennen die Schwierigkeiten, die uns entgegenstehen. Es gibt auch hierzulande Leute, die — allerdings in kindlicher Nachahmung der Junter und Konservativen draußen und der Kriegsbeher in England und Frankreich — in phrasenhaften Proklamationen

unausgesetzt zum Kriege hehen.

Sie reden von Machterweiterung, von Sicherungen und Garantien, von Rechtsansprüchen auf Entschädigungen und was dergleichen Gefasel mehr ist, sie verhöhnern alle, die für den Frieden wirken. Wir wissen, daß es nicht leicht sein wird, sie zu überwinden.

Einen Teil der Schuld an diesem Kriege tragen diejenigen, die heute noch die Kriegsbeher sind (lebhafter Beifall bei den Sozialdemokraten), die Nationalisten auf allen Seiten in diesem Staate, die solange gegeneinander gehetzt und hier in Ermahnungen in der unwürdigsten Weise die Völker zu Verheerung getrieben, die zu den Rüstungen gehetzt haben. Diese Agrarier und diese Konservativen, die immer die Gegner jeder klugen Handels- und Vertragspolitik waren (Zustimmung bei den Sozialdemokraten), durch die wir in eine natürliche und sachgemäße Wirtschaftsgemeinschaft mit unseren Nachbarstaaten gebracht worden wären und die auch eine dauernde weltpolitische Freundschaft gesichert hätten. Wir werden gegen sie den Kampf aufnehmen und wir hoffen, daß unsere Brüder in Frankreich und England mit derselben Entschlossenheit wie das deutsche und das österreichische Proletariat den Kampf gegen die Kriegsbeher in ihren Ländern aufnehmen und die Völker wieder zusammenführen werden.

Zum Teil war an diesem Kriege auch mit Schuld die Unfähigkeit und die Böswilligkeit der Regierung Stürggh.

Das Ministerium Stürggh, das das Parlament zertrümmert, das der Welt ein zertrümmertes Oesterreich vorgeführt, das offen erklärt hat, daß in diesem Lande die Völker, wenn sie zu Recht kommen, wenn sie sich ein Volksparlament errichten, unfähig sein werden, in den Fragen der Weltpolitik und der Militärpolitik standzuhalten, das Ministerium Stürggh hat im ganzen Verlauf seiner Politik, statt ein einheitliches, geschlossenes Parlament zu schaffen und seine ganze Kraft daranzusetzen, um so die Einheit zu zeigen, dieses Haus vergiftet und die Völker systematisch gegeneinander verhetzt, bis es seinen Triumph hatte, das Parlament begraben zu haben. Nach einer Wahlreform, die die Hoffnung aller Völker war, die die besten Garantien zu einem Frieden unter den Nationen geboten hätte, eine Garantie mindestens zu einer wirtschaftlichen Gruppierung ohne Unterschied der Nation, hat es diese Regierung planmäßig angelegt, den Völkern Streit zu vergiften, bis es endlich gelungen war, das Parlament zu verschütten und auf dem Hügel den Absolutismus aufzurichten, nicht den Absolutismus eines geistreichen, aufgeklärten Autokraten, auch nicht etwa den Absolutismus eines führenden, großzügigen Staatsmannes, sondern den Absolutismus einer ebenso unfähigen wie gewalttätigen Bürokratie. (Lebhafter Beifall.) Diese zehn Herren haben sich angemacht, einen großen Staat in der historischen Zeit des Weltkrieges allein zu lenken und auf die Mitwirkung der Völker zu verzichten. Wir haben gesehen, daß kluge Regierungen überall alle im Volke schlummernden Kräfte, und wären es die Kleinsten, gehegt und gepflegt haben, um sie einzuleiten in den großen Strom der gemeinsamen Kraft; aber hier haben wir duben müssen, daß zehn Leute diesen Staat allein regieren wollten. Führerlos, planlos, ziellos hat dieser Absolutismus drei Jahre lang in Oesterreich geherrscht. (Beifall.) Wir sehen hier ein Bündel von zweihundert § 14-Verordnungen, absolutistische Verfügungen, die einander überstürzt haben, von denen die eine die andere wieder aufgehoben hat. Herr v. Schoenburger hat sich angemacht, eine Justizreform zu schaffen, die nach ihrem äußeren Anschein für die Gerechtigkeit gebaut schien, die aber der Schrecken aller Richter und Rechtsanwältse geworden ist. Die Herren haben Steuerpatente erlassen, die an Klarheit alles zu wünschen übrig lassen, die zwar den rebellisch arbeitenden Massen des Volkes zum Fluche geworden sind, den Kriegsgewinnern aber nur ein heiteres

Bähelein entlockten. Was in dem großen Problem der Volksernährung dieser Dilettantismus angerichtet hat, ist nicht zu schildern. Und wenn man ihnen Ratschläge gab und wenn man sie auf die Weisheiten anderer Länder verwies, dann erwiderten sie höhnisch und schnodderig, sie seien nicht bereit, zu kopieren, was in anderen Ländern besteht. Also selbst unfähig, zu kopieren, aber, was wichtiger ist, unfähig, zu kopieren, was hier notwendig war. (Weiterkeit.) Man erinnere sich, daß man die Zollschranken erst aufhob, als es längst

zu spät

war; wie man ohne Erhebung der Vorräte, ohne einen Plan für die Verteilung wirtschaftete; wie man das Getreidemonopol erst eingeführt hat, als es viel zu spät war. Gewiß, die Hungerungspolitik der Engländer ist furchtbar, aber ärger hat uns gezüchtigt die Unfähigkeit, die Unbefehrbarkeit und der Hochmut der paar Bürokraten, die in dieser Zeit regierten. Ihre Ohnmacht gegenüber Ungarn, ihr Widerstand gegen die Errichtung eines Ernährungsamtes, der Mangel eines Planes für die Viehverwertung und Viehzüchtung, die Mängel im Transportwesen, die ganze Wirtschaftspolitik in der Vera Stürggh haben dem Staate tiefere Wunden geschlagen als manche verlorene Schlacht. Wenn unsere Gegner draußen häufig davon reden, diese Regierung Stürggh habe den Krieg planmäßig vorbereitet, so muß man gerechterweise sagen, von diesem Vorwurf kann man sie wahrhaftig freisprechen. (Weiterkeit und Sehr gut!)

Ich will nicht reden vom Vorratswesen, von der Verschwendung, die hier getrieben wurde mit Geld, mit Nahrungsmitteln, mit Vorräten, vor allem aber mit der Menschenkraft, insbesondere durch nutzlose Einberufungen. Wenn man den Mann einberuft zu einer wirklichen Tat, zu einer Leistung, so wird ihnen die Sache wenigstens verständlich; wenn er aber einberufen wird, um monatelang herumzustehen, so erfüllt ihn umso mehr das Gefühl der Erbitterung und des unnützen Opfers. Und diese Regierung hat sich angemacht, ohne Zustimmung des Parlaments die Wehrpflicht zu verlängern, dem Kriegsleistungsgesetz eine unerhörte Ausdehnung zu geben. Ueber die Behandlung der Arbeiter in den Kriegsleistungsbetrieben, über die Verwendung der alten Männer draußen wird übrigens noch ein besonderes Wort gesprochen werden.

Und als sich endlich die Folgen dieser Wirtschaft zeigten, was waren die Mittel? Ausnahmezustand, Suspension der Geschworenengerichte, Aufrichtung der Militärgerichte, Beseitigung des Vereins- und Versammlungsrechtes, Internierungen, Konfiskationen, eine Zensur, welche die Presse geradezu mit Füßen getreten hat. Wenn wir diese

Schande der Zensur

durch drei Jahre ertragen haben: wir werden ihre Gewalttaten nicht länger ertragen und wir werden vor allem hier in diesem Hause nicht dulden, daß eine Zensur sich annimmt, über die Reden und Verhandlungen in diesem Hause zu entscheiden. Wir fordern noch einmal den Präsidenten mit allem Nachdruck auf, die Immunität der Reden in diesem Hause gegen die Uebergriffe der Zensur zu schützen. An den Ministerpräsidenten möchte ich bei dieser Gelegenheit die Frage richten, was denn eigentlich das sogenannte Kriegsüberwachungsamt ist und auf welchem Rechte es basiert? Ist es eine gemeinsame Institution oder ist etwa nur die eine Hälfte des Reiches damit beglückt? Welches sind seine Aufgaben und wer ist kompetent, seine Wirksamkeit zu bestimmen? Derjenige, der sie zu bestimmen hat, trägt auch die Verantwortung. Ich frage den Ministerpräsidenten, ob er die Verantwortung für das Kriegsüberwachungsamt trägt; wenn nicht, ob das etwa eine gemeinsame Institution ist und welcher gemeinsame Minister die Verantwortung dafür trägt. Denn irgend jemand muß doch im Staate die Verantwortung tragen. Denn daß wir zum Postrat Soundso, zum Sektionschef Soundso, zum Justizminister, zum Kriegsminister, zum Landesverteidigungsminister, zum Minister des Innern gehen, um Beschwerde gegen dieses Amt einzulegen, und jeder der Herren sehr freundlich, sehr liebenswürdig zugibt, daß da gewiß große Fehler geschehen, aber er sei eigentlich dafür nicht verantwortlich, das kann in einem Rechtsstaat nicht länger geduldet werden. (Lebhafter Zustimmung.) Was die Regierung Stürggh hier angerichtet hat, das war geradezu tödlich für den Staat. Wir wissen, der Krieg ist ein rauhes Handwerk, wir hören von Drangsalierungen nicht in Oesterreich allein, sondern in allen Ländern, wir lesen die Parlamentsverhandlungen über die Zensur, über die Unfreiheit der Presse, über die Beseitigung der Vereins- und Versammlungsfreiheit in

Mr.:

allen Ländern, in den sogenannten demokratischen wie in den autokratischen. Wir hören von den Galgen in Irland, wir haben gehört von den Galgen in Rußland, wir haben von Internierungen und Konfinierungen überall gehört, wir sind gerade nicht wehleidig, wir haben sie auch in Oesterreich. Aber das Schlimmste an den Dingen und was so empörend war, ist, daß man sich immer fragen mußte: Wozu denn das alles? Waren denn die Völker wirklich nicht bereit, ihr Land zu verteidigen? Haben wir es nicht erlebt, daß die Völker und alle Klassen sich gesagt haben: Mindestens wollen wir nicht das Schicksal erobelter Länder teilen! Hat sich das Volk in dieser schweren Zeit nicht reifer, klüger und einsichtsvoller erwiesen als diese Regierung, die es drangsalirt hat?

Man stelle sich nur einmal vor, Oesterreich wäre am Beginn des Krieges nicht mit dieser Regierung Stürggh-Hohenburger bestraft gewesen! Heute zweifelt niemand mehr daran, daß wir ganz recht hatten, als wir wiederholt die

Forderung nach Eihbernung des Parlaments

aufftellten und nachwiesen, daß es nicht ein Volksinteresse allein, sondern vor allem ein Staatsinteresse gewesen wäre, am 1. August 1914 die Völker und ihre Vertreter in dieses Haus zu berufen und sie selbst vor die Entscheidung zu stellen. (Lebhafte Zustimmung bei den Sozialdemokraten.) Hat nicht erst vorgestern ein erfahrener, kundiger, alter Oesterreicher, der alle politischen Strömungen in diesem Lande genau kennt, drüben im Herrenhause von den Bänken der Konservativen das weiße Wort gesprochen: „Wenn man das Haus am 1. August 1914 einberufen hätte, wäre das Parlament genesen!“ Man kann diese Worte Bilinskis wohl dahin auslegen, daß auch dieser streng konservative Mann der Ansicht ist, es wäre durch die Einberufung nicht bloß das Parlament, es wäre dieser Staat genesen, es wäre ein Zusammenleben der Völker möglich geworden.

Das mögen die Herren festhalten, die damals die Stützen des Grafen Stürggh waren und den mutigen Korbher sofort anfielen, als er den Plan äußerte, das Parlament wieder einzuberufen. Das möge aber vor allem Graf Lam-Martini festhalten, der noch immer von Tag zu Tag das verfassungsmäßige, feierliche Gelöbniß auf die Verfassung hinauschiebt. (Beifall bei den Sozialdemokraten.) Stürggh ist vorüber, Hohenburger ist vorüber. Aber wehe denen, die es wagen sollten, ihr Beispiel nachzuahmen und noch einmal Hand anzulegen an die Verfassung dieses Staates! In allen Staaten Europas haben die Parlamente, die Volkswillen und die Vertreter des Volkes an Macht und Einfluß gewonnen. Die Demokratie ist geradezu eine Folgeerscheinung dieser weltpolitischen Vorgänge. Wir wollen nicht zurückbleiben und werden nicht dulden, daß in diesem Staate noch einmal die Verfassung sistiert werde. Was in diesem Staate geschehen wird, muß geschehen durch den Willen des Volkes, mit dem Volke und durch das Volk.

Die neue Geschäftsordnung, die sich das Parlament gegeben hat, ist zugleich eine große Verfassungsreform. Das Parlament ist dadurch arbeitsfähig und leistungsfähig geworden, es ist vor allem durch die Geschäftsordnung gesichert worden vor unsicheren perfider Regierungen, die, indem sie Obstruktionen ansetzten, es glücklich so weit brachten, am Ende des Budgetjahres kein Budget zu haben, und dann unter dem Vorwand, das Parlament verweigere die Arbeit, mit der § 14-Wirtschaft einsetzen konnten. Wir hoffen, daß dieser große Moment kein kleines Geschlecht finden werde. Das Proletariat ist nicht mächtig in diesem Staate, aber das Bürgertum ist vor allem berufen, den Staat zu lenken. Ihm obliegt die historische Mission, die Macht anzutreten. Das Bürgertum wäre berufen, sich

nicht länger führen zu lassen von feudalen Grafen

und anderen gebornen Führern der Völker. Gestern hat einer der führenden Männer der größten Partei des Hauses, des Deutschen Nationalverbandes, in einer sehr klugen Rede gesagt, wir brauchen eine wirksame Regierung. Dr. Redlich hat ganz recht. Aber das ist doch immer nur eine Seite des Verfassungsproblems. Die andere ist: Wir brauchen vor allem ein wirksames Bürgertum. (Sehr gut! bei den Sozialdemokraten.) Das seine historische Mission erkennt, diesen Staat jetzt neu aufzubauen, das an die Lösung der großen nationalen Probleme dieses Staates mit Verstand, mit redlichem Willen herantritt, vor allem aber mit dem Mut vor den Högern in den eigenen Reihen jeder Nation. (Lebhafte Beifall bei den Sozialdemokraten.)

Gewiß, Sie werden vor eine schwierige Aufgabe gestellt sein, auch das Proletariat hat in Oesterreich viel unter den

nationalen Wirren gelitten und weiß, wie schwierig es ist, den Weg zu gemeinsamer Arbeit zu finden selbst in den Klassen und Schichten, die gemeinsame wirtschaftliche Interessen verbinden. Aber es wäre möglich, die Schwierigkeiten Schritt um Schritt zu beseitigen, dieses große Problem Schritt um Schritt zu lösen, wenn wir ein Bürgertum hätten, das reif wäre, klug und besonnen genug, die Högern zurückzuweisen.

Was wir gestern hier gehört haben, war allerdings nicht danach angetan, die Hoffnungen in dieser Hinsicht sehr zu stärken. Es hat fast geschienen, als wären die drei Jahre spurlos an uns vorübergegangen. Von den Tischenbänken hat einer den Deutschen gesagt: Sie haben ja seinerzeit „Los von Rom“ gerufen und darunter gemeint: „Los von Oesterreich“. Ja, sagen die anderen, das ist etwas ganz anderes. Wir haben ja den Hochverrat gerufen, aber das ist nicht im Kriege geschehen. (Heiterkeit.) Hochverrat hin — Hochverrat her, für einen vernünftigen Politiker existiert der Begriff Hochverrat überhaupt nicht.

Entweder ist etwas vernünftig und gut und zweckmäßig, dann hat es zu geschehen. Wenn ein Begriff „Hochverrat“ in der Politik existiert, ist es der.

Hochverrat an der Vernunft, Hochverrat an den Interessen der Völker

des Staates. (Beifall bei den Sozialdemokraten.) Die Herren fangen wieder das anmutige Spiel an, einander solche Vorwürfe zu machen. Solange das hier so weiter geht, wird natürlich dieses Haus, und zwar nicht nur das Bürgertum, sondern leider auch das Proletariat, Regierungen von Beamten und feudalen Grafen ertragen müssen. Was die Regierung Glam in der Thronrede und in den gestrigen Erklärungen über die Neugehaltung des staatsrechtlichen Gefüges gesagt hat, ist allerdings auch nicht vielversprechend. Aus all den Erklärungen hier im Hause — und scheinen sie noch so widersprechend — hätte eine kluge Regierung den einen Gedanken herausgehört, daß die Völker auf dem Boden, den man heute als den Boden der Monarchie, Oesterreich-Ungarn, bezeichnen, nebeneinander, miteinander leben wollen und nichts anderes suchen als die verfassungsrechtlichen Formen, um dieses gemeinsame Leben der Völker auf dem historischen Boden erträglich zu gestalten und alle Völker zu gleich hohen Zielen emporzuführen. Was die Regierung zu den großen sozialen und wirtschaftlichen Problemen verspricht, werden wir einst an ihren Taten messen. Vertrauen auf Wortschuß zu geben sind wir nicht in der Lage. Die Regierung wird vor uns nicht verlangen, daß wir ihr das Vertrauen etwa sogar in der Form votieren, daß wir für das Budgetprovisorium stimmen. Wir können und werden dieser Regierung unser Vertrauen nicht schenken; worauf wir einzig und allein vertrauen, ist die Kraft des Volkes, die Organisation des Proletariats und der jetzt in allen Völkern, besonders in den arbeitenden Massen des Volkes schlummernde

festen Wille, das Joch des Absolutismus endlich abzuschütteln,

endgültig die Aera Stürggh zu liquidieren, endgültig Ordnung zu machen, ob mit dieser Regierung oder gegen sie, und endgültig die verfassungsmäßigen Rechte der Völker in diesem Staate wiederherzustellen. Wir werden die § 14-Verordnungen, mehr als zweihundert an Zahl, in den Verfassungsausschuß bringen und dort Abrechnung pflegen. Wenn in der Thronrede gesagt wird, manches davon könne heute nicht entbeht werden und einiges sei wert, in dauernde Einrichtungen des Staates überzugehen, so habe ich namens meiner Partei nur zu erklären: Nicht eine Zeile dieser § 14-Verordnungen ist wert, zum dauernden Besitz zu werden, nicht ein Wort darf zu Recht bestehen, wenn dieses Haus sich seiner Würde und die Völker dieses Staates sich ihrer Rechte bewußt sind. (Lebhafte Beifall bei den Sozialdemokraten.) Diese § 14-Verordnungen müssen weg, diese Schande aus der Aera des Grafen Stürggh und seiner Nachfolger, vor allem deshalb, um für alle Zeiten ein Zeichen aufzurichten, daß es keine Regierung künftig wagen dürfe, die Rechte des Volkes anzutasten, unter flagrantem Mißbrauch des Gesetzes die verfassungsmäßigen Rechte der Völker zu sistieren.

Für die Gesamtheit der Völker ist es notwendig, daß das Parlament aus der Kraft der Völker wiederhergestellt und in die Lage versetzt werde, den Völkern des Staates die Lasten erträglich zu machen, die ihnen der Krieg für Generationen auferlegt hat. Mit unerschöpflicher Geduld haben die Massen der Völker die Leiden des Krieges ertragen. Nicht nur die Männer im Felde haben gelitten, der Krieg hat auch gewüßt mit dem Leben und der Gesundheit der Jugend und der Frauen. Ich werde gewiß nicht der Behauptung des Absolutis-

neten Häuser widersprechen, daß die Landwirte große und schwere Opfer gebracht haben. Aber die schwersten Leiden und die schwersten Opfer in diesem Kriege

haben die Arbeiter, die Arbeiterinnen und die Kinder des Proletariats gebracht. (Lebhafter Beifall bei den Sozialdemokraten.) Sie mögen Opfer gebracht haben, meine Herren; aber dieses Kriegseinsatzgesetz enthält die Bestimmung, daß ein selbständiger Landwirt und Gewerbetreibender nur an seinem Wohnort verwendet werden kann, während der Arbeiter von Weib und Kind weggeschickt werden kann von Ort zu Ort. Sie haben schwere Arbeit geleistet, sagen Sie, aber die Arbeiter haben in den Fabriken vierzehn, sechzehn und achtzehn Stunden gearbeitet; in den Berichten der Gewerbe-Inspektoren gibt es Beispiele, daß Arbeiter nach sechsunddreißigstündiger Arbeit zusammengebrochen sind. Was Sie gearbeitet haben, meine Herren, mag viel sein, aber Sie haben gearbeitet als freie Bürger. Die Proletarier aber haben sich zu der Last der Arbeit aufzuliegen lassen müssen den Verzicht auf ihre Rechte als Bürger des Staates, den Verzicht auf ihre Freiheiten und Gerechtsame in diesem Staate!

Man spricht viel von dem Wiederaufbau der Städte, Dörfer, der Industrie und der Landwirtschaft; das ist gewiß notwendig, vor allem aber muß das kostbare Gut wieder aufgebaut werden, der Mensch. Durch ausreichende Jugendfürsorge, Mutter- und Säuglingschutz, durch Vorschriften über die Arbeitszeit, die Löhne, Hygiene, durch einen großzügigen Ausbau der Sozialversicherung muß für sie gesorgt werden. Vor allem muß man an

die Frauen des Volkes

denken, die in diesem Kriege so Unsägliches erduldet haben. (Lebhafte Zustimmung bei den Sozialdemokraten.) Die Frauen haben vielfach noch Schlimmeres mitgemacht als die Männer im Felde. Man muß sich fragen, was für den einzelnen leichter zu ertragen ist, ob er hinausgeht und eine Kugelfuge seinem Leben ein plötzliches Ende setzt, oder ob es nicht schwerer ist, als Frau mit den Kindern daheim zu sitzen und Tag um Tag und Stunde um Stunde die quälende Sorge mit sich zu tragen, ob der Mann, der Vater der Kinder noch lebt, ob eine Karte, die man bekommt, nicht die letzte Zeile ist, die er geschrieben hat. Zehnfach erlitten diese Frauen den Tod, sie haben Unsägliches getragen! Und dazu hat es noch Behörden gegeben, die nicht das menschliche Empfinden hatten, diesen Frauen mit dem geringen Unterhaltbeitrag beizuspringen, die um jede Krone mit ihnen feilschten. Wenn man bedenkt, welche schwere Opfer die Frauen in diesem Kriege gebracht haben, dann muß man sagen, daß sie berechtigt sind, künftighin mitzuwirken und mitzureden in den Fragen des öffentlichen Lebens. (Lebhafter Beifall bei den Sozialdemokraten.)

Die Länder, Bezirke und Gemeinden, die für die Arbeit des Wiederaufbaues des Menschen heranzuziehen sind, werden in ihrer gegenwärtigen Verfassung versagen, sie müssen von Grund auf reformiert werden. Und das gleiche Recht, das für das Parlament eingeführt wurde, muß auch einziehen in Land, Gemeinde, Kreis und Bezirk. (Lebhafter Beifall bei den Sozialdemokraten.) Die Frauen werden zur Mitwirkung am öffentlichen Leben herangezogen werden müssen durch das Wahlrecht, weil man sie im Kriege am Werke gesehen hat in der Kriegsfürsorge, in der Ernährungs politik und der ganzen öffentlichen Verwaltung, und sich überzeugen konnte, daß das öffentliche Leben künftighin der Mitwirkung der Frau überhaupt nicht mehr entbehren kann. Im öffentlichen Leben werden die Frauen auch eine Garantie für eine solche Gestaltung der Weltpolitik bilden, daß ein so schreckliches Ereignis wie der Weltkrieg nicht mehr möglich ist. (Zustimmung bei den Sozialdemokraten.) Für die Massen des Volkes, für Mann und Frau, die in diesem Kriege diesen Staat erhalten, für ihn Blut und Opfer ohne Maß gebracht haben, wird man das gleiche Recht schaffen müssen. Wir werden nach dem Kriege einen neuen Staat aufbauen müssen, einen

Staat des gleichen Rechtes,

der Freiheit der Bürger, einen Staat der Demokratie, der entschlossen ist, die Menschheit emporzubringen, im friedlichen Wettbewerb der Kräfte zu neuer Kultur und zu einer neuen Gesellschaftsordnung an Stelle jener, die in diesem Kriege ihr Lebensrecht verwirkt hat. Das Proletariat aller Staaten wird an Stelle der kapitalistischen Gesellschaftsordnung, die mit den Klüften des Volkes in diesem Kriege begraben wird, eine neue Gesellschaft des Glüdes und der Wohlfahrt aller Arbeitenden errichten. (Lebhafter Beifall und Gänseklatschen bei den Sozialdemokraten. Der Redner wird vielfach beglückwünscht.)

TAGESPOST (Graz) (Morgenblatt)

Nr.: 178

TAG: 1.7.1917, 1

~~Abbruch~~ der diplomatischen Beziehungen Griechenlands zu den Mittelmächten.

Abberufung der Gesandten.

R.-B. London, 30. Juni. Reuters Bureau meldet aus Athen unter dem 29.:

Die griechischen Gesandten in Berlin, Wien, Konstantinopel und Sofia wurden abberufen.

Die diplomatischen Beziehungen sind abgebrochen.

Eine Kriegssrede Venizelos'.

A. Lugano, 30. Juni. „Secolo“ meldet aus Athen vom 27. d.: Venizelos hielt eine Truppenschau der kretischen Regimenter ab und erklärte vom Balkon seines Hauses, er werde die Politiker, die das Land ruinierten, verurteilen lassen, die Urheber der Dezemberorgien bestrafen, das Heer und die Verwaltung von unreinen Elementen säubern und die Rekruten der Jahrgänge 1916 und 1917 einberufen. Später wird er das Volk befragen, ob es bereit sei, neue Opfer für das Vaterland zu bringen.

Ein Abschied.

R.-B. Berlin, 30. Juni. Wie das Wolffsche Bureau erfährt, hat der hiesige griechische Gesandte Theotokis bei der neuen Regierung in Athen telegraphisch seinen Abschied eingereicht und die Geschäfte der Gesandtschaft dem ersten Legationssekretär Polychroniadis übergeben.

Der neue Kurs.

L. Zürich, 30. Juni. Aus Athen wird gemeldet: Der Kriegsminister kassierte die Patente von mehr als 250 Offizieren, darunter 7 Generalen wegen Nichtbefolgung militärischer Befehle der neuen Regierung.

Griechenland erklärt Krieg.

Die Beziehungen abgebrochen.

London, 30. Juni. Das Reutersche Büro meldet aus Athen unter dem 29. d.: Die griechischen Gesandten in Berlin, Wien, Konstantinopel und Sofia sind abberufen worden. Die diplomatischen Beziehungen sind abgebrochen.

Der Abbruch in Wien.

Wien, 30. Juni. Der griechische Gesandte hat heute nachmittag im Ministerium des Aeußern vorgesprochen und im Auftrag seiner Regierung nachstehende Mitteilung gemacht:

Nachdem nunmehr die Einigkeit zwischen den beiden Griechenland bisher in zwei Lager trennenden Parteien hergestellt sei und griechische Truppen an der mazedonischen Front kämpfen, sehe sich die griechische Regierung genötigt, die diplomatischen Beziehungen zu Oesterreich-Ungarn abzubrechen.

Herr Grignaris, der hieran anschließend um die Ausfolgung seiner Pässe ersuchte, brachte gleichzeitig zur Kenntnis, daß der Schutz der griechischen Interessen in der Monarchie der hiesigen königlich niederländischen Gesandtschaft übertragen sei.

Im Kriegszustand.

Amsterdam, 29. Juni. Das Reutersche Büro meldet aus Athen: Obwohl der Krieg noch nicht erklärt wurde, ist die Regierung der Ansicht, daß sich seit dem gestrigen Amtsantritt der liberalen Regierung Griechenland im Kriegszustand mit den Mittelmächten befindet. Die Abberufung der diplomatischen Vertreter, die bei den Mittelmächten und deren Verbündeten beglaubigt sind, steht unmittelbar bevor.

Die Kriegsziele der Monarchie.

A.-B. Berlin, 3. Juli. In der „Bosfischen Zeitung“ bespricht deren neuer Mitarbeiter, Redlich, die Erörterungen der österreichisch-ungarischen Presse über die Kriegsziele und weist darauf hin, daß sie als einzig erstrebenswertes Ziel die Ausdehnung nach Südosten betrachtet. Seit dem Amtsantritte des Grafen Czernin steht das Interesse für die Balkanpolitik in den weitesten Schichten des Volkes weitaus im Vordergrund und überwiegt das Bedürfnis an Errungenschaften materieller oder moralischer Art in Polen. Der Artikel erklärt, das Friedensangebot an Rußland mit dem ehrlichen Bemühen, den Völkern Österreich-Ungarns den Frieden zu bringen, wie auch mit der Erkenntnis der Errungenschaften, welche der Friede bringen soll, nämlich Ausdehnung nicht nach Nordosten, sondern nach Südosten. An Deutschland liege es, die Ausdehnungsbestrebungen Österreich-Ungarns auf dem Balkan und in der Richtung zum Mittelmeer zu verstehen und in den größeren Rahmen des eigenen Verteidigungskampfes gegen England einzufügen. Dann werde auch Österreich-Ungarn ein eigenes Interesse an dem weltpolitischen Entscheidungskampf erkennen und mit größerem Vertrauen einer solchen deutschen Politik Folge leisten, die weder durch Verschommenheit, noch durch mangelndes Verständnis für den anderen Teil Bedenken zu erregen, geeignet ist.

Die Marinesflieger im Juni.

~~A. D.~~ Wien, 6. Juli. Aus dem Kriegspressequartier wird gemeldet: In den Tätigkeitsbereich der Seesflieger gehört das gesamte feindliche oder vom Feinde besetzte Küstengebiet samt seinem näheren Hinterlande. Teils handelte es sich bei den in diesen Zonen unternommenen Flügen nur um Aufklärungszwecke, teils um Kampfhandlungen mit der bestimmten Absicht, in Vorbereitung stehenden feindlichen Unternehmungen mittelbar oder unmittelbar Abbruch zu tun. Die Tätigkeit der Seesflugzeuge hatte daher nebst der Beherrschung eines riesigen Gebietes in zwei Räumen sehr verschiedene Aufgaben.

Die im Lagunengebiete zahlreich vorhandenen militärischen Objekte waren das Ziel häufiger Flüge, von denen die belangreichsten Ergebnisse kurz erwähnt werden sollen: In dem Kanal des Lagunengebietes wurden am 2. ein Dampfer und drei vollbeladene Dichter, am 3. neuerdings ein Dampfer und zwei Dichter und am 5. ein Rabschleppdampfer von tief herabgegangenen Flugzeugen versenkt. Nächste den Stobba- und Solametto-Batterien wurden in systematisch wiederholten Angriffen L. Magaro Revedoli, S. Donna di Piave, Portogruaro und Villa Vicentina aufgesucht und an den Magazinen und Bahnanlagen Treffer erzielt und Brände hervorgerufen. Zur Unterstützung der Kämpfer der Fionzoarmee warfen am 5., 6. und 7. Flugzeuggeschwader Bomben auf Oppachiasella, Doberdo, Ronchi und Monfalcone mit gutem Erfolg.

Im feindlichen Küstengebiete im weiteren Sinne erstreckten sich die Aktionen auf die italienische Ostküste, von der Tagliamento mündung bis nach Otranto und Tarent, in der Sübadria über Valona. Im wesentlichen wurden Aufklärungsflüge unternommen, von denen die Flieger wertvolles Material mitbrachten, wobei jede Gelegenheit zu Bombenwürfen auf Luftschiffhallen, Feldlager u. dgl. ausgenützt wurde. Der interessanteste von diesen Flügen war der unter Führung des Vinianschiffsleutnants Konjovits nach Tarent unternommene, bei dem die Flieger nach viereinhalb Stunden unter Zurücklegung von 500 Kilometern glatt landeten. Während des Aufenthaltes auf Tarent kreuzten zwei Luftschiffe über dem Hafen, ein drittes, sowie drei See- und Landflieger waren zur Abwehr aufgestiegen, ohne daß es ihnen gelungen wäre, unsere kühnen Flieger in der Erfüllung ihrer Aufgabe zu stören.

Am selben Tage hatten wir leider den Tod eines unserer tüchtigsten Offiziere zu beklagen. Er war mit zwei Kameraden zur Aufklärung nach Brindisi abgeflogen, griff ein feindliches Luftschiff an, wurde aber dabei scheinbar von feindlichem hinter dem Luftschiff hervorkommenden Abwehrfeuer beschädigt und zum Niedergehen in See gezwungen. Nach italienischen Berichten wurden die Flugzeuge von einem Torpedoboot zertrümmert, die beiden Flieger tot aufgefunden. Aber dies unternahmen unsere Marinesflieger im Laufe des Monats Juni zahlreiche Flüge zur Sicherung eigener Einheiten.

BRANDT, Zef

TAGESPOST (Graz) (Sechsuhr-Abendblatt)

Nr.: 194

TAG: 17.7.1917, 1

Die Schlacht um den Frieden.

Von unserem zum Ostheer entsandten Kriegs-
berichterstatter,

Galizische Front, 11. Juli.

Deutlicher tritt nach den letzten Gefangenenaus-
sagen der Beweggrund hervor, der die russischen Massen
nach so langer Untätigkeit wieder in Kampf und Tod
trieb. Nach wie vor kennt der gemeine russische Soldat
keinen anderen Wunsch, als den nach sofortigem Frie-
den, und es mag ihm dabei ziemlich gleichgültig sein,
welche Ausmaße die Friedensbedingungen haben, wenn
er nur nach dem Grauen der drei Jahre endlich Frie-
den hat. Diese Masse, deren Blut die Schlacht be-
zahlen muß, haben die Deputierten in Arbeit genom-
men. Ursprünglich waren sie die Vertrauten der Kom-
panie, des Bataillons, des Regiments, aber die vor-
läufige Regierung verstand es, wenigstens an großen
Stellen der Front, alle ihr unliebsamen Elemente
aus den Reihen dieser Soldatendeputierten innerhalb
der Armeen auszumerzen. Diese Soldatenabgeordneten,
an geistigen Eigenschaften der Masse stark überlegen,
sind im allgemeinen ziemlich waschecht ententefreundlich
gefärbt. Schon vor der Offensive war zu beobachten,
wie sie immer fester in die Hand der Petersburger
Fadenzieher genommen wurden.

Diese Männer nun haben den russischen Soldaten
die Überzeugung beigebracht, nur die rücksichtslose
Offensive könne den baldigen Frieden bewirken, und nur
rennen die russischen Bauern zu Zehntausenden in den
Tod, in eine Schlacht um den Frieden. Es ist erschüt-
ternd, aus der Nähe zu betrachten, wie sich die Wir-
kung von Goldphrasen und eiskalter englischer Diplo-
matie in Menschenblut umsetzt. Dabei lebt im gemeinen
russischen Mann wie im Offizier eine wahre Furcht
vor deutschen Überraschungen. Nach der Zurücknahme
unserer Front auf die beherrschenden Höhenzüge beim
Lutavicabach, einem Nebenflüßchen der Lulva, die bei
Galicz in den Dnjestr mündet, haben die Russen nur
zögernd und langsam nachgefühlt. Einzelne Patrouillen
gingen erst nach geraumer Zeit in das unübersichtliche
waldbige Hügelgelände und machten Halt, sobald ihnen
die Schüsse unserer Patrouillen um die Ohren pfeifen.

Holf Brandt.

Unteilbar und untrennbar.

Oesterreich-Ungarn im Weltkrieg.

(Originalbericht des „Neuen Wiener Journals“.)

Unter den zahlreichen Werken, die in letzter Zeit all die Ereignisse des großen Krieges illustrierten, nimmt der prachtvoll ausgestattete erste Band von „Unteilbar und untrennbar“ (Verlag für vaterländische Literatur G. m. b. H., Wien) einen der vornehmsten Plätze ein. Es ist die Geschichte des großen Weltkrieges mit besonderer Berücksichtigung der österreichisch-ungarischen Monarchie. Oberst Alois Belts, der hochgebildete Vorstand der Schrittenabteilung unseres Kriegsarchivs hat es herausgegeben und redigiert, hat den trefflichen Inhalt mit gewohnter Umsicht ausgewählt und so ein Buch geschaffen, das ein bleibendes wertvolles Erinnerungswort an die eiserne, waffentüchtige Zeit darstellt. General der Infanterie Emil Freiherr Woinovich v. Belobreska und der Direktor des Kriegsarchivs Generalmajor Mag. Ritter v. Hoen waren die Paten des Buches, das Erzherzog Friedrich gewidmet ist.

Schriftsteller, wie Stephan Zweig, Rudolf Hans Barisch, Alfred Polgar, Sil. Bara und Franz Theodor Gisor — um nur einige Namen aus der stattlichen Zahl der Mitarbeiter herauszugreifen —, haben Beiträge geliefert, die sich ihren besten Arbeiten würdig an die Seite stellen. Aber nicht nur vom belletristischen, auch vom kulturhistorischen Standpunkt aus ist „Unteilbar und untrennbar“ auf das herzlichste zu begrüßen. Stephan Zweig beleuchtet in dem Kapitel „Vor dem Sturm“ die Ränke und Umtriebe der Gegner, die Einkreisungspolitik Edwards von England und die Vorgänge auf dem Balkan, dem „Gegenspiegel Europas“.

All die Jahre, in denen der Haß gegen Oesterreich-Ungarn geschürt wurde, ziehen wieder an dem Leier

vorbei, ausgezeichnete Sichtbilder, so das Offizierskafino in Belgrad, der Hauptstich der großserbischen Bewegung, der Zarenbesuch in Cherbourg am 31. Juli 1909 und andere Photographien unterstützen den Text in wirkungsvoller Weise. Ergreifend ist das Bild, das das Thronfolgerpaar kurz vor seiner Ermordung in Sarajevo darstellt, und mächtig wird wieder die Erinnerung an die düster-schweren Tage vor Beginn des Weltkrieges bei Betrachtung des Schlosses Artstetten wachgerufen, in dem Franz Ferdinand und seine Gemahlin zur letzten Ruhe bestattet wurden. „Die Welt in Waffen“ ist der zweite Abschnitt. In einem lesenswerten Artikel werden Sinn und Wesen der modernen Kriegskraft erläutert. Das österreichisch-ungarische Sanitätswesen, das im Kriege so Großes geleistet hat, wird gewürdigt, und die unübertreffliche Seemacht hat in Major Branko Blazich einen sachkundigen Schilderer gefunden. In dem Abschnitt über Oesterreich-Ungarn von Polgar ist das Wirken des Generalstabes, die Zusammensetzung des Hauptquartiers, die Verwendung hoher Generale beschrieben, und Major Graf Toldalagi hat es übernommen, die Taten des deutschen Heeres und der deutschen Flotte zu verherrlichen.

Aber auch die Feinde werden eingehend besprochen. Die verschiedenen Kriegsschauplätze werden in Bild und Wort vorgeführt und Fregattenkapitän Artur Lengnick hat sich zum berufenen Interpreten der glorreichen Taten unserer Kriegsmarine

in der Adria gemacht. Mit großer Genauigkeit werden die einzelnen Phasen der Kämpfe gegen die russische Uebermacht mitgeteilt. Die Schlacht bei Lublin, das Eintreten der Armeen des Generals v. Auffenberg in die Schlacht bei Lemberg, die Organisation der Karpathenverteidigung werden von Militär-schriftstellern in allen Details behandelt.

Wie ein Heldenlied klingt das Kapitel „Die Bukowina im Krieg“. Man hört staunend von den Taten des Obersten Fischer und seiner Getreuen, von diesen hehren Leistungen, die in der Geschichte österreichisch-ungarischer Tapferkeit und österreichisch-ungarischen Mannesmutes mit unvergänglichen Lettern verzeichnet sein werden. Man liest aber auch von den Leiden der Bevölkerung, von den Demütigungen, die die Einwohner von Czernowitz durch die Russen erdulden mußten, die, wie Alfred Polgar so bezeichnend schreibt, „immer dasselbe wollten: Schnaps, Geld, Weiber“. Mit historischer Treue wird über die erste Belagerung von Przemyśl und die Untertaten der Belagerten berichtet. Eines der interessantesten Bilder ist zweifellos jenes, das den General Kennelkamp mit seiner Suite beim Diner im „Dessauer Hof“ in Jasterburg darstellt. Es ist kaum anzunehmen, daß er sich gerne an diese Mahlzeit erinnerte, denn eben in dem Augenblick, als er sie beenden wollte, erhielt er die Nachricht, daß Hindenburg ihm den Nachschub bei Tanneberg gründlich versagen hatte.

Die Kämpfe der Deutschen in den Kolonien behandelt ein Kapitel, das man nicht ohne Rührung liest. Wie viele schwere Stunden waren den tapferen Verteidigern beschieden, wie traurig mußte es für sie gewesen sein, zu wissen, daß sie gegen die feindliche Uebermacht nichts ausrichten konnten. Auch der Waffentaten der Türken wird gedacht, leuchtend flattert die Fahne mit dem Halbmond über den Häuptern der sehnigen, braunen Gestalten, die mit dem Wüstenland verwachsen erscheinen...

Den Schluß des Werkes bilden Schilderungen vom Leben und Treiben in Wien während des Krieges. Von tiefer Menschlichkeit erfüllt ist das Bild, auf dem Erzherzogin Maria Theresia im Kleide der Pflegerinnen vom Roten Kreuz, wie sie sich eben über einen schwerverwundeten Soldaten beugt und ihn zu stützen versucht. Und wehmütig betrachtet man die Photographie, auf der Kaiser Franz Josef zu sehen ist, der eben aus Ischl zurückkehrte, um in den Stunden höchster Spannung bei den Wienern zu sein...

Nochmals: „Unteilbar und untrennbar“ ist eine der besten Kriegsschöpfungen auf dem Gebiet des Bücherwesens, niemand wird das Werk aus der Hand legen, ohne sich sagen zu können, daß er nun erst all das, was die österreichisch-ungarische Monarchie und ihre Söhne im Krieg geleistet haben, ganz zu würdigen versteht...

Erwin Weiß.

TAGESPOST (Graz) (Morgenblatt)

Nr.: 205

TAG: 28.7.1917, 1

Das Aufrollen der russischen Front.

Von unserem Kriegsberichterstatter.

Kriegspressquartier, 27. Juli.

Die ganze galizische Operation hat große Ähnlichkeit mit der Schlacht von Gorlice. Nachdem sich die Russen am 2. Juli bei Koniucho und Zborow und vom 6. Juli an bei Stanislaw, Nowica und Odzinz die Köpfe blutig gerannt hatten, setzte eigenerseits in dieser Pause der feindlichen Erschöpfung der eigene mächtige Stoß nördlich Zborow ein. Die nun folgenden Kämpfe sind im allgemeinen ein Aufrollen der russischen Front von Nord nach Süd und trafen überdies die stärkste Truppenmassierung, die die Russen an der Ostfront haben. Mehr als ein Drittel des russischen Heeres ist von diesem Stoß mittelbar oder unmittelbar in Mitteleinschlag gezogen.

Wie empfindlich diese Offensive die Russen traf, erhellt am besten aus ihren eigenen Proklamationen und Aufrufen, die ausnahmslos von einer furchtbaren Gefahr sprechen. Aber die Verluste der Russen und die Beute kann man sich in Anbetracht des rapiden Vormarsches kein klares Bild machen, jedoch das eine behaupten, daß sie Anzeichen für einen fast auf der ganzen Front katastrophalen Rückzug sind. Eine Reihe wichtiger und bekannter Orte kennzeichnen am besten die Lage: Tarnopol, Trembowla, Buczacz, Kolomea sind die vorerst erreichten Punkte, Kolomea fiel in der Nacht am 27. nach Gefecht.

Was immer auch der Weltkrieg noch an Großtaten unserer Heere bringen mag, die ostgalizische Offensive, die eigentlich eine große, jetzt schon eine Woche dauernde Schlacht darstellt, wird immer zu den bedeutendsten und entscheidendsten Kriegereignissen zu zählen sein.

Arnold Höllriegel.

ACHTUNG, Leser!

TAGESPOST (Graz) (Mittagsblatt)

Nr.: 210

TAG: 2.8.1917, 1f.

Der Vormarsch über Tarnopol.

Von unserem Kriegsberichterstatter.

Tarnopol, 26. Juli.

Der schmal begrenzte Gegenangriff im Raume Zloczow ist heute schon bis zur Befreiung des größten Teiles Ostgaliziens gediehen, mehr als hundert Ortschaften sind von den Russen in Kampf und Flucht geräumt, darunter viele, die seit Kriegsbeginn in dem vom Feinde besetzten und verwüsteten Gebiete lagen. Mehr als drei Millionen Menschen, am flachen Lande Ukrainer, in den Ortschaften Polen und Juden, waren den Wechselfällen der russischen Kriegsherrschaft ausgesetzt und es ist vielfach bezeugt, daß die Revolution für sie mehr Leid als Nutzen gebracht hatte. Der russische Soldat hat jede Disziplin eingebüßt und dadurch entfiel für die Einwohner des besetzten Gebietes die letzte Möglichkeit, etwa bei Offizieren und Beamten Schutz zu suchen. Es ist auch ganz falsch, wenn berichtet wurde, daß die ukrainische Bewegung von Kiew bis Ostgalizien gewirkt hätte, denn nicht einmal in Tarnopol wurde die ukrainische Bewegung in Erscheinung gebracht und der angeblich ukrainische Generalgouverneur Doroschenko bestellte einen Polen dort zum Bürgermeister. Wohltuend war die Revolutionswirbelung für die Verschleppten, denen die Rückkehr nach der ostgalizischen Heimat gestattet wurde und für manche österreichische Kriegsgefangene, die leichter aus europäischen Lagern entkommen und westwärts wandern konnten.

Der Armeecrat der ersten Armee, der in Tarnopol residierte, hatte erst nach Kerenskys persönlichem Auftreten und gegen den lauten Widerspruch der Bolschewiki, die namentlich unter Chauffeuren und Intelligenzler Anhang besitzen, der Julioffensive zugestimmt. Für heute war ein großes Meeting nach Tarnopol einberufen, bei dem wieder Kerensky erscheinen und über die Ziele der Offensive Aufschluß geben

solle. Polnische Legionäre in geringer Zahl waren aus einer wenig kriegslustigen polnischen Division entnommen worden. Die ganze Offensive Brusilows war hauptsächlich auf Tarnopol basiert, welcher Waffenplatz für uneinnehmbar galt; der Verlust dieses Eisenbahnknotens deroutiert die ganze russische Front zwischen Brody und Kirsibaba und wirft den russischen Nachschub in ungeheure Verwirrung. Der Abschuß Kranker und Verwundeter auf der hastigen Flucht unterblieb, ebenso die Vergung großer Vorräte für den Krieg und das Leben und auch schwerer Geschütze und Werkzeuginrichtungen.

Nördlich des Dnjestr in das etwa 40 Kilometer breite Bergland zwischen Sereth und Grenze zurückgedrängt, versprechen vielleicht nur die vor Kriegsbeginn vorbereiteten Grenzsicherungsgräben am Flusse Zbrucz den Russen Halt. Die russische Behauptung, daß ganze Divisionen streifen, erscheint nicht ganz unbegründet, aber tatsächlich wurde hart gekämpft und die blutigen Verluste der Russen beweisen es.

Der Durchbruch bei Zborow ist der vernichtenden Arbeit Hunderter Geschütze aller Kaliber zu verdanken. Österreichische Motormörser und Eisenbahngeschütze legten förmlich Schnellfeuer auf die Höhe Plota Gora nördlich Zborow, deren Verteidiger vernichtet wurden. Kleine Reste konnten fliehen und rissen die Reserven mit, die trotz eigener Beschießung und Peitschung keine Lust zeigten, vorzugehen und die Straße nach Tarnopol wählten. Die Ortschaft Zborow, die lange nahe der Front gelegen ist, ist hauptsächlich durch Geschützfeuer zertrümmert und besitzt nur wenige Dächer. Unsere Durchbruchdivisionen drängten überraschend über die ihnen vorgeschriebenen Ziele, nachdem sie im ersten Anlauf die ganze russische Verteidigungszone durchstießen. Neue Kämpfe bei Zegjerna in vorbereiteten und in den vor Jahresfrist gehaltenen Stellungen boten nur Aufenthalt von Stunden, die von den Russen zu Sprengungen und Brandstiftungen benützt wurden.

Emil Dylatka.

Ostgalizien unter der Herrschaft des revolutionären Rußland.

Von unserem Kriegsberichterstatter.

Stanislaw, 28. Juli.

Die Einwirkung der russischen Märzrevolution hat sich auch in den von den Russen besetzten Gebieten Ostgaliziens fast sofort geltend gemacht. Die Beamten des zaristischen Rußland wurden fast ausnahmslos abgesetzt und durch neue Männer ersetzt; so wurde der in Czernowitz residierende Generalgouverneur für die besetzten Gebiete General Treptow durch einen Ukrainer Doroczenko abgelöst und an Stelle des Fürsten Czatorhnsky der Sozialrevolutionär Professor Kraskowsky zum Gouverneur in Tarnopol ernannt. Professor Kraskowsky erschien auch kurz nach seinem Amtsantritt in Stanislaw, wo er eine Versammlung einberief, in der er kurz den Unterschied zwischen der alten und neuen Zeit in Rußland darzulegen versuchte; dieser sagte, es besteht kurz darin, daß es im alten Rußland stets hieß „man darf nicht“, im neuen „man darf —“; er verkündete ferner, daß das revolutionäre Rußland seinen Bürgern volle Freiheit gebe und daß die Beamten in Zukunft die Diener der Nation sein sollen. Die Stadt Stanislaw möge sich wie auch die anderen Städte ein Kollegium wählen, das dem Bezirkshauptmann zur Seite stehen soll und ohne dessen Zustimmung dieser keine Anordnungen treffen darf. Zu einer Verwirklichung dieser Anregung kam es jedoch infolge der Entwicklung der kriegerischen Ereignisse nicht. Es muß daher betont werden, daß das neue Rußland die früher gemachten Geiseln freigab, sodaß in den letzten Wochen speziell in Stanislaw sogar Leute aus Sibirien zurückkamen.

Wiel einschneidender äußerte sich der Umschwung jedoch beim russischen Militär. Disziplin und Subordination verschwanden fast mit einem Schlag und wie böse es damit erst im eigentlichen aussehen muß, erhellt daraus, daß viele russische Offiziere erzählten, sie hätten sich an die Front freiwillig gemeldet, da es hier noch immer besser sei als im Hinterlande, wo sie oft ihres Lebens nicht sicher sind.

Im ganzen russischen Heere wurden nun die Soldatenkomitees gebildet, in die jede Kompanie einen Mann wählte und die als die Vertrauensmänner der Soldaten fungierten; sie wurden auch vor Beginn der Offensive befragt, ob die durch sie vertretenen Regimenter an der Offensive teilnehmen wollen; es ergab sich dabei, daß die Infanterie in der großen Mehrheit gegen eine Offensive war. Die Bauernsoldaten versprachen sich von der Revolution eine Neuverteilung von Grund und Boden und wollten daher sobald als möglich nach Hause. Auch Offiziere rieten ihnen öffentlich ab, zu kämpfen. „Kämpft nicht, schießt nicht“, meinten sie, „und man wird euch nach Hause schicken.“ „England sagt, daß es uns Geld gegeben hat, sollen es die zurückgeben, die es genommen haben.“ Die Artilleristen waren dagegen wieder für die Offensive und versprachen so schießen zu wollen, daß der Sturmangriff ein reiner Spaziergang sein werde. Bei den Kämpfen nächst Stanislaw ereignete es sich übrigens, daß, als nach Abkündigung der Artillerievorbereitung der Sturmbeehl ge-

geben wurde, die Soldatenvertreter verlangten, daß das Artillerief Feuer fortgesetzt werde, da es ihnen noch ungenügend erscheine.

Nach dem gelungenen Durchstoß gegen Kasusz erklärten sich übrigens die russischen Soldaten begeistert von der neuen Organisation. „Früher“, sagten sie, „wurden wir nur vorgeschickt, um zu sterben; das wollte der Zar so. Jetzt haben wir kleine Verluste, viel Munition und siegen.“

nannte Totenbataillone gebildet, die als Sturmtruppen verwendet wurden. Die Angehörigen dieser Bataillone tragen auf Achselklappen und Ärmel Totenköpfe als Kennzeichen. Sie haben sich angeblich auch gut bewährt.

Bezeichnend war übrigens auch das Erscheinen Kerensky in Stanislaw, der am 5. Juli unmittelbar vor Beginn der russischen Offensive im Auto hier eintraf. Als er dem Leichenbegängnis dreier gefallener Offiziere begegnete, ließ er das Auto halten und half selbst etwa fünfzig Schritte weit einen der Särge tragen. Großen Eindruck auf die Soldaten machte es natürlich.

Kerensky hatte übrigens aus Freiwilligen sogar auch, daß Kerensky selbst in der Uniform eines einfachen Soldaten erschien, während ihn eine glänzende Suite von Generalen umgab. Kerensky lehnte auch die Einladung des in Stanislaw einquartierten Divisionsstabes ab und begab sich zum Abendessen zu den Vertrauensmännern der Soldaten.

Jeder Beobachter erkannte jedoch, daß das neue System zur vollkommenen Auflösung der russischen Armee führen müsse, da so große Massen nicht ohne starke Autorität und ohne straffe Disziplin beisammen gehalten werden können. Jeder Bürger war auch Zeuge unzähliger Szenen, wie die Soldaten den Befehlen ihrer Offiziere gerade zuwider handelten; es kam sogar wiederholt vor, daß Offiziere auf der Straße von Soldaten durchgeprügelt wurden.

Auch die Verpflegung der russischen Armee ließ in letzter Zeit zu wünschen übrig. Der Mann hatte wohl Brot genug, aber statt Fleisch gab es meist nur getrocknete Fische. Auf dem ganz zerstörten Bahnhof in Stanislaw, auf dessen Steinfliesen die Russen in den letzten Stunden des Rückzuges Schwerverwundeten auf schmutzigem Stroh ein dürftiges Lager bereiteten, sah ich heute noch viele solcher halbabgenagter weggeworfener Fischstücke liegen.

Hans Kerschbaum.

Wien, 4.8.1917

TAGESPOST (Graz) (Morgenblatt)

Nr.: 212

TAG: 4.8.1917, 2

Czernowitz.

Von Univ.-Prof. Dr. H. F. Kaindl.

Zum drittenmal ist Czernowitz befreit. Den zwei kürzeren russischen Besetzungen vom Herbst und Winter 1914/15 folgte die Weidenzeit vom Juni 1916 bis jetzt. Hoffentlich ist die Stadt nun dauernd wieder unter die Herrschaft des Doppelkaisers gekommen.

Czernowitz zählt zu den interessantesten Orten des Ostens. Es wird 1408 zum erstenmal urkundlich als wohldeutsche Bollstätte für deutsche und armenische Kaufleute genannt, die aus Lemberg mit ihren Waren nach dem Osten zogen. Wie andere Städte in den Karpathenländern hatte der Ort eine nach deutschem Muster eingerichtete Verwaltung mit einem „Schulzen“ und zwölf geschworenen „Bürgern“. Dies ist ein wichtiger Beweis für die Verbreitung des deutschen Stadtrechts östlich der Karpathen. Auch Sereth und Suczawa in der Bukowina hatten ähnliche Einrichtungen. Schon in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters haben Deutsche hier die Grundlagen der Kultur gelegt und deutsches Recht war die Quelle alles Fortschrittes.

Der ausblühende Ort hat aber durch die ununterbrochenen Kämpfe und Unruhen schwer gelitten. Nahe der Grenze gelegen, war er wiederholt von Feinden heimgesucht worden. Auch die Russen haben hier schon 1739 und dann 1769 bis 1794 ihr Wesen getrieben. Als sie im letztgenannten Jahre die Bukowina räumten, zogen österreichische Truppen ein. Die Anregung zur Erwerbung des Landes hatte Kaiser Josef II. gegeben. Damit begann für das ganze Buchenland, besonders aber für das zu seinem Hauptort erwählte Czernowitz eine Zeit neuen Aufstiegs. Die Grundlage dazu hat die unter Maria Theresia eingeführte Militärverwaltung gelegt. Österreichischer Geist und deutsche Kulturkraft haben ein abes kleines Dorf in hundert Jahren in eine deutsche Universitätsstadt umgewandelt — eine ganz ungewöhnliche Entwicklung!

Bei der Besetzung durch Österreich zählte Czernowitz 200 elende Lehmhütten, kein gemauertes Gebäude, nur etwa 1000 Einwohner. Die Bevölkerung hatte sich bis zum Ausbruch des Weltkrieges fast verhundertfacht. Es ist eine moderne Stadt mit schönen Bauten, sorgsam gepflasterten Straßen und Alleen; sie besitzt elektrisches Licht, ebensolche Straßenbahn und ein vorzügliches ausgebautes Kanalsystem. Eine schöne gesunde Lage und zahlreiche private und öffentliche Gärten machen den Aufenthalt angenehm. Dazu der oft geradezu griechische

Himmel, blau, ohne eine Wolke! Zu dem allem die schönen Frauen und Mädchen — die Hauptstadt des Buchenlands ist durch ihren Frauenreiz berühmt.

Czernowitz macht einen durchaus westlichen Eindruck. Schon vor etwa 80 Jahren hat ein Reisender Czernowitz als eine Vorstadt von Wien, als Kleinwien bezeichnet. Es hat einen durchaus deutschen Charakter. Die deutsche Sprache beherrscht fast vollständig den allgemeinen Verkehr, Amt und Schule. Die deutsche Universität, die der Stadt zur hundertjährigen Gedächtnisfeier der Verbindung des Landes mit Österreich geschenkt wurde, ist der beste Beweis für diese Vorherrschaft der deutschen Kultur. Die Franziska-Josefina ist ein leuchtendes Denkmal österreichischer Kulturkraft, zugleich aber ein Vollwerk westeuropäischer Bildung. Der Kampf gegen ihren Fortbestand war eine bedauerenswerte Entgleisung, ein böser Einfall, den heute niemand mehr ernst nimmt.

Auch in seiner Anlage und seinen Bauten weist Czernowitz manches Bemerkenswerte auf. Sein Stadtbild ist das aller ostdeutschen Kolonistenstädte, denn die Stadt wurde nach dem Vorbilde der von Deutschen in Galizien begründeten Orte angelegt. Wie in diesen bildet den Mittelpunkt der Stadt der vierseitige „Ringplatz“, von dem nach allen Richtungen die Straßenzüge ausgehen. Dieser Platz dient als wichtigster Marktplatz, hier erhebt sich das Rathaus mit seinem 50 Meter hohen stattlichen Turm. Vor der Laube des Rathauses stehend, ergriff am 2. September 1914 der russische General von der Stadt Besitz und gab Befehl, die russische Flagge zu hissen. Gar manches Auge wurde damals noch. Ein großartiger Prachtbau ist die griechisch-orientalische erzbischöfliche Residenz, deren Marmorsaal, Kirche und Kapelle die Bewunderung jedes Besuchers erregt. Überaus sehenswert ist das „Deutsche Haus“, der Sitz aller deutschvölkischen Vereine der Bukowina. Aber auch unter den Kirchen, Schulen und anderen Bauten gibt es sehr bemerkenswerte. Erwähnt sei nur das neue Stadttheater, das östlichste deutsche Schauspielhaus, und vor ihm steht das Denkmal eines deutschen Dichters — Schiller.

Die Beschießung der podolischen Festung Chotin.

Einzug in Czernowiz.

Telegramm unseres Kriegsberichterstatters

Leonhardt Adelt.

DE Kriegspressequartier, 3. August.

Mit der Säuberung der ostwärts vorspringenden Spitzen des Mündungswinkels des Zbrucz in den Dniestr ist die russische Grenzfestung Chotin in die Tragweite unserer Geschütze gelangt. Von den Weinbergen und Obstgärten im Flußwinkel aus, können die preußischen Landsturmeute und ihre türkischen Kameraden bis zu dieser Dniestrstadt hinüberblicken, die vor drei Jahrhunderten eine türkische Festung ersten Ranges war. Heute ist Chotin (auch Chocim geschrieben), in Schmutz verkommen. 25 000 Einwohner gehören zumeist den ärmsten jüdischen Volksklassen an. Nur eine mächtige Burgruine und die schlanken Minaretts der verfallenen Moschee erinnern die türkischen Soldaten an die Zeit, da ihre Vorfahren vor hier aus das weite Land beherrschten. Die russischen Behörden und Banken sind aus der Stadt geflüchtet.

Auch die alte, schön gelegene Polenstadt Kamienic Podolski, die auf einem steilen Inselchen des Smotrychflusses gebaut ist, 33 000 Einwohner zählt und lange das Kommando der russischen Südwestfront beherbergte, ist vor dem russischen Behörden bereits geräumt, ebenso wie die Bukowinastädte Seretj, Radauy und Suczawa. Die allgemeine Front verschiebt sich aus der Ostrichtung mehr und mehr südwärts, wo General Scherbatschew das Äußerste aufbietet, um die Flankenbedrohung von Norden durch eine Gegenoffensive gegen den Ditzpaz zu parieren. Mit massierten Kräften in das Quellgebiet der Flüsse Sufita und Putny vorstoßend, versuchte sein rumänischer Abschnittskommandant, General Averescu, zunächst die Umgehung des Ditzpases von Süden. Er bemächtigte sich unserer ersten Stellungslinien, in denen einige Grabenkanonen gesprengt zurückgelassen werden mußten, konnte aber den fünfzehnhundert Meter hohen Grenzbaum und damit den Abstieg nach Gelencze und in das Becken von Rezdi Bazarhely nicht gewinnen. Darauf setzte der Heeresgruppenkommandant General Scherbatschew den Angriffsteil weiter nördlich in Casinuquara an, um über den 1167 Meter hohen Monte Casimului den Ditzpaz selbst zu forcieren. Hier schlugen jedoch Oesterreicher und Ungarn die Rumänen zurück. Die Verluste des Gegners sind hier, wie an der ganzen Kampffront, hoch.

Die in Le Havre erscheinenden belgischen Verurteilungen zählen die Anzahl der belgischen Offiziere auf, die in den letzten Kämpfen an der russischen Südwestfront gefallen sind. Es dürfte sich vornehmlich um Führer von Panzerautos und um andere technische Offiziere handeln. „Nowoje Wremja“ veröffentlicht einen Soldatenaufruf von der Südwestfront, worin um Bekleidung und um Ersatzmannschaft gebeten wird, da die Kompagniebestände vielfach auf dreißig bis vierzig Mann zusammengeschmolzen seien.

Vorgestern standen unsere südlich des Dniestr vorgehenden Streitkräfte auf der Straße von Zastawina und das Zentrum der f. u. f. Armee auf der Straße von Sniatyn, noch gut zwanzig Kilometer von Czernowiz entfernt. Beide Armeegruppen stießen auf einen Widerstand, der sich mit ihrem Vorrücken immer mehr verstärkte. Es war, als ob das geschlagene Heer Kornilow vor Czernowiz, durch eine unsichtbare Mauer aufgehalten, massiert und zu um so stärkeren Gegendruck gezwungen werde, je mehr es durch unseren fortschreitenden Angriff in Bedrängnis geriet. Die lebendige Kraft dieses gewaltigen russischen Volkskörpers, die durch innere Krankheiten zwar geschwächt, aber nicht umgebracht werden kann, richtete sich an der äußeren Not und Gefahr zu einer Abwehr auf, deren Heroismus unbegreifbar ist. Kosaken und polnische Ulanen, die mit eingelegten Lanzen attackierten, Infanterie, die aus ihren kaum als Kopfschütz ausreichenden Deckungsmulden in geschlossener Masse zum Gegenangriff vorbrach, Artilleristen, die ihre Feldkanonen angesichts unserer stürmenden Kolonnen bis auf den letzten Schuß bedienten, wetteiferten, die Schmach der Feigheit mit ihrem eigenen Blute vom russischen Namen abzumachen. Es bedurfte des ganzen unbeuglichen Siegeswillens unserer Truppen, um die Strapazen der unaufhörlichen Kämpfe und des zweiwöchigen Gewaltmarsches im Sonnenbrand durch die Einnahme von Czernowiz zu frönen. Hinter jeder erstürmten Stellung kam eine neue, hinter jeder schwelenden Dorruine rötete schon der Feuerchein des nächsten Dorfes den Osthimmel.

Inzwischen rollte von Czernowiz Bahnzug auf Bahnzug gegen Bypkany und endlose Trainskolonnen stauten auf allen Landstraßen, die nach Osten führen. Unsere Märsche begünstigten sich nicht, diesen Abschub festzustellen, sondern stießen habichtsgleich auf Bahnzüge, Train und marschierende Truppen nieder, die vor ihren knatternden Maschinen-gewehren und frachenden Bomben in Verwirrung auseinanderstoben. Kroaten, Honveds, Bayern und Oesterreicher brachen den letzten feindlichen Widerstand. Nördlich davon hatte preußischer Landsturm und Osmanen den bereits über die Czernowitzer Bunte vorspringenden Zbrucz-Dniestr-Winkel

geäubert, südlich des Pruths erkämpften sich I. u. I. Truppen die Zugänge nach Sereth und Stadau.

Von unserem sich verengenden Frontbogen wie von einer Eisenkammer umfaßt, wurde der Gegner aus der Hauptstadt der Bufowina hinausmanövriert. Er zerstörte noch rasch das hölzerne Ruteistück, der schon früher zweimal zerstörten Bahnbrücke über den Pruth und die hölzerne Straßenbrücke an Stelle der vernichteten alten, die parallel dazu über den Fluß führt, zündete ein paar Magazine an, die er nicht mehr hatte räumen können, vergab in Raub und Plünderung alle guten Grundsätze der Revolution und wich in Nachhutkämpfen auf Romosielica zurück.

Unbeschreiblich war der Jubel, der unsere einrückenden Vorhutten empfing. Bürger und Damen, alte Ruthenen in Schaffellen, Szigulen in Purpurhosen, Rumäninnen in buntgewebten Schürzenröcken, langbärtige jüdische Kutscher, die ganze pittoreske Völkermischung dieses östlichsten Vorpostens österreichischer Kultur drängte sich zusammen, um den Erzherzog Joseph mit seinem Stabe zu begrüßen, warf ihm Blumen zu, küßte ihm die Rockärmel, bot ihm Wein und Wasser und wies ihm den Weg zum hochgelegenen Marktplatz. Am Stadtkommando vorüber ging es straßenauf zum Rathaus, von dessen Uhrturm die russische Fahne verschwunden war. Schwarze weht es nun wieder vom Turm der Hügelstadt, von wo man hinauschauf auf die blutgetränkten Schlachtfelder von Toporow und Karancze. Erinnerungen an den 22. Oktober 1914 und den 17. Februar 1915 wurden wieder lebendig, wo das zweimal verlorene Czernowitz zweimal zurückgewonnen wurde. Aller guten Dinge sind nun auch hier drei. Zu den Namen der heldenmütigen Bufowinavertheidiger Oberst Fischev, Oberst Papp, Major Rus und vor allem Generaloberst Freiherr v. Pfanzers-Walzin gesellen sich nun die des Generaloberst Erzherzog Joseph und seiner Tapferen.

*

Russischer Seerechtsbericht vom 2. August:

Westfront: Nordwestlich von Chotin zwischen Zbrucz und Dniestr gaben unsere Truppen ihre Stellungen in der Gegend von Kubruga und Michailowka auf. Zwischen Dniestr und Pruth führt der Feind fort, die Offensive zu entwickeln, wobei er die höchsten Anstrengungen längs unseres Dniestr-Ufers entfaltet. Am 1. August bei Tagesanbruch besetzte der Feind Perebitskische, Czerny, Potol, Dobri-novische, Koroschnische und Kuntshurumel. Unsere Truppen wichen ostwärts zurück. In den Karpaten drängte der Feind unsere Truppen westlich der Putna zurück. In der Gegend von Rusamaldärel machten unsere Truppen als Antwort auf einen österreichischen Angriff einen Gegenangriff, nahmen einige Offiziere und 151 Soldaten gefangen und erbeuteten acht Maschinengewehre. Auf der übrigen Front Gewehrfeuer von Patrouillen und Aufklärern.

Rumänische Front: In der Gegend der Städte Pauch und Ramonteln drängte der Feind unsere Truppen ein wenig nach Osten zurück. An der übrigen Front Gewehrfeuer.

Rumänischer Seerechtsbericht vom 1. August. Nordlich von Dorna Watra hat der rechte russische Flügel eine neue Widerstandslinie ein wenig weiter östlich besetzt. An der Westgrenze der Moldau beiderseitige Tätigkeit der Patrouillen. In der Gebirgsgegend zwischen dem Casim- und dem Putnatale örtliche Kämpfe und Befestigung der eroberten Stellungen. Drei feindliche Posten wurden an der Putna aufgehoben. An der Putna beschloß der Feind das Dorf Maraschi. Im Sereth Gewehr- und Geschützfeuer. Von der Donau ist nichts zu hören.

BRABAT, Zell

TAGESPOST (Graz) (Morgenblatt)

Nr.: 213

TAG: 5.8.1917, 3

Autoreise zu den Donaulagunen.

Juriloſſa, im Ruſſ.

Der Morgen leuchtet hell über Konſtanza. Wir verlieren ſich die Häuſer in grünen Gärten, und dann ſaſt ohne Übergang fährt das Auto durch die große Einſamkeit. Noch immer glänzt in der Ferne die weißtürmige Stadt, und wie grüne Smaragde ſchimmern die Seen zur Rechten aus der Tiefe. Aber dann wendet ſich die Straße mehr nach Weſten, und in gleichmäßigen graugrünen Bobenwellen breitet ſich das Land zur Rechten und Linken. Immer wieder hebt ſich das hellgraue Band der feſten Landſtraße vor mir über neuer Bobenwelle ab. Ganz fern am Horizont ſieht man das gleiche graue Straßenband, es ſt, als führe man in die Unendlichkeit. Mit großen ſchweren Flügelſchlägen rauſcht der Adler durch die blaue ſtille Luft, und das bunte Gefieder des Bienenfreſſers und das grünlächelnde Federkleid der Mandelträhne taumeln beim ſchwirrenden Flug durch die Sonne. Auf den Telegraphenſtangen äugt der Buſſard das fremde Weſen an, das ſich ihm da in ſchneller Fahrt nähert und erſt auf wenige Schritte rauſcht er davon. Zuweiſen überholen wir ein türkiſches Fuhrwerk, zuweiſen eine bulgariſche Ochſenkolonne, dann umtönt uns wieder die ungeheure Feſtſamkeit.

Endlich liegt zur Linken, eine grüne Inſel in dem Graugelb der Felder, ein Dorf. Eine breite Straße zieht ſich von Oſten nach Weſten, hohe Maziensbäume überſchatten freundlich weiße Häuſer. Das Ganze ſieht heimelig aus, und es überrascht mich nicht weiter, als ich höre, daß dies eins der deutſchen Dörfer auf unſerem Wege ſt, „Lari-Verbe“. Höher wölben ſich die Bobenwellen, grüne Waldberge ſteigen am Horizont auf. Dort im Bergwaſſer liegt das Bukareſtdorf Babadag. Wir verlaſſen aber vorher die Hauptſtraße und biegen nach Oſten ab, um an die Seen zu kommen. Jetzt ſind die Dörfer häufiger, aber ihr Ausſehen ſt fremd.

Vor uns glänzt ſaſtgran die Lagune auf, grüne Bäume ſchatten über weiße Häuſer, eine gerade ſaubere Dorfſtraße führt ſaſt zum Strand ab. Wir ſind in Juriloſſa, dem großen Fiſcherdorf am Nagelm-See. Die

kaiferliche Marine hat hier den Küſtenſchutz und den Schutz der vielen Kanäle, die in ruſſiſches Gebiet führen, alſo die Flankenſicherung der Dobruſſa-Armee, übernommen und die Leitung des großen Fiſchereibetriebes, der hier an den mächtigen Lagunen ſeit altersher beſteht. Der Kommandant von Juriloſſa, Korvettenkapitän und Dr. phil., Fiſchereidirektor an einem großen deutſchen Oſtſeeplatz, führt uns in das „Strandkaſino“, das über die Uferkaſe nach den weiten Seeſtügen hinausſieht. Er hat einen großen Betrieb im Frieden und in der Zeit unter ſich gehabt, denn die Verhältniſſe hier ſind die Ausmaße zu Gaſſe klein. Man muß der rumäniſchen Regierung zugeſehen, daß ſie den unerhörten Fiſchreichtum dieſer Gewäſſer an der Donaumündung großzügig und nach modernen Geſichtspunkten ausgebeutet und verwertet hat. Ein ganz beſonderes Verdienſt hat der rumäniſche Fiſchereidirektor Antipa, der auf wiſſenſchaftlicher Grundlage und nach den beſten Methoden dieſen Reichtum ſeinem Lande aufſchließen und erhalten wollte. Freilich, ſeine Unterbeamten verſagten oft, und ſo blieb Vieles in der guten Abſicht ſtecken, eine Erſcheinung, die man nicht gerade überraschend finden darf.

Der Sinoe-See und der anſchließende größere Nagelm-See waren allmählich durch ungenügenden Süßwaſſerzufluß von der Donau ſo ſalzſattig geworden, daß der Fiſchreichtum zurückging. Die ſchmalen Kanäle zur Donau, Hārtaſ, waren allmählich verſchlufft und wurden von Jahr zu Jahr enger. Da legte die rumäniſche Regierung für 1½ Millionen Koſten den König Karl-Kanal, der 30 Meter Breite und 3 Meter Tiefe hat, an. Seit dieſen Meliorationen hat ſich die Ausbeute an Süßwaſſerfiſchen von 34.000 Kilogramm im Jahre 1906 auf 3 Millionen Kilogramm in dem Jahre vor dem Kriege geſteigert; davon ſind 1¼ Millionen Kilogramm Karpfen, 350.000 Kilogramm Zander, außerdem werden noch Hechte, Schleie, Karauiſchen, Glundern, Mai-Fiſche, Wels, Barſch, Karpfen, Bleie, Plöſen, Meerſche (die hier als Süßwaſſerfiſch zur Laichzeit auftritt) gefangen. Die Seeſiſcherei liefert außerdem Störe, von denen man allein fünf Arten findet, und Steinbutten. Auf einem etwa 5 Meter breiten Damm, der ſich einen knappen Kilometer in den See hinausſtreckt, liegen zur Rechten und Linken die Geräthehäuser der Fiſcher von Juriloſſa. Kleine, hübsche, ſchuppenähnliche Häuſer, die das ſehr wertvolle Fanggerät bergen. Hat doch ſo ein Großfiſcher für 150.000 Mark Neze und Fangſchüre in ſeinem Schuppen! Ein großes Neze koſtet ja allein 4000 Mark.

TAGEBUCH (1914/15)

TAG: 28. APRIL 1915

Nr.: 213

Es ist eine Welt für sich, in die man da auf dem schmalen Weg zwischen den Rezhäusern einen Blick tut. Es riecht leicht nach Tran und Fischen. Die Sonne liegt tief über der Riesenfläche des Razelm-Sees, und wie ich mich umwende, hat sich das Bild des Dorfes, das bei der Herfahrt so weiß und fast deutsch anmutete, verändert. An dem steileren Ufer, das sich über den Strand erhebt, stehen merkwürdige braune Hütten, wie in Terrassen übereinandergestapelt. Die Ukazien haben eine fremde Gestalt angenommen. Darüber ragen die weißen Türme der orthodoxen russischen Kirche mit buntem, seltsamem Glanz auf den Kuppeln. „Wie eine Stadt am Yangtse-Yang, nicht wahr?“ sagt der Kapitän. „Alle unsere Leute haben das gesagt, die China mitgemacht haben und dies hier sehen. Einige waren ganz betroffen, als ob ich ihnen was vorzaubere. Da kommen übrigens die Dschunken.“ Schwarze Fischerboote an Bug und Heck hochgeschwänbelt stoßen an den Damm. Körbe voller Fische werden ausgeladen. Mit langsamem sicheren Griff sortieren die Fischer.

Wie zur Friedenszeit bekommen die Fischer die Hälfte der durch den Fischverkauf erlösten Summen. Sie sind russische Lipowaner, aber gerade gegen ihre Landsleute haben sie besondere Abneigung, sie wollen nichts als in Ruhe arbeiten, eine Arbeit, die das ganze Dorf wohlhabend gemacht hat.

Holf Brandt.

NEUE FREIE PRESSE

Nr.:

TAG: 7. 8. 1917

**Die Kriegserklärung Chinas an die Mittel-
mächte.**

New York, 6. August.

„Associated Press“ meldet aus Peking: Der provisorische Präsident genehmigte Donnerstag den einstimmigen Entschluß des Kabinetts, Deutschland und Oesterreich-Ungarn den Krieg zu erklären.

Die Gründe der Kriegserklärung.

Wien, 7. August.

Die „Vossische Zeitung“ veröffentlicht einen vom Mai datierten Brief eines Deutschen aus Nordchina, in dem es heißt:

„Ueber das, was unser bei der Kriegserklärung wartet, braucht Ihr Euch keine Sorge zu machen. Wir haben Geld genug, daß wir über die nächsten sechs Monate wegkommen. Aber auch dann kommen wir nicht in Verlegenheit, da wir uns auch bei den uns befreundeten Chinesen Geld genug beschaffen können. Die Lage sieht sich vielleicht für Euch viel schlimmer an, als sie wirklich hier draußen ist. Wir sind hier durch drei Revolutionen heil durchgekommen und kennen die Chinesen sehr wohl. Sie sind uns nach wie vor persönlich freundlich gesinnt.“

Daß sie sich in den Krieg haben hegen lassen, hat neben Vesteckungsgeldern folgender Gedankengang zernagelbracht: Sie sagen sich: Gehen wir nicht mit den Alliierten, so werden sie mit Hilfe der Japaner Teile von China besetzen, da China in seiner total zerrütteten Finanzlage jetzt seine Schulden nicht bezahlen kann. Außerdem liegt nach ihrer Ansicht die Gefahr vor, daß Deutschland nach dem Kriege mit den Japanern geht, und China ist dann völlig machtlos, da die anderen Alliierten dann China im Stiche lassen werden, weil China den Alliierten nicht beigetreten sei. Wenn aber China mit den anderen Sitz und Stimme als Kriegführender bei den Friedensverhandlungen hat, dann könne es nicht von den eigenen Verbündeten aufgeteilt werden. Mit Deutschland könne man sich nach dem Kriege um so leichter vertragen, wenn man die hiesigen Deutschen in der Zwischenzeit gut behandle. Bemerkenswert ist übrigens, daß der Präsident der Republik die Oesterreicher für heute zum Essen geladen hat, um dadurch zu erkennen zu geben, daß er den Mittelmächten im Grunde wohlgesinnt sei.

DIE ZEIT ^{Ullrich} (Hamburg)

Nr.:

TAG:

10. 8. 1917

U-Bootpropheten.

Eine Zuschrift.

Der Leser unseres Blattes, von dem wir unlängst eine Zuschrift unter dem Titel „Im Spiegel des Auslandes“ abgedruckt haben, sendet uns das folgende Schreiben:

Sehr geehrter Herr Redakteur! Als ich vor etwa einem Vierteljahr von einer Reise durch Deutschland nach Wien zurückkehrte, kaufte ich mir auf der Rückfahrt bei einer Bahnhofszeitungsverkäuferin die Arbeiterzeitung. Sie war vom 8. Mai datiert, und ich konnte sie einmal in Ruhe lesen. Ich fand darin einen Artikel unter dem Titel „Eine Million Tonnen“, in dem der U-Bootkrieg behandelt wurde. In dem Artikel hieß es zum Schluß:

„Die deutsche Mauer hält, und sie braucht nur noch drei Monate zu halten, und die Fäden, die England mit der Welt verknüpfen, sind bis zum Reißen dünn geworden. Dann muß England von seinem Hochmut ablassen, muß auf gleiche Bedingungen hin den Frieden schließen, kein Amerika kann ihm mehr helfen. Denn gerade das, was Amerika braucht, um in Europa militärisch wirksam zu werden, ist dasjenige, was der Unterseebootkrieg zerstört, der Schiffsraum. Er ist durch den wachsenden Erfolg der Unterseeboote die Kriegslage deutlich verschoben. Deutschland erhält die Möglichkeit, von England dessen neue Bundesgenossen fernzuhalten. Die Kriegserklärungen der amerikanischen Staaten, dieses Zagen nach Bundesgenossen, stellt sich immer mehr als eine bloße Maßnahme dar, deutsche internierte Schiffe für den englischen Frachtdienst nutzbar zu machen, ein verzweiflungsvolles Mittel, die Schiffsräume zu erhöhen — zudem für die nächste Zeit wenig aussichtsvoll, da wohl die meisten deutschen Schiffe an den Maschinen unbrauchbar gemacht sind.“

Der Artikel fiel mir auf, weil er ganz in der Auffassung und dem Stil der alldeutschen Blätter gehalten war, und ich gerade in der Arbeiterzeitung, die ich allerdings sehr selten zur Hand bekomme, eine solche Arbeit nicht gesucht hätte. Ganz genau dieselbe kühne Prophezeiung, daß England in drei Monaten durch den U-Bootkrieg besiegt sein und daß man nur noch

drei Monate aushalten müsse, hatte ich vorher während meines Aufenthaltes in Deutschland in den dortigen alldeutschen Blättern gelesen, und eines davon, die Weser-Zeitung, vom 6. Mai, hatte ich zufällig noch in der Tasche. Dort war derselbe Gedanke, allerdings etwas vorsichtiger, wie folgt ausgedrückt:

„Damit nähert sich binnen einem kurzen Vierteljahr die britische Nation, wenn sie nicht nach dem Kriege ganz ohne Schiffsräume dastehen will, dem kritischen Zeitpunkt, wo sie ihrer Regierung sagen wird: Ich habe genug und gebe die Hoffnung auf Widerstand auf.“

Die Vergleichung der Daten erweckt den Eindruck, daß die Arbeiterzeitung die von der alldeutschen Presse im Reich ausgegebene Parole pünktlich, sozusagen postwendend, befolgt hat. Die Sache war mir um so auffälliger, als derselbe Artikel der Weser-Zeitung, dem ich das obige Zitat entnommen habe, eine Polemik gegen die Sozialdemokratie, allerdings die reichsdeutsche, darstellt, der vorgehalten wird, daß sie unrecht tue, sich auf einen Frieden ohne Annexionen zu „verbeissen“, da man doch in drei Monaten des vollen Sieges und eines Friedens mit Annexionen sicher sei. Da alldeutsche und Sozialdemokraten, österreichische freilich nur, die sonst verschiedene Wege gehen, in diesem einen Punkt, in der beglückenden Voraussage, daß wir binnen drei Monaten Sieg und Frieden haben werden, übereinstimmen, legte ich der Sache so großes Gewicht bei, daß ich mir beide Blätter aufhob und mir in meinem Kalender den Fälligkeitstag der alldeutschen sozialdemokratischen Prophezeiung mit rotem Bleistift unterstrich, wie ich es sonst nur bei familiären Geburts- und Hochzeitstagen zu tun pflege. Es ist der 8. August, der heutige Tag. Ich benütze ihn, um Ihnen die beiden Ausschnitte zu übersenden, und bedauere aufrichtig, daß die Propheten von rechts und links mit ihrer übereinstimmenden Prophezeiung unrecht behalten haben. Hochachtungsvoll

Ein Vielgereister.

Wien, 8. August 1917.

Gabelommer.

Belgrad, im August.

Woher kommt dem Lande seine Fruchtbarkeit? Die Sonne versenkt zischend den schwarzen Boden, kein kühlender Windhauch durchzittert die Luft, die sich in tödlicher Stille verzehrt und schweigt und stirbt, die Gräser und Halme der Felder winden sich gelb und dürr auf der Erde entlang und tropische Hitze verschlägt den Atem der fremden Menschen. Und trotzdem streckt sich das Land in trüchtigem Behagen, in schwangerer Freude wölbt sich der Boden, der in unmittelbarer Menge die kostbarsten Früchte trägt.

Das Frühjahr hat diesen Boden gestärkt. Seine Regenschauer haben ihn mit Flüssigkeit durchseigt, so daß er heute noch in tiefdunklem Glanze erstrahlen kann, obwohl der Sonne vernichtende Glut ihn überlastet. Fürwahr, es lebt ein Segen über diesem Lande. Kaum daß es der Hände Arbeit bedarf, um ihn, bebaut, zur Fruchtbarkeit zu erziehen; fast könnte die begabte Natur ohne sie den Wohlstand ergaumen, der sich heute über diese Felder dahindehnt.

Dieser ferbische Sommer ist wütend in seiner Glut: Sonne und Sonne und nirgends Schatten. Und seine blendende Macht lähmt alles, was seinem Umkreise verfallen ist. Träge schleichen die Menschen dahin. Unter ihren Schritten biegt sich das asphaltische Pflaster der glühenden Straßen, als wäre es trügerisches Moor, das eine geheimnisvolle Tiefe verkleidet. Es gibt kein Leben, das noch leben kann in lauter Lebendigkeit. Das Sprechen quält wie das Denken. Selbst die Tiere mögen sich nicht mehr rühren. Wesenlos folgen sie dem Troste, den der Zufall regiert.

Belgrad, die weiße Stadt, dampft in dieser Hitze. Wie Nebelschwaden lagert sich der Dunst über das giebelige Häusermeer. Und angstvoll leidet die Stadt und atmet bedrängt. Doch keine Wolke zieht über den Himmel. Gefährlich blau erglänzt der weite, weite Himmel.

Im Eilschritte läuft die Nacht vorbei. Man hoffte von ihr eine kurze Erleichterung. Nichts. Sie ist so heiß wie der leuchtende Tag, sie gibt sich restlos in launiger Wärme und die kühlste Stunde des Morgens hat das

Quecksilber des Thermometers nicht von seiner gewöhnlichen Höhe verjagt.

Wasser, Wasser ist der Schweiß der Menschen, qualvoll das Brennen der Kohle, die nach Fruchtbareit verlangt. Da, wenn die Belgrader Mäde über einen Vorrat an Getränken verfügen würden, so könnte der Tag wohl nie zur Ruhe kommen. So aber ist der schale, fählliche Meth, den die albanischen Gansler auf den Straßen feilhalten, die einzige Labung des durstenden Gemeines.

In schmalem Bette liegt die Gabe. An ihren Ufern ragen die Schornsteine und Verstecke der Schiffe heraus, die einstmal hier in der Tiefe verschwanden. Jetzt arbeitet man an ihrer Vergangung, denn das Wasser hat seinen tiefsten Stand erreicht. Auch der Dampf nach Semlin schleicht träge einen neuen Weg. Seinen alten Kurs haben die Sandbänke verfehlt, die von der Sonne aus Tageslicht gerufen wurden.

Endlos schweift das Auge über das dampfende Land; es fängt sich in dem Grün der Topfbergberge und ruht hier aus. Die Felder aber, die Maiskulturen, die Wärme am Straßenrand haben schon ihre frische Farbe verloren: ihre Halme und Gräser sind schwefelgelb, ihr Land ist brüchig und verbrannt.

Das Land leidet. Und es ist grotesk zu denken, daß es eine Gegend gibt, die sich über die Hitze des Lichtes und der Wärme nicht zu beklagen hat.

Carl Krünes.

BRATFELZ 6.

TAGESPOST (Graz) (Morgenblatt)

Nr.: 224

TAG: 16.8.1917, 3

Der Luftangriff auf Venedig.

K.-B. Wien, 15. August. Aus dem Kriegspressequartier wird gemeldet: In Beantwortung der in der letzten Zeit durch die Italiener dreimal hintereinander stattgefundenen Fliegerangriffe und Bombenwürfe auf Pola fand in der Nacht vom 13. auf den 14. ein großer kombinierter Luftangriff gegen das Seearsenal von Venedig statt. Die Italiener hatten die berühmte alte Feste zu einer erstklassigen Festung und zum Hauptwaffenplatz der italienischen Armee ausgestattet. Venedig bildet heute den größten Hauptetappenort hinter der italienischen Front mit zwei großen Seearsenalen, zahlreichen industriellen Etablissements für militärische Zwecke und Munitionserzeugung, weiteren Fabriken für Torpedos und Schiffbauanstalten. Während Pola nur einen Marinestützpunkt bildet, ist Venedig außer als derzeit wichtigste Seefestung und Kriegshafen auch gleichzeitig wegen Versorgung der Landarmee durch die dort aufgestapelten Vorräte und Erzeugnisse aller Art eine Kraftquelle für die italienische Armee. Diese Quelle zu schwächen war der Zweck unseres Fliegerunternehmens. Der Angriff wurde von Marine- und Landfliegern durchgeführt.

Trotz des ungünstigen Wetters und der schlechten Beleuchtungsverhältnisse, sowie heftigen Abwehrfeuers, das bedeutend stärker war, als im Vorjahre, gingen die Fliegerstaffel unseres kühnsten Seefliegers, des L. u. L. Linienfahrleutnants von Banfield, im Gegensatz zu den Italienern, die ihre Angriffe auf Pola aus einer Höhe von 3000 bis 4000 M. ausführten, um so gegen das Abwehrfeuer geschützt zu sein, bis auf 800 M. herunter und belegten mit schwersten, schweren und Brandbomben die Arsenale mit bestem Erfolge.

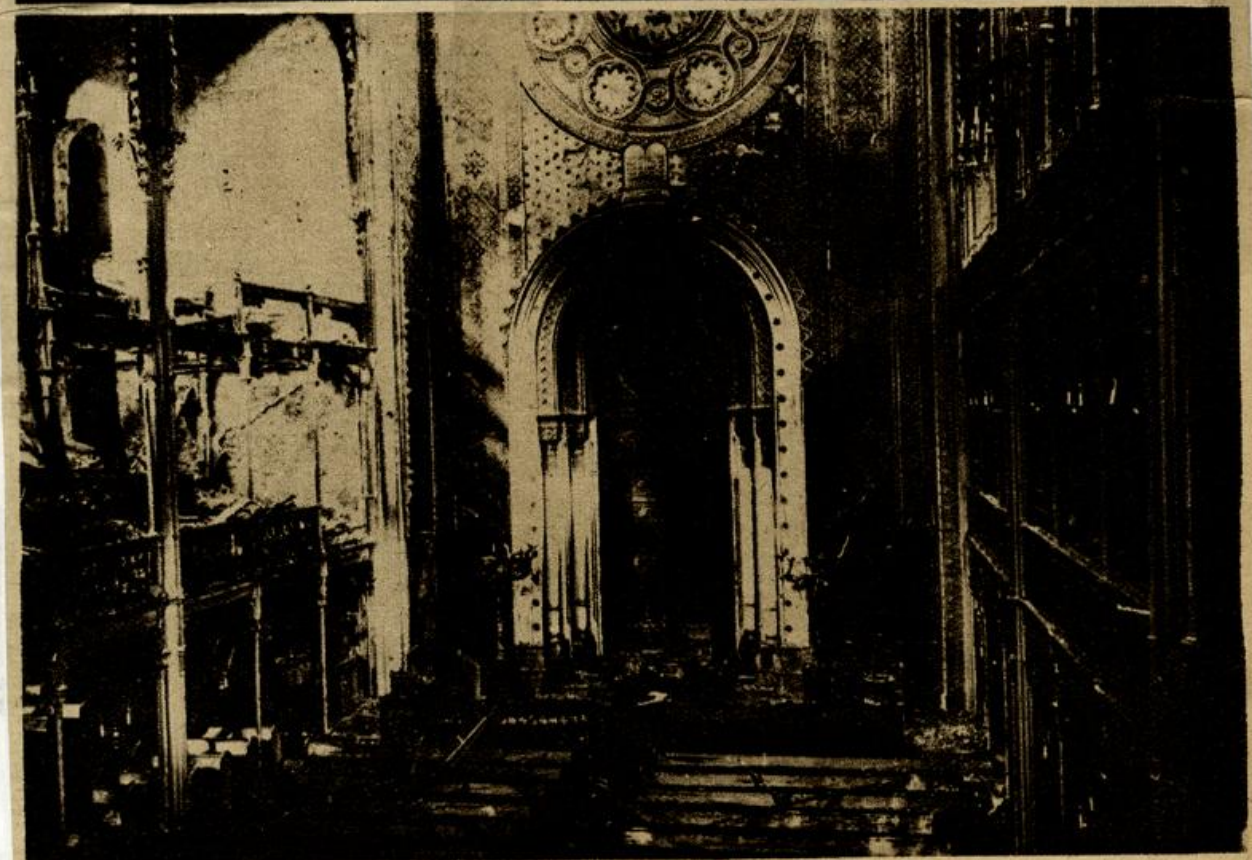
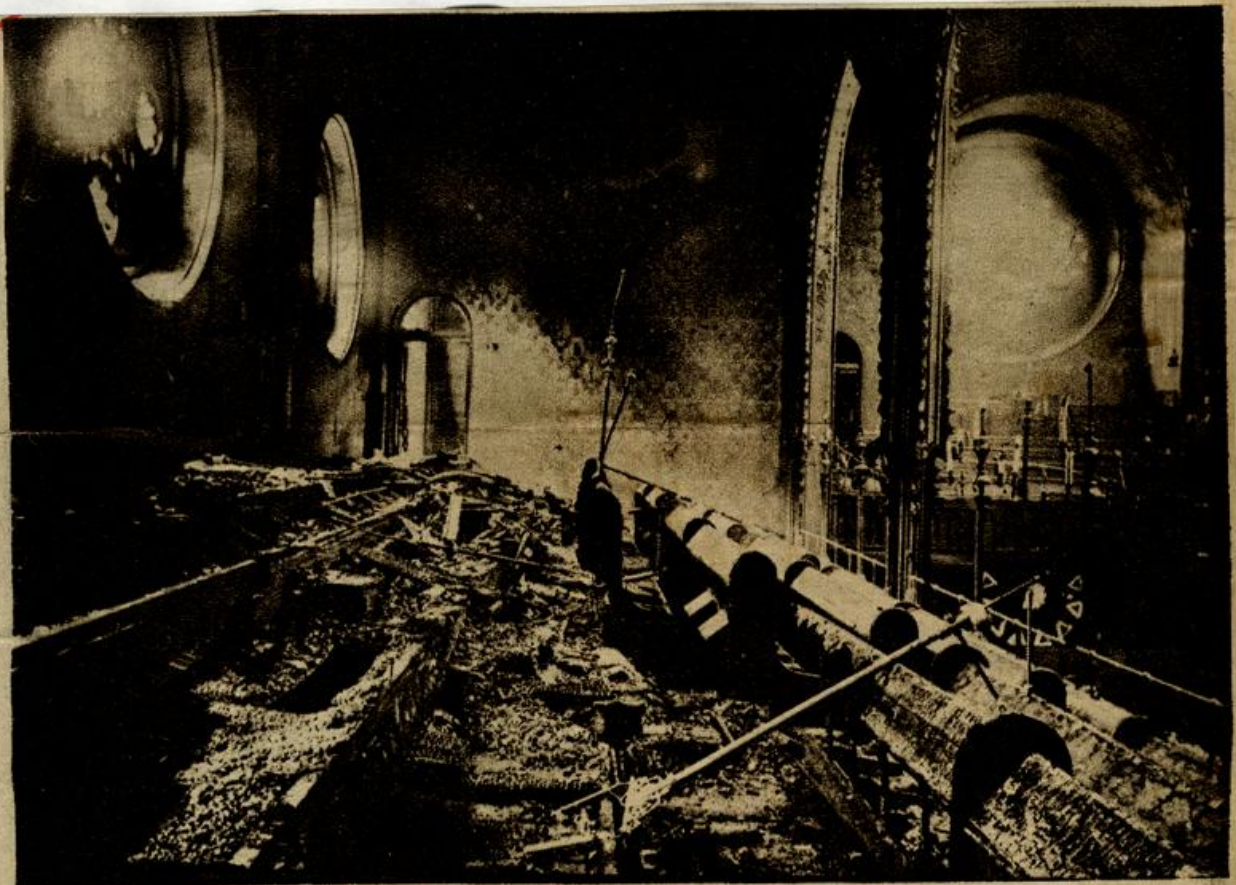
Auch unsere Landflieger warfen über eine Tonne auf das Arsenal ab und beobachteten Brände. Begreiflicherweise mußten bei dem Absteigen auf diese geringe Höhe auch unvermeidliche Verluste mit in Kauf genommen werden, ohne die bei derart mutig und schneidig durchgeführten Unternehmungen kein Erfolg zu erringen ist. Unsere Flieger bewiesen auch in zahlreichen heftigen Luftkämpfen mit den zur Verteidigung aufgestiegenen italienischen Kampffliegern ihre Tüchtigkeit.

Die Italiener hatten in den letzten zwei Tagen zweimal hintereinander mit ihren Luftgeschwadern im Raume von Asling Bomben abgeworfen, hierbei aber nur Waldbrände verursacht. Im übrigen hatten unsere Flieger in mehrfachen Luftkämpfen an der Front gestern fünf feindliche Flieger abgeschossen.

DAS INTERESSANTE BLATT (Wien)

Nr.: 34

TAG: 23.8.1917, 9



I. Die vom Feuer zerstörte zweite Galerie. II. Das Mittelschiff mit der Bundeslade, die durch rasche Hilfeleistung gerettet wurde.

Brand des Leopoldstädter Tempels in Wien. Nach photographischen Aufnahmen.

Die Angriffstaktik der Italiener.

Von unserem Kriegsberichterstatter.

Vom Kriegspressequartier genehmigt.

24. August.

Seit Sonntag stürmen die Armeen des Herzogs von Aosta gegen unsere Stellungen vom mittleren Isonzo bis zum Meere an. Eine bisher noch unerreichte Anhäufung von Material und Konzentrierung von Truppen gestattet es ihm, ungeachtet der blutigen Opfer den Kampf mit ungeminderter Heftigkeit fortzuführen. Die Italiener befolgen jetzt dieselbe Taktik, die die Franzosen und Engländer auf den Schlachtfeldern des Westens zu immer neuen Stürmen gegen den ehernen Wall der Verteidiger vortreibt und die Brusilow und Kornilow Heladen auf den weiten Feldern und Hügel im Nordosten opfern ließ.

Das Vorgehen der Entente-Armeen ist heute einheitlich. Ihr Prinzip findet vielleicht seinen knappsten Ausdruck in der Weisung des neuen im Krieg erschienenen italienischen Reglements: „Man darf sich durch Verluste nicht abschrecken lassen, sondern muß den Kampf verschwenderisch nähren.“ Unmittelbar vor dem Angriff sind auch die Räume hinter der Ausgangsstellung in der Regel bis in eine Tiefe von 600 bis 1000 Meter mit Menschen buchstäblich vollgepfropft. Beim Angriff tritt dann die persönliche Qualität des Soldaten zum guten Teil in den Hintergrund. Eingekeilt in die Masse, von rückwärts förmlich geschoben, gibt es einfach kein Stehenbleiben oder Zurücklaufen. Die Angriffswellen folgen einander auf knappen rund 50 Meter breiten Abständen.

Dem ersten Angriffsstaffel obliegt der „Attacco travolgente“. Er hat die Aufgabe, die feindliche Verteidigungsanlage so schnell als möglich zu erreichen und ohne stehen zu bleiben, zu überschreiten. Dem zweiten Staffel („Protezione“) fällt die Befehung besonders wichtiger

Stützpunkte zu, um so Flanke und Rücken des ersten Staffels zu decken und feindliche Gegenangriffe zu verhindern. Den dritten Staffel bilden ausgesuchte Abteilungen, die die Aufgabe haben, die Einbruchsstelle nach den beiden Flanken hin zu erweitern. Sie haben auch die Maschinengewehre und Gefangenen zu sammeln und Aktionen von rückwärts zum Schaden der vorgehenden Truppen zu verhindern. Den vierten Staffel („polizia“) bilden königliche Karabinieri, die mit Maschinengewehren, aber auch mit Stöcken ausgerüstet sind, um die Nachzügler anzuspornen und vorwärts zu treiben. Im übrigen haben sie den dritten Staffel bei seinen Aufgaben zu unterstützen. Der fünfte Staffel („portatori“) vertritt den Nachschubdienst. Er bringt Wasser, Munition, Angriffs- und Verteidigungsbehelfe, Arbeitsmittel der kämpfenden Truppe nach. Selbstverständlich bedingen die momentanen Umstände manche Abänderungen dieses Schemas.

Die angreifenden Truppen tragen selbstverständlich Gasmasken und Stahlhelme, aber kein Gepäc. Nur den Radmantel haben sie zusammengerollt übergeschmakt. Die eigentliche Angriffswaffe ist das Bajonett, das Barzini einmal die traditionelle Waffe des italienischen Soldaten nannte. In einem Angriffsbefehl, der während der neunten Schlacht in unsere Hand fiel, heißt es wörtlich, die Truppe soll „mit unnützem Gewehrfeuer“ keine Zeit verlieren. Typisch ist auch ein ebenfalls damals gefundener Regimentsbefehl, in dem es heißt: „Selbst wenn die erste Welle auf Hindernisse stößt, wird der Angriff nicht zum Stehen kommen. Solange noch ein Mann der Brigade lebt, heißt es: Vorwärts mit dem Bajonett! Das müssen wir uns immer vor Augen halten, Kommandanten aller Grade!“ Im allgemeinen wird darauf gesehen, daß der Angriff blitzartig vor sich geht, er soll, wie immer wieder betont wird, den Charakter des „Überrennens“ tragen. Auch wird den Soldaten stets eingeschärft, daß den besten Schutz gegen die Einwirkung

(Schlusskapitel) (1918) 28078202

71. FPN. 8.5.6 :DAT

232 : 10

des Verteidigers ihnen der Ungestüm und die Kühnheit ihres Angriffes selbst bietet. Es muß auch anerkannt werden, daß der Italiener ein guter Soldat ist. Die Angriffskraft der Italiener hat im allgemeinen überhaupt im Laufe des Krieges eher zu- als abgenommen.

Umso höher erstrahlt der Ruhm unserer braven Soldaten, die dem Angriff der italienischen Übermacht nun schon länger als zwei Jahre lang trogen. Es scheint, daß die erste Schlacht am Tizono ihre Widerstandskraft nun der höchsten Belastung aussetzt. Wie aus den Aussagen der Gefangenen hervorgeht, rechnet der Gegner diesmal sicher mit Erfolg. Er baut seine Zuversicht auf seine materielle Überlegenheit. Der erste eine Woche lange Kampfabschnitt schließt aber zweifellos mit einem Erfolg unserer Verteidigung. Der Raumgewinn, den der Gegner am Nordflügel der Angriffsfront bei Concole-Muzza zu erzielen vermochte, sowie der schmale Geländestreifen, der bei Selo am Karstplateau (wo er nacheinander mehr als drei Divisionen einsetzte und General Diaz, der Kommandant des 23. Korps, persönlich die Angriffe leitete) schließlich in seiner Hand blieb, ist klein und lokal eng begrenzt. Ihm steht gegenüber der blutige Zusammenbruch des Massenansturms an der ganzen übrigen rund 70 Kilometer langen Front. Erschöpfung führte auch am Ende des fünften Schlachttages zu einem allgemeinen Abflauen der Gefechtsaktivität.

Noch ist aber die Schlacht nicht beendet. Neue schwere Kämpfe sind zu erwarten, denn der Gegner ist hartnäckig und bereit, den angestrebten Erfolg auch mit den schwersten Opfern zu erkaufen.

Hans Herzogbaum.

Die Schlacht am Karst.

Von unserem Kriegsberichterstatter.

.... 27. August 1917.

Die Italiener spielen mit aufgedeckten Karten. Sie wollen Trieste. Wollen es um jeden Preis. Sie werden nicht eher nachlassen, als bis sie es haben. Der feste Wille, Trieste zu halten, verdoppelt, verzehnfacht die Kräfte unserer Isonzofoldaten. Es grenzt an Sagenhafte, was sie leisten. Noch weiß der Bürger immer nicht, was es eigentlich bedeutet: „Isonzschlacht“. Wie dieses Wort schwer ist von Blut und Schrecken und Tod. Isonzschlacht, das heißt: Hunderttausende Menschen in Steinpalten gedrückt, über die Granaten und Kugeln hinstreichen.

Heißt: Hunderttausende Menschen in engen niedern finsternen Steinschlüchern, die sie mühsam selbst in den Fels gebohrt, aneinandergedrängt, auf den Hammerschlag der Artillerieschlacht draußen horchend, jederzeit gewärtig, daß ein Volltreffer den Eingang verschütte, aus dessen schmalen Spalt sie alle Luft und Licht trinken. Heißt, daß sie dort warten, den Stahlhelm auf dem Kopf, die unförmliche Gasmaske vor Nase und Mund, bis das Feuer schweigt und der Augenblick gekommen ist, da der Gegner gegen sie Sturm läuft und sie mit Stahl und Feuerbränden sich ihres Lebens und ihres Grabens wehren müssen.

Heißt, daß Hunderttausende hier stehen in Sonnenbrand und Regenschauer, verschwitzt und durchnäßt, ungewaschen seit Tagen, schlaflos Tag und Nacht, un-

aufhörlich in Todesgefahr, einen ruhigen Augenblick benützend, um rasch die kalte Konserve hinunterzuschlucken und mit ein paar Tropfen schalen Wassers die brennende Kehle zu nehen, denn die Küchen- und Wasserpumpen können nicht vor, die Wasserleitungen sind gestört, die Zisternen ausgetrocknet. Überall lauert der Tod, in den Schützengraben und in den Kavernen, vor und hinter der Stellung. Er kriecht als giftiger Schwaden über den Boden hin, fährt singend oder heulend durch die Luft, fällt in der Fliegerbombe aus dem sonnendurchleuchteten Himmel. Verwesende Leichen liegen zuhaus und verpesten in der Sommerhitze die Luft. Verwundet: stöhnen und sterben schmerzlich und hilflos. Voll Grenel und Schreden ist die Isonzschlacht, ein Hergensabbat, eine Hölle. Kein Mittel, das der Menschenggeist zur Vernichtung erfunden, bleibt hier unversucht. Auf schmalem Raum ist hier alle zerstörende Kraft zusammengedrängt. Von den 65 Divisionen der italienischen Armee stehen mindest zwei Drittel hier, 5000 bis 6000 Kanonen schießen hier allein auf Feindeseite, tausende Minenwerfer schleudern ihre Feuerbrände aus den italienischen Gräben. Es ist eine Durchbruchschlacht größten Stils, die der Gegner hier versucht. Brigaden und Divisionen wirft er ins Feuer, um in unsere Verteidigung eine Bresche zu schlagen. Sechs Brigaden gingen hier und dort gegen den Abschnitt eines unserer Regimenter vor, mehr als zehn Brigaden stürmten bei Selo auf dem südlichen Plateau gegen einen kaum 1 1/2 Kilometer breiten Abschnitt. Aber nirgends ist dem Gegner der Durchbruch gelungen. Am Ende der ersten Woche

(Heldengall) (1915) T 2073307

6, ENP. 8. NE :BAT

PEL

1.1

der ersten Schlacht war die Karstbastion von Triest unerschütterlich.

Das Schwergewicht der Kämpfe hatte sich in den letzten Tagen nach Norden verschoben. Hier auf den Hochplateaus zwischen dem Cepovanertal und dem mittleren Sponzo sucht der Lateiner Raum gegen Osten zu gewinnen, um uns so von Norden her aus den Stellungen östlich Görz und auf dem Karstplateau herauszuoperieren. In raschem Entschluß hat jedoch die Führung unserer Sponzoarmeen hier unsere Front, die auf den Hängen der Höhen dem Flußbogen zwischen Tolmein und Salcano folgte, in eine günstigere und zugleich kürzere Linie zurückgenommen, ungeachtet der damit verbundenen Opferung des Monte Santo, der im Zuge dieser Bewegung kampflos geräumt wurde. Mit aller Kraft sucht nun der Gegner die neue Lage zu seinem Vorteil zu wenden. Die zweite Phase der Schlacht hat begonnen. Mit Einsatz seiner großen Übermacht stürmt der Feind gegen unsere neuen Stellungen auf dem Plateau von Bainizza, verbeißt sich in die Hänge des Monte San Gabriele, der nach der Aufgabe des Monte Santo der Angelpunkt der Front geworden ist, aber die neue Linie steht fest.

„Morgen ist die Besetzung des Plateaus von Dobarbo, in der weiteren Vorrückung ist Triest zu erreichen,“ hieß es in den sieges sicheren Befehlen, die man in der ersten Sponzoschlacht in den Taschen der gefallenen italienischen Offiziere fand. Das war im Juli 1915! Zwei Jahre sind seither ins Land gegangen, zwei Jahre und zehn Schlachten. Die erste ist im Gange....

Hans Kerschbaum.

Am Monte Campigoletti.

Episoden aus den Junikämpfen 1917 des k. u. k. Feldjäger-Bataillons Nr. 7 auf der Hochfläche der Sieben Gemeinden.

So wie im vergangenen Jahre waren es auch heuer alpenländische Kerntruppen, die auf der verkarsteten Hochfläche des Kempel und der Cima Dobici dem italienischen Ansturm die Stirne zu bieten hatten.

Ganz besonders heiß und mit zähester Erbitterung wurde am Grenzflamme, dem Gebiete unmittelbar nächst des Steilabfalles zum Suganatale, gekämpft und um den Besitz des Monte Ortigara und Monte Campigoletti gerungen.

Siebener-Jäger waren es, die in den 17 Tagen währenden Kämpfen hier den Kerntruppen des Königs aus dem Hause Savoyen-Carignan bewiesen, daß nach Rom und heimwärts wohl viele Wege, nach Trient aber über den Monte Campigoletti nur einer führt. Doch auch dieser war heuer gerade so wie im Vorjahre für den bewaffneten Fremdenverkehr durch „Jäger sieben“ gesperrt.

Den gigantischen Kampf im Zusammenhange zu schildern, muß einer späteren Zeit vorbehalten bleiben, in den folgenden Zeilen seien nur einzelne Episoden aus dem Füllhorne der Waffentaten dieses, an glorreichen Traditionen, so reichen erbländischen Jägerbataillons herausgegriffen, die ohneweiters erkennen lassen, wieviel selbstloser Opfermut, prunklose Tapferkeit und lauter Pflichtgefühl des Einzelnen notwendig sind, um den Sieg im Kampfe zu erringen.

Eine treffende Antwort.

Diesmal hatte Cadorna Glück mit dem Wetter: Dicker, schwerer Nebel lag nun auf dem Gelände, während die feindliche Artillerie noch bei vorzüglicher Sicht ihre zerstörende Tätigkeit vollenden konnte. Jeden Augenblick mußten aus der undurchsichtigen Nebelwand die italienischen Sturmkolonnen vorbrechen. Man hörte ihr Heranarbeiten, man fühlte förmlich ihre bedrohliche Nähe. Krampfhaft umklammert jeder seine Waffe, und mit seinen Blicken wollte jeder den dichten Schleier durchstoßen, hinter dem der angrißbereite Feind lauerte. Und man mußte hier ruhig, untätig liegen. Immer noch warten, warten Minuten vielleicht bloß, die aber manchem eine Ewigkeit dünkten.

Ganz plötzlich hob sich ein wenig der Nebel. In schattenhaften Umrissen konnte man die Italiener sehen, die etliche 50 Schritte vor unserer Linie lagen. Noch ein Moment des Zögerns, der Unentschlossenheit beim Feinde, ein Schrei der Erleichterung unsererseits, die Spannung löste sich — der Kampf hub an.

E sprungweise stürzten die Sturmkolonnen vor und gewannen Terrain, trotz des rasend einsetzenden Infanterie- und Maschinengewehrfeuers, denn die immer neu sich heranwühlenden Angriffswellen drängten nach vorn.

Am heißesten wütete der Kampf am sogenannten Rondell, einer Art Vorstellung, das bereits von drei Seiten umschlossen war und dessen Besatzung, durch Verluste schon etwas geschwächt, sich der ungeheuren Übermacht des Feindes kaum mehr erwehren konnte.

Eines billigen Sieges hier sicher, schrieb in übermütigem Freudentaumel ein italienischer Offizier dem Kommandanten dieser kleinen Heldenschar — dem Leutnant Josef Scherabon — zu: „Siebener-Jäger, ergebt Euch!“

Doch dieser verlor nicht einen Moment die Fassung: „Einen Augenblick, bitte, mein Herr!“, gab er in

höflicher Ritterlichkeit rasch zurück. Und mit einer Handgranate benahm er dem Anstürmenden für immerwährende Zeiten die Möglichkeit, je wieder gut kaiserliche Kämpfer zum schmachvollen Eibbruch aufzufordern.

Es ist selbstverständlich, daß man unseren Jägern nicht erst zureden mußte, diesem Beispiele ihres jungen Offiziers zu folgen. Denn der jetzt übermächtig einsetzende Handgranatenkampf belehrte die Soldaten des Königs von Italien sehr bald, daß bei uns in den Alpenländern der Treubruch nicht daheim ist.

Diesem mit wunderbarer Tapferkeit und zäher Beharrlichkeit geführten Abwehrkampf konnten die italienischen Sturmkolonnen nicht standhalten; sie fingen an zu weichen und die Angreifer, die sich schon so nahe dem Ziele wähnten, lehrten um, zu regelloser Flucht.

Endlich trat Ruhe ein; jene unheimliche Stille, die nur unterbrochen wurde von dem Röcheln und den Jammerrufen der liegengebliebenen Opfer eines mit achtsfacher Überlegenheit geführten und doch abgeschlagenen Angriffes.

Diese Übermacht übte aber auf unsere „Jaguar“ absolut keinen imponierenden Eindruck; denn als ihr Kommandant sich bei ihnen über die Einzelheiten der Abwehr erkundigte, ward ihm die treffende Antwort zuteil: „Zu wenig waren's! Mehr hätten kommen sollen, wir wären mit allen fertig geworden.“

Kleine Ursache — große Wirkung.

In die Stellung links von uns war der Italiener in ein kleines Grabenstück eingebrungen und hielt es besetzt. Um nun die alte Front wieder herzustellen, war unsererseits ein Sturmpatrouillen-Unternehmen geplant und vorbereitet, das im Schutze der Morgendämmerung stattfinden sollte.

Es galt nun, den Cadorna-Leuten einen Schabernack zu spielen, sie zu täuschen. Aus diesem Grunde wurde der Unterjäger Johann Schaffernat, dem einige schneidige Burschen beigegeben waren, beauftragt, nach kurzer Artillerievorbereitung gegen die ehemalige, von uns freiwillig geräumte und vom Feinde besetzte Festwachstellung — die „Villa“ — vorzugehen und einen Angriff zu markieren. Dieser Aufgabe entledigte sich der Patrouillenfürher derart geschickt, daß nicht nur die ganze gegenüberliegende Front alarmiert und von der Hauptaktion abgelenkt wurde, sondern es gelang ihm schließlich auch, auf die „Villa“ hinaufzukommen und deren Besatzung teils niederzumachen, teils in die Flucht zu jagen.

Nachdem er und seine Leute unter dem wüstensten feindlichen Feuer gründliche Zerstörungsarbeit getan hatten, zogen sie sich, vom Gegner unbelästigt, in die eigenen Gräben zurück, jubelnd empfangen von ihren Kameraden.

Bald darauf legte die feindliche Artillerie auf die verlassene Trümmerstätte der „Villa“ heftiges Trommelfeuer. Währenddem hatte auch die große Aktion den gewünschten Erfolg, der Gegner wurde restlos aus unseren Stellungen hinausgeworfen.

Unterjäger Schaffernat trägt heute die Goldene Tapferkeitsmedaille.

Das Telephon.

Das Abschnittskommando war in schwieriger Lage. Die Relaismeldungen von vorn besagten, daß sich der Feind bereits gesammelt habe und die Vorwärtsbewegung mit großen Massen ansetze.

Jetzt war die Zeit gekommen, wo die eigene Artillerie mithelfen mußte, des übermächtigen Gegners Herr zu werden, seine Stoßkraft zu schwächen.

Aber wie diese Meldung nach rückwärts befördern, wo es sich um Minuten handelte? Waren doch alle telephonischen Verbindungen zerstossen und das feindliche Artilleriefeuer noch sehr heftig!

Schwere Sorgenfalten umbüßerten die Stirne des Kommandanten und seine Augen suchten ...

Da sprang ein Telephonist auf: „Herr, ich melde gehorsamst, wir werden versuchen, die Leitung instandzusetzen!“ Und zwei Mann, Zugsführer Eduard Dostal und Patrouillenfürher Josef Schaller eilten hinaus, begleitet von den Segenswünschen ihres Kommandanten.

Jeder von den beiden Telephonisten ließ einen Draht durch seine Hand gleiten und stürmte die Leitung entlang. Der Gedanke an die Bedrängnis der Kameraden in der vordersten Linie verdoppelte die Kraft der Dahinhastenden, beschleunigte ihre Arbeit, besflügelte ihre Schritte.

Und als zum 14. Male die Drähte geknüpft waren, konnten sich die zwei Telephonisten an dem angeschalteten Postentelephon die Genugtuung abhören, daß die Bitte um Artillerie-Unterstützung bereits die Leitung durchlief. Hoffentlich war's nicht zu spät! ...

Die Beiden blieben liegen und verschnauften, scharfen und dankbaren Blickes die Telephonleitung verfolgend, die mählich in der Ferne verschwamm ...

Da dröhnte ein Schuß der eigenen Artillerie in vielfachem Echo, dann ein zweiter, dem bald mehrere folgten; das Sperrfeuer setzte ein.

Feind im Graben.

Der Übermacht des Gegners war es geglückt, in den Nachbarabschnitt links von uns einzudringen. Soviel und nicht mehr wußten wir. Das war aber zu wenig; die Lage mußte dringend geklärt werden. Also eine Patrouille!

Drei Leute nahm sich der blutjunge Fährhich Josef Hampel und begann den steil emporstrebenden, meist zerstörten und verschütteten Graben hinaufzuleitern, um zu rekonoszieren. Manchmal auf allen Vieren kriechend, dann wieder von Deckung zu Deckung springend, um möglichst unbemerkt die Höhe zu erklimmen, konnte die kleine waghalsige Patrouille vom Feinde noch immer nichts entdecken.

Der Schützengraben war in der Folge weniger zertrümmert; vorsichtig schlichen sich die Leute, an ihrer Spitze der Kommandant, die schlangenartigen Windungen durch, als sie plötzlich mit Maschinengewehrfeuer empfangen wurden. Der Feind war also bereits in der Stellung. Eine Überraschung! Aber der junge, tapfere Führer ließ sich nicht verblüffen. Drauf und dran! Die gut und flink geschleuberten Handgranaten beraubten das Gewehr sehr bald seiner Bedienung, das hemmende Hindernis war somit beseitigt.

Man konnte nun heran. Dabei gewährte man eine Kaverne und unterzog sie einer gründlichen Säuberung. Für Siebener-Jäger, die keine Freunde von halber Arbeit sind, eine selbstverständliche Sache. Zu dem erbeuteten Maschinengewehr gesellten sich sehr bald ein Offizier und 14 Mann der glorreichen Armee des vereinigten Königreiches als Gefangene.

Selbstverständlich war es auch, daß der Graben nunmehr vorzüglich abgeriegelt wurde und ein Posten den Feind beobachtete.

Doch letzterer mied jede weitere Handel mit unseren Leuten, gab sich sehr bescheiden und hielt ruhige Nachbarschaft. Daß der Nagelmacher trotz seiner braven Aufführung einige Tage später doch sehr unsanft aus dem Graben wieder hinausgeworfen wurde, war nicht Unhöflichkeit unsererseits, auch nicht Bosheit, aber wir meinten, er hätte nun lange genug unsere Gastfreundschaft genossen. Und da der ungerufene Gast nicht selbst ging, wurde er gegangen. Ein Siebener-Jäger.

NEUE FREIE PRESSE

Nr.: 19254 TAG: 7. 9. 1917

Neue Beweise für die Vorbereitung des Weltkrieges durch die Entente.

Aus serbischen Archiven.

Wien, 6. September.

Bei Besetzung Serbiens durch die verbündeten Truppen fielen größere Archivbestände des serbischen Ministeriums des Aeußern in unsere Hände. Unter den von uns vorgefundenen Akten befinden sich keine aus der Zeit des Weltkrieges noch auch solche aus der unmittelbar vorhergehenden Periode, da die aktuellsten Schriftstücke von den serbischen Ministern offenbar auf ihrer Flucht mitgenommen oder aber vernichtet wurden. Die nun in unserem Besitze befindlichen Bestände waren übrigens serbischerseits aus Belgrad entfernt und in ein für sicher gehaltenes Versteck, das Kloster Ljubostina bei Trstenik, gebracht worden; der Zufall führte zu deren Auffindung. Diese Akten stammen vielfach aus den Jahren 1908 bis 1913, also aus der Zeit, in welcher sich die große europäische Konflagration vorbereitete.

Einige dieser Urkunden sind im folgenden in Uebersetzung aus dem Serbischen wiedergegeben. Sie gewähren interessante Einblicke in die diplomatische Vorgeschichte des Krieges; als amtliche Dokumente sind sie neue, nicht abzuleugnende Beweisstücke für die aggressiven Pläne und Mächenschaften, welche unsere Feinde schon seit längerem gegen die Integrität der Monarchie im Schilde führten.

1. Der serbische Gesandte in Petersburg, Popovic, an den serbischen Minister des Aeußern Milanovic:

Reservat Nr. 15. Petersburg, 14./27. Januar 1909.

Gestern hatte ich eine längere Unterredung mit dem früheren Militäragenten in Belgrad, General Taube, der jetzt bei dem Zaren und bei der Regierung sehr gut angeschrieben ist und als Kommandant des Gendarmeriekorps eine Vertrauensstellung einnimmt. Das Resümee seiner vertraulichen Mitteilungen ist folgendes: „Rußland ist jetzt in militärischer Hinsicht nicht vorbereitet und infolge des letzten Krieges und der inneren Unruhen geschwächt. Mit der Revolution hat man ein Ende gemacht, wofür er als kompetente Persönlichkeit garantieren könne, und jetzt befaßt man sich lebhaft damit, das Militärwesen auf eine solche Stufe zu heben, daß Rußland eine Politik zu führen vermöchte, die seinen Traditionen und seiner Größe entspricht. Serbien muß dem Rechnung tragen und eine günstigere Zeit abwarten.“

2. Der serbische Gesandte in Cetinje, Jovanovic, an den serbischen Minister des Aeußern Milanovic.

Streng vertraulich. Cetinje, 3./16. Februar 1909.

Unter einem ersuchte mich sowohl der Ministerpräsident als auch der Minister Plamenac im Auftrage des Fürsten, nach Serbien zu schreiben, damit man ihnen auf kürzestem Wege Explosivstoffe, namentlich aber Handbomben sende. Ich habe inuner und so auch gestern dem Herrn Milanovic geantwortet, der Staat verfüge schwerlich über Bomben, möglicherweise besitze aber der Auschuß der „Narodna Odbrana“ solche und müsse daher die Sache durch diesen gemacht werden. Nun hat er mich wieder, Ihnen zu schreiben, was ich hiemit tue. Man könne dies im Wege des Anschusses der „Narodna Odbrana“ tun, aber keineswegs im Amtswege.

3. Der serbische Gesandte in London, Crujic, an den serbischen Minister des Aeußern Milanovic.

Ns. Nr. 170. London, 19. Oktober/1. November 1911.

Bei diesem Anlasse glaube ich, Ihnen gewisse Maßnahmen melden zu sollen, welche die englische Regierung vor einigen Wochen — im kritischen Moment der Verhandlungen

— getroffen hat und die zeigen, daß sie entschlossen war, sich im Falle eines Konfliktes sofort und vollständig mit Frankreich solidarisch zu erklären. Von den Maßnahmen mußten einige ihrer Natur nach zur Kenntnis der breiten Öffentlichkeit gelangen, aber es gab auch streng geheim gehaltene Vorkehrungen, die mir nachträglich von verschiedenen Freunden — Offizieren — mitgeteilt worden sind. Unter den ersteren will ich als Faktum erwähnen, daß alles für die Mobilisierung der Flotte erforderlich vorsehen war: die Effektivbestände der Kriegsschiffe wurden ergänzt, die auf Urlaub befindlichen Offiziere zurückberufen, und was besonders auffiel, es wurde eine ungeheure Menge Kohlen bestellt (zu einem um 25 Prozent höheren Preis als normal) und mit Spezialzügen in die Depots der Nordflotte in den östlichen Häfen Schottlands gebracht. Unter den geheimen Maßnahmen sind die wichtigsten die Vorbereitungen, die für den möglichst raschen Transport von 40.000 Soldaten nach Frankreich getroffen wurden. Charakteristisch ist, daß hierfür irische Regimenter unverzüglich bestimmt waren, welche in vollkommener Bereitschaft die Order zur Einschiffung in besonders bestimmte Transportschiffe erwarteten. Der Bestimmungsort dieser Leute war Doulogne, wo ebenfalls die nötigen Vorkehrungen für ihre Weiterbeförderung bis Amiens erfolgt waren.

4. Der serbische Gesandte in Paris, Vesnic, an den serbischen Ministerpräsidenten Pasic.

Reservat Nr. 532. Paris, 8./21. November 1912.

Zu sehr in Anspruch genommen von wichtigen Geschäften, die jetzt bei uns unaufhörlich an der Tagesordnung stehen, habe ich es bis heute unterlassen, Ihnen ein Faktum mitzuteilen, welches von allgemeiner europäischer Bedeutung ist, und zwar, daß die belgische Regierung beschlossen hat, die allgemeine Wehrpflicht einzuführen und ihre Armee zu vermehren, was in kürzester Zeit erfolgen wird. Die Bedeutung dieses Entschlusses wird dadurch besonders erhöht, daß Belgien damit Maßnahmen trifft, welche sowohl seiner bisherigen Politik als auch fast dem Geiste der belgischen Nation widersprechen, nicht so sehr aus eigenem Antrieb als auf Rat und fast auf Verlangen der englischen Regierung.

5. Aide-Mémoire vom 14./27. November 1912.

Herr Spalajkovic bittet nach Verabredung mit dem englischen Gesandten (in Belgrad), den Herrn Crujic (in London) zu beauftragen, in Ihrem (Pasic) Namen Herrn Grey persönlich Ihre Dankbarkeit für seine korrekte Erfassung unseres vitalen Bedürfnisses nach einem Ausgange zum Adriatischen Meere über serbisches Territorium und nach einem Hafen auszubringen. Um diesem Bedürfnisse zu entsprechen, muß uns ein passender Hafenplatz gegeben werden, was weder bei Medua noch bei Alessio der Fall ist, denn beide sind ungeeignet. Alessio hat keine 16 Fuß Tiefe. Deshalb verlangen wir als den nächstgelegenen Hafenplatz Durazzo, was keineswegs der Idee eines autonomen Albanien widerspricht. Dieser Hafen ist übrigens einmal serbisch gewesen. Erhalten wir den Hafen, so wird auch die Lösung der Frage bezüglich der territorialen Aufteilung zwischen den Verbündeten erleichtert. Auf die Frage, Grey, er müsse wissen, ob wir den Hafen bloß als einen ökonomischen Grund verlangen, muß man ihm eine gewundene Antwort geben: Wir könnten als junger Staat für jetzt und noch für lange Zeit an keine Kriegsschiffe denken, allein wir könnten für die Zukunft keine Verpflichtung eingehen; ein Hafen sei aus ökonomischen Gründen notwendig (man sieht ja die Schikanen, die uns Oesterreich-Ungarn auch in diesem Moment macht) und stelle für uns eine Lebensfrage dar. Grey wäre zu bitten, darüber mit dem österreichisch-ungarischen Botschafter zu reden und auch über die militärischen Vorbereitungen Oesterreich-Ungarns. Morgen wird der englische Gesandte ebenfalls in diesem Sinne an Grey telegraphieren und wird bemerken, daß er von Ihnen durch Herrn Spalajkovic darum ersucht wurde, also gewissermaßen eine persönliche Bitte, damit sich der serbische Gesandte nicht beleidigt fühlt.

6. Der serbische Ministerpräsident Pasic an den serbischen Gesandten in London, Crujic.
Telegramm. Belgrad, 15./28. November 1912.

Drücken Sie Grey persönlich meine lebhafteste Dankbarkeit für seine korrekte Erfassung unseres vitalen Bedürfnisses nach einem Ausgang zum Adriatischen Meer über serbisches Territorium zu einem Hafenplatz aus. Diesem Bedürfnis würde bloß ein geeigneter Hafen entsprechen, und das ist nicht San Giovanni di Medua, noch weniger Alessio, welches zwar vor fünf Jahrhunderten ein Hafen war, jetzt aber versandet und 2 Kilometer von der Küste entfernt ist, sondern einzig und allein Durazzo, welches auch früher einmal serbisch gewesen ist, als der nächste und geeignetste Ort, dessen Abtretung an Serbien der Idee des autonomen Albanien nicht widerspricht und die Aufteilung des türkischen Territoriums unter den Verbündeten erleichtert. Serbien als Binnenstaat kann ohne einen solchen Hafen auf völlige ökonomische und politische Unabhängigkeit nicht rechnen, da er ihm erst den gleichberechtigten Verkehr mit anderen Staaten ermöglicht. Als junger Staat wünscht daher Serbien diesen so beschaffenen Ausgang zum Adriatischen Meer bloß mit einem Handelshafen und kann jetzt (Pasic streicht das Wort „jetzt“ und fügt eigenhändig dazu: für lange und lange Zeit) noch nicht an eine Kriegsflotte denken, solange es nicht einmal Handelschiffe auf dem Meere besitzt. Ich bitte Sie, Grey dieses vorzutragen und ihn zu ersuchen, diese unsere Anschauung, mit der er übereinstimmt, beim österreichisch-ungarischen Votschafter zu vertreten.

7. Der serbische Ministerpräsident Pasic an das serbische Armeeoberkommando in Skoplje.
Telegramm. Belgrad, 16./29. Dezember 1912.

Veranlassen Sie, so rasch als Sie können — wenn möglich noch morgen — daß die angeseheneren Offiziere in Pec, Djakova, Prizrend und Vibra Telegramme nach London senden, in welchen sie im eigenen Namen und im Namen ihrer Gegend die Votschafter von Frankreich, Italien, Rußland, Deutschland, Österreich-Ungarn und Sir Grey bitten, daß man sie unter serbischer Herrschaft lasse und sie nicht dem albanesischen Litorale angliedere. Sie sollen sagen, daß die Mehrzahl von ihnen Serbisch spricht, die wenigen übrigen Serbisch verstehen, daß sie seit Menschengedenken mit den Serben vereinigt leben und auch weiter mit ihnen vereinigt zu leben wünschen.

8. Belgrad, 13./26. Oktober 1913.

Der Kriegsminister wendet sich mit Schreiben, ddo. Belgrad, den 13./26. Oktober 1913, Nr. 122, an das Ministerium des Äußern mit der Bitte, an die serbische Gesandtschaft in Paris wie folgt, chiffriert zu depeeschieren:

„Königlich serbische Gesandtschaft, Paris. Welchen Sie, ob die französischen Staatsfabriken serbisches Gewehr, 7 Millimeter Kaliber, System Maujer, liefern könnten. Wie hoch würde Preis sein für 400.000 Gewehre und den möglichst kürzesten Lieferungsfrist. Prinzipielle Verständigung. Sehr eilig.“

9. Der serbische Ministerpräsident Pasic an die serbische Gesandtschaft in Petersburg.

Telegramm. Belgrad, 26. Oktober/8. November 1913.

Der Kriegsminister hat durch den hiesigen Gesandten bei der russischen Regierung angefragt, ob sie uns 400.000 Gewehre liefern könnte. Ersuchen Sie auch die Regierung in dieser Angelegenheit, besonders um möglichst kurze Lieferungsfrist.

10. Der serbische Gesandte in Petersburg, Spalajkovic, an den serbischen Ministerpräsidenten Pasic.

Petersburg, 2./15. April 1914.

Gestern besuchte mich A., den Sie ja auch gut kennen. Er ist vor einigen Tagen aus Wien hergekommen; er war auch bei Sazonow.

Sazonow erzählte dem A., daß man sich gegenwärtig mit einer möglichst engen Annäherung der Mächte der Entente beschäftigt und daß darauf bezügliche Verhandlungen zwischen Rußland, Frankreich und England stattfinden. Wenn möglich, wird ein Bündnis geschaffen werden.

NEUE FREIE PRESSE

Nr.: 19054 TAG: 7. 9. 1917

Die Schuld am Weltkrieg.

Aus serbischen Aktenstücken bewiesen.

Wien, 6. September.

Uns Schutt und Rauch, aus Blut und Moder ringt sich die Wahrheit hervor. Die unerhörten Leiden, von denen die europäische Menschheit seit nun mehr als drei Jahren heimge sucht ist, erwecken nicht bloß, was ja schließlich nur selbst verständlich und im Wesen der menschlichen Natur be gründet ist, die Hoffnung auf eine bessere Zukunft als teil weise Entschädigung für all den Jammer der Gegenwart, sie liefern uns auch, was in der Weltgeschichte durchaus nicht immer der Fall ist, das Material zur Beurteilung der un mittelbaren Vergangenheit, aus der dieser furchtbare Krieg erwuchs. Die Weltgeschichte soll das Weltgericht sein. Dies mal liefert sie tatsächlich Beweisstücke, die in jedem Gerichts hof anerkannt werden würden. Die Liquidierung des unsag baren zaristischen Regiments in Rußland hat den Suchow linow-Prozess gezeitigt und dieser die unschätzbaren Aussagen Suchomlinows und des Generals Januschewitsch. Unwillige Zeugen der Wahrheit, müssen diese in den kritischen Tagen zwischen Frieden und Krieg. Ende Juli 1914, so einfluß reichen Persönlichkeiten des damaligen offiziellen Rußland eingestehen, daß sie den Auftrag des Zaren, die allgemeine Mobilisierung rückgängig zu machen, mißachteten, daß sie den Zaren und den Militärattaché der so ängstlich um Wahrung des Weltfriedens besorgten deutschen Regierung einfach belogen, um durch die allgemeine Mobilisierung den Weltkrieg zu entfesseln. In dem abgelegenen serbischen Kloster Juhostina, im Bezirke Krushevac, und vielleicht noch wichtigere Zeugen für die ganze Vorgeschichte des Krieges bis auf das Jahr 1909 zurück aufgefunden worden. Es sind dies Schriftstücke aus dem Archiv des serbischen Mini steriums des Äußern, die irgendein Würdenträger auf der Flucht von Belgrad mitgenommen und im Kloster versteckt hatte, wo sie entdeckt worden sind. Fehlen auch die inter essantesten Stücke, die aus der Zeit des Krieges und der seinem Ausbruch vorausgehenden Wochen, so ist doch genug übrig geblieben, woraus sich die Vorbereitungen zum düsteren und gewaltigen Verbrechen dieses Krieges rekon struieren lassen.

Diese Rekonstruktion vorzunehmen, ist eine Arbeit, bei der sich einem das Herz zusammenkrampft. Es ist eine Arbeit, bei der Parteilichkeit keine Rolle spielen darf. Wir sehen ein entsetzliches Verbrechen an der Menschheit in Vor bereitung, ein Verbrechen, das — mögen die Anhänger der historischen Notwendigkeit sagen was sie wollen — ebenso gut hätte unterlassen bleiben können. Wir sehen ein Ver brechen im wahrsten Sinne des Wortes, das persönliche Verantwortlichkeit und persönliche Schuld verlangt. Da ist ein kleiner Staat in den Händen einiger von unerfülllichem nationalen Größenwahn immer weiter und weiter ge peitschten Führer, dessen Ehrgeiz so außer allem Verhältnis zu seiner physischen und moralischen Stärke steht, daß hierin eigentlich mehr der Stoff zu einer Komödie als zu einer Tragödie liegen sollte. Aber die serbische Großmannssucht konnte sich eben zum Weltendrama gestalten, weil sie nur eine Waffe mehr bildete in dem gewaltigen Arsenal, das Rußland, Frankreich und England gegen Deutschland und unsere Monarchie ansammelten. Diese zwei Faktoren des Weltkrieges, der verbrecherische serbische Größenwahn und die katalinischen Pläne der Entente, lassen sich aus den offiziellen Aktenstücken, die im Kloster Juhostina gefunden wurden, ganz ungezwungen erkennen.

Gleich das erste Aktenstück eröffnet uns einen Einblick in den brodelnden Herd. Am 27. Januar 1909 berichtet der serbische Gesandte Popovic in Petersburg an seinen Minister des Äußern über eine Unterredung mit dem

früheren russischen Militäragenten in Belgrad, General Taube, der als Kommandant des Gendarmeriekorps eine besondere Vertrauensstellung beim Zaren einnahm. General Taube fordert Serbien auf, eine günstigere Zeit abzuwarten, bis Rußland seine Armee wieder auf eine Stufe gehoben habe, um eine seinen Traditionen und seiner Größe ent sprechende Politik führen zu können. ... Man beachte das Datum: Januar 1909. Der Höhepunkt der Annexionskrise. Serbien klagt und droht und drängt, Rußland fordert zum Warten auf. Zwei Jahre später sind die Dinge schon viel weiter vorgeschritten, das Verhältnis Rußlands zu Frank reich und England hat sich vertieft, England und Frankreich haben in der Marokkokrise vom Hochsommer 1911 eine Kraftprobe geliefert. Am 1. November 1911 weiß der serbische Gesandte Gruic in London zu berichten, daß die englische Regierung im kritischen Moment entschlossen war, sich im Falle eines Konfliktes sofort und vollständig mit Frankreich solidarisch zu erklären, daß Vorbereitungen für den Transport von 40.000 irischen Soldaten nach Frankreich getroffen und ebenso in Boulogne Vorkehrungen für die weitere Beförderung dieser Truppen nach Amiens erfolgt waren. 1912 ist auch Belgien schon in das Komplott hinein gezogen. Der serbische Gesandte in Paris, Vesnic, meldet am 21. November 1912, die belgische Regierung habe be schlossen, die allgemeine Wehrpflicht einzuführen und die Armee zu vermehren; diese Maßnahme, die sowohl der bis herigen belgischen Politik wie auch fast den Geist der belgischen Nation widerspreche, erfolge nicht so sehr aus eigenem Antrieb wie auf Rat und fast auf Verlangen der englischen Regierung. Und am 15. April 1914 erfährt der serbische Gesandte in Petersburg, Spalajkovic, aus zweiter Hand von Sazonow, daß man sich gegenwärtig mit einer möglichst engen Annäherung der Ententemächte beschäftige, daß diesbezüglich Verhandlungen zwischen Rußland, Frank reich und England stattfinden und womöglich ein formelles Bündnis geschaffen werden solle. Die Mienen waren gelegt. ...

Serbien blieb in all diesen Jahren natürlich nicht müßig. Unmittelbar nach Beendigung der Balkankriege im Oktober 1913 verlangt der serbische Kriegsminister, man möge telegraphisch bei den französischen Staatsfabriken an fragen, ob sie 400.000 Gewehre liefern und einen möglichst kurzen Lieferungstermin bewilligen können. „Sehr eilig“, lauten die Schlussworte der Depesche. Die tiefsten Abgründe der serbischen Politik tun sich aber dem entsetzten Auge auf, wenn es die streng vertrauliche Meldung des serbischen Gesandten in Cetinje, Zovanovic vom 16. Februar 1909 liest. Herr Zovanovic war von der montenegrinischen Regie rung gebeten worden, ihr aus Serbien Explosivstoffe, namentlich aber Handbomben zu verschaffen, worauf der serbische Diplomat erwiderte, der serbische Staat verfüge schließlich über Bomben: möglicherweise könne die Sache durch den Ausbruch der Narodna Odbrana gemacht werden, keineswegs aber im Amtswege. ... Die Narodna Odbrana war bekanntlich jener so harmlose Verein, der nichts anderes anstrebte, als „die Einigung des serbischen Volkes auf kultureller Grundlage“, und der im Verfolg seiner Kulturmission auch die Bomben für die Tragödie von Sarajevo geliefert hat. Erzherzog Franz Ferdinand und seine Gemahlin sind also auch nicht im serbischen Amtswege ermordet worden, sondern nur durch die Apostel der von der Narodna Odbrana verbreiteten Kultur. Die serbische Regierung, die selbst keine Bomben lieferte, die russischen Staatsmänner, die Serbien bis zum Wiedererstarken der russischen Militärmacht warten hießen, die englischen und französischen Staatsmänner, die Masche um Masche das Netz um die Zentralmächte legten, bis die Mörder von Sarajevo das Signal gaben — mögen unsere Kinder und Kindeskinde schauernd ihrer gedenken, wenn sie vom Unglück und Elend dieses Krieges lesen und erzählen hören.

DER KAMPF

Nr.: 18. 10/10

TAG: Oktober 1917

306

Demobilisierung

v Julius Deutsch: Demobilisierung

Als der Weltkrieg begann, erfolgte die Einberufung der Soldaten in ganz einfacher Weise nach Altersklassen. Die Reihenfolge der zum Militärdienst Einrückenden war in keinem Lande ein Problem. Schon in Friedenszeiten war die Einrückung nach Altersklassen vorbereitet worden, und als der Krieg ausbrach, dachte niemand daran, es anders zu machen. Von der allgemeinen Einrückung wurde höchstens ein Teil der Eisenbahner ausgenommen, weil die Bedeutung eines klaglosen Eisenbahndienstes beim Aufmarsch schon von früheren Kriegen her bekannt war. Auf das Bedürfnis der Industrie oder der Landwirtschaft nach Arbeitskräften wurde am Kriegsbeginn so viel wie gar keine Rücksicht genommen, denn man befürchtete weniger einen Mangel als einen Ueberfluss an Arbeitskräften. Nicht an Arbeitern, sondern an Arbeit, so glaubte man, werde es alsbald fehlen. Zu sehr lebte in unserem Bewusstsein die Vorstellung, dass der Krieg eine allgemeine Stockung des gewerblichen Lebens, einen raschen Niedergang der ganzen Volkswirtschaft und eine furchtbare Arbeitslosigkeit mit sich bringen werde.

Die Ereignisse der ersten Kriegsmonate schienen diesen Erwartungen in der Tat zu entsprechen. Dann änderte sich aber die Wirtschaftslage, denn die ungeahnte Entwicklung der Kriegsindustrien führte zu einem so grossen Bedarf an Arbeitskräften, dass die in der Heimat Gebliebenen ihn nicht mehr decken konnten. Nun trat die Umkehrung des bisherigen Verhältnisses ein: Nicht die Volkswirtschaft gab an das Heer, sondern das Heer musste Arbeitskräfte an die Volkswirtschaft abgeben. Es kam die Zeit der Militärbefreiungen zugunsten der Kriegsindustrie, der Finanzinstitute, der grossen Handelshäuser, des Bergbaues und der Landwirtschaft. Schliesslich gab es bald keinen Teil der Volkswirtschaft mehr, zu dessen Fortführung oder Wiederaufrichtung nicht Militärbefreiungen gewährt worden wären.

Mit dem Ende des Krieges, dem wir, wie wir hoffen, jetzt entgegengehen, erhebt sich die Frage, auf welche Weise die Abrüstung erfolgen soll. So einfach wie seinerzeit bei der Einberufung liegen die Verhältnisse nunmehr von vornherein nicht. Wie die Kriegswirtschaft in die Friedenswirtschaft übergeführt werden soll, ist eines der schwierigsten Probleme, vor der eine Gesellschaft je gestellt war, ein Problem, von dessen glücklicher Lösung in jedem Lande die volkswirtschaftliche Entwicklung vieler Jahrzehnte abhängig sein wird. Zu den wichtigsten Teilen der Uebergangswirtschaft gehört die Demobilisierung. Es ergeben sich da sowohl für den Politiker wie für den Volkswirt eine Fülle bedeutsamer Aufgaben.

Die politische Bedeutung der Demobilisierung liegt darin, dass nach dem Kriege in kurzer Zeit Millionen Männer, die jahrelang nur Soldaten waren, wieder zu Bürgern werden. Wie werden sich die Zurückkehrenden verhalten? Wie werden sie sich zu den grossen entscheidungsvollen politischen Fragen unserer Zeit stellen? Werden sie, mit der Schlichtung ihrer persönlichen Angelegenheiten beschäftigt, sich vorerst um die Sorgen des Staates überhaupt nicht kümmern oder werden sie vielmehr mit leidenschaftlichem Eifer sich jenen zuwenden, die als die Unzufriedenen, als die Fordernden sich drohend erheben? Es ist wohl das letztere anzunehmen. Und je weniger vorgekehrt ist, um die Heimgekehrten vor der Not der Uebergangszeit zu schützen, desto stürmischer wird ihr Begehren werden. Die Herrschenden aller Länder haben reichlich Grund, die Unzufriedenheit der Heimgekehrten zu fürchten, denn wenn nicht alles trügt, wird am Ende dieses furchtbaren Krieges eine radikale Woge die ganze Welt durchziehen. Die Millionen Menschen, die im Kriege so viel gelitten haben, werden, in die Heimat zurückgekehrt, ein Mass von Elend und Unsicherheit vorfinden, gegen das die grosse Not des Lebens vor dem Kriege gering war. Dass sie nunmehr Rechenschaft fordern werden, von denen die für die Katastrophe verantwortlich sind, ist überaus wahrscheinlich.

Die Regierenden haben allen Grund, diese Auseinandersetzung so weit als möglich hinauszuschieben, zumindestens über die gärungsvollen Monate der Uebergangszeit. Aus den ersten Vorschlägen zur Demobilisierung ist ganz klar zu sehen, dass die

DER KAMPF

Nr.:

TAG:

Demobilisierung

301

Furcht vor den Ausbrüchen der Volksleidenschaft den anfänglichen Abrüstungsplan am wesentlichsten bestimmt hat. In Oesterreich dachte man sich zum Beispiel die Demobilisierung so, dass die heimgekehrten Soldaten in grosse militärische Konzentrationslager gesteckt würden, von wo aus man sie je nach der vorhandenen Arbeitsgelegenheit allmählich zu entlassen beabsichtigte. Man glaubte den drohenden Sturm beschwören zu können, indem man die Krieger nur in wohlabgemessenen Dosen dem bürgerlichen Leben zurückgab. Natürlich spielte bei diesem Plan auch die Vorstellung mit, dass die Konzentrationslager, die den Soldaten wenigstens Kleidung und Nahrung sicherten, vor der Öffentlichkeit leicht als eine Art Wohlfahrtseinrichtung ausgegeben werden konnten. . . . Dass diejenigen, die das Interesse der Arbeiter zu wahren haben, auf derartige Mätzchen nicht hineinfelen, und gegen jede künstliche Hemmung der Demobilisierung, vor allem aber gegen die Monstrosität der Konzentrationslager protestierten, versteht sich von selbst. Unter dem Einspruch der Gewerkschaften fiel dieser Plan.

Inzwischen hatte unbeschadet aller politischen Rücksichten die volkswirtschaftliche Seite der Abrüstung die Aufmerksamkeit weiter Kreise auf sich gezogen. Die Vertreter der verschiedenen Klassen meldeten sich und machten ihre Ansprüche geltend. Die Industriellen sowohl als die Agrarier gingen von der Voraussetzung aus, dass die jetzt herrschende Leutenot noch eine Zeitlang nach dem Kriege bestehen bleiben werde, weshalb sie sich rechtzeitig geeignete Arbeitskräfte sichern wollten. Dem allgemeinen Wettlauf um Rohstoff und Frachtraum, der für die kommende Uebergangszeit eingesetzt hat, gesellte sich der Wettlauf um Arbeitskräfte bei. Man machte geltend, dass, dem Aufbau des Wirtschaftslebens angepasst, die Freilassung der Arbeitskräfte erfolgen sollte, wenn die Volkswirtschaft nunmehr rasch in Gang zu bringen sein werde. Zuerst kämen Landwirtschaft und Urproduktion, dann gewisse Zweige des Transportes und der Rohstoffbesorgung und schliesslich die den Rohstoff verarbeitenden Berufe, wobei je nach der Jahreszeit, in die das Kriegsende fällt, die notwendigen Abstufungen erfolgen könnten. Dieser allgemeine Plan wurde indes bald durch das Sonderinteresse der einzelnen Gruppen durchkreuzt, die jede für sich möglichst rasch zu den besten Arbeitskräften gelangen wollten.

Gegenüber den streitenden Berufsgruppen, die alle einen Vorrang erstrebten, vertraten die österreichischen Gewerkschaften den Standpunkt, dass allein das Alter der Soldaten für die Entlassung massgebend sein solle, und dass keinem Berufszweig ein Vorrang einzuräumen sei. Ohne Rücksicht auf die Berufszugehörigkeit sollten nach ihrer Meinung zuerst die älteren und dann die jüngeren Jahrgänge dem bürgerlichen Leben zurückgegeben werden. Damit kehrten die Gewerkschaften zu der einfachen Formel zurück, die seinerzeit bei der Einberufung massgebend war. Sie begründeten ihre Forderung in einer im Februar 1917 an das Kriegsministerium gerichteten Eingabe in folgender Weise:

„Der grosse Ausfall von Arbeitskräften infolge des Krieges, hervorgerufen durch die grosse Zahl von Gefallenen, Invaliden und Gefangenen, wird voraussichtlich einen Mangel an Arbeitskräften in allen Berufszweigen bewirken, sobald nur die Einfuhr von Rohprodukten und die Wiederherstellung der Produktionsstätten und Produktionsmittel die Aufnahme der normalen Produktion zulassen wird. Die Begünstigung einzelner Berufszweige hinsichtlich der Demobilisierung würde jedoch anderseits eine längere Zurückhaltung der Angehörigen anderer Berufszweige zur Folge haben, was in diesen die Wiederaufnahme der normalen Tätigkeit behindern und diese somit benachteiligen müsste. Im weiteren steht nach Ansicht der gefertigten Kommission die Aufnahme der ordnungsmässigen Produktion mit der Verwendungsmöglichkeit der vom Kriegsdienst entlassenen Arbeitskräfte in einer gewissen Wechselwirkung: Nur wenn die notwendigen Arbeitskräfte zur Verfügung stehen, kann die Produktion sich normalgemäss gestalten, während anderseits wieder das letztere die Voraussetzung für die volle Beschäftigung der durch die Demobilisierung freigewordenen Arbeitskräfte ist. Das eine ergänzt somit das andere und es behindert die Einschränkung der vollen Entfaltung der einer Industrie zur Verfügung stehenden Arbeitskräfte auch ihre Entfaltungsmöglichkeiten. Schliesslich ist noch zu erwägen, dass die bereits er-

DER KAMPF

Nr.:

TAG:

302

Demobilisierung

wähnte notwendige Wiederherstellung der Produktionsstätten (Fabriken, Werkstätten, Verkehrsmittel etc.) sowie der Produktionsmittel (Maschinen, Werkzeuge etc.), nicht minder aber auch die Befriedigung des während der ganzen Kriegszeit zurückgedrängten Bedarfes in den Privathaushaltungen, insbesondere in jenen der zum Kriegsdienst Einberufenen, in den meisten Erwerbszweigen sofort eine überaus grosse Anzahl von Arbeitskräften verlangen wird.“

„Von diesen Gesichtspunkten ausgehend, hält die Gewerkschaftskommission die Begünstigung einzelner Berufszweige hinsichtlich der vorzeitigen, ausserhalb des Rahmens des allgemeinen Demobilisierungsplanes gelegenen Entlassungen der ihr Zugehörigen und die damit in Zusammenhang stehende einschlägige Benachteiligung anderer Berufszweige nicht im Interesse der Gesamtheit gelegen.“

Der leitende Gesichtspunkt der österreichischen Gewerkschaften ist offensichtlich der, dass erstens kein Arbeiter auch nur einen Tag länger unter den Waffen bleibe, als es militärisch unbedingt nötig ist, und dass zweitens bei der Entlassung jede Bevorzugung, jede Ungerechtigkeit vermieden, also nicht der eine Berufszweig gegen den anderen benachteiligt werde. Die Gewerkschaften befürchteten — und wohl nicht mit Unrecht — dass bei der im Kriege zutage getretenen Mangelhaftigkeit der österreichischen Verwaltung jedes Abweichen von einer allgemeinen, leicht zu überschauenden Norm schwere Missgriffe nach sich ziehen werde. Dem wollten sie vorbeugen.

Nichtsdestoweniger konnten sie, die das Wirtschaftsleben genau kennen, sich nicht völlig dem Einwande verschliessen, dass einzelne Arbeiterkategorien in der Uebergangswirtschaft tatsächlich eine besonders wichtige Rolle spielen und deshalb so rasch als möglich freigegeben werden sollten, damit die ganze Volkswirtschaft leichter in Gang kommt. Die Gewerkschaften trugen diesem Umstand insofern Rechnung, als sie der vorzeitigen Entlassung einzelner Arbeitergruppen nicht ablehnen. Sie wenden sich gegen die Bevorzugung gewisser Berufszweige, keineswegs aber gegen die Entlassung solcher Arbeiterkategorien, die in allen Berufen am dringendsten gebraucht werden. Um das an einem Beispiel klarzumachen: Die Gewerkschaften Oesterreichs wollen nicht, dass etwa der Bergbau oder die Eisenproduktion bevorzugt werde, setzen aber anderseits der vorzeitigen Entlassung wichtiger Arbeitskräfte wie Werkmeister, Spezialarbeiter, kaufmännischer Angestellte und dergleichen keinen Widerstand entgegen.

Die Gewerkschaften Deutschlands sind dagegen erheblich weiter gegangen, indem sie ausdrücklich für beide Arten der Abstufung eintreten, nämlich sowohl für eine Bevorzugung bestimmter Berufe als für die einzelner Arbeitergruppen. In einer im August 1917 an den Bundesrat und den Reichstag gerichteten Denkschrift erklären die Gewerkschaften aller Richtungen (Sozialdemokraten, Christliche Gewerkschaften, Hirsch-Dunckersche Vereine, Angestelltenverbände) gemeinsam:

„Für den Aufbau des Wirtschaftslebens ist es nötig, dass die Gewerbetreibenden, Werkmeister, Facharbeiter, Verwaltungsbeamte, kaufmännische Angestellte und das Büropersonal zunächst entlassen werden, da deren Dienstleistung für das Inkommen der Betriebe von besonderer Wichtigkeit ist. Für einzelne Industrien wird eine Bevorzugung eintreten müssen, so für den Bergbau, die Eisenindustrie und das Verkehrswesen. Besonders der Bergbau und die Eisenindustrie bedürfen der geschulten Kräfte, um die Produktion sofort erheblich zu steigern, damit auch ein Ueberschuss von Waren zur Ausfuhr fertiggestellt werden kann. An das Verkehrswesen wird schon in der Uebergangszeit ein so gewaltiger Anspruch gestellt werden, dass sofort alle Kräfte freizugeben sind. Es ist daher im Interesse der Arbeiter zu erwarten, dass nicht ohne Zwang die Entlassung verzögert wird. Es ist durchaus verständlich, wenn alle, die nicht zur Friedesformation des Heeres gehören, auf ihre Enslassung dringen. Auch volkswirtschaftliche Gründe lassen es dringend geboten erscheinen, jede nutzbringende Arbeitskraft sobald als möglich wieder in Tätigkeit zu setzen und sie nicht brach liegen zu lassen. Daher darf kein Kriegsteilnehmer länger als militärisch absolut notwendig im Dienst behalten werden.“

DER KAMPF

Nr.:

TAG:

Demobilisierung

303

Vergleicht man die Forderungen der österreichischen und der deutschen Gewerkschaften, dann ergibt sich, dass

erstens beide dafür eintreten, dass kein Arbeiter länger zurückbehalten werde, als militärisch unbedingt erforderlich ist, und dass

zweitens die österreichischen Gewerkschaften im Prinzip für die Entlassung nach Altersklassen sind, aber unter Umständen einige besonders wichtige Arbeitergruppen bevorzugen lassen, während die deutschen Gewerkschaften von Haus aus sowohl für eine weitgehende Berücksichtigung einzelner Berufszweige wie bestimmter Arbeitergruppen eintreten.

Dazu kommt nun als dritte und überaus wichtige Forderung sowohl in Deutschland als in Oesterreich das Verlangen nach einer ausgiebigen staatlichen Fürsorge für die heimgekehrten Kriegsteilnehmer.

Von der Ausgestaltung der Fürsorge für die Heimgekehrten hängt das Gelingen des Demobilisierungsplanes am meisten ab. Ihr wendet sich deshalb unsere besondere Aufmerksamkeit zu. Bis nun haben wir nur von solchen Arbeitern gesprochen, die alsbald nach dem Kriege gebraucht werden, deren Lebensunterhalt demnach auch ausserhalb des militärischen Verbandes gesichert erscheint. Es wird aber hunderttausende Arbeiter geben, die nicht sofort gebraucht werden, die Arbeit suchen und keine finden. Was soll mit denen geschehen?

Die deutsche Heeresverwaltung hat im Reichstag erklärt, dass sie auf dem Standpunkt stehe, die Soldaten grundsätzlich erst dann zu entlassen, wenn ihnen eine bürgerliche Existenz gesichert ist. Das sieht zwar sehr wohlmeinend und fürsorglich für die Arbeiter aus, hat aber, wie wir bereits auseinandersetzen, einen ausgesprochen politischen Hintergrund. Gar soviel zarte Fürsorge sind die Arbeiter nicht gewohnt und sie haben in diesem Falle erst recht allen Grund, die „Wohltätigkeit“ der Heeresverwaltung mit Misstrauen zu betrachten. Wenn es der Regierung lediglich um die Fürsorge zu tun wäre, dann könnte sie dieselbe wahrlich auch ohne militärisches Zubehör üben. Zur Sicherung des Lebensunterhaltes der Arbeitslosen genügt eine staatliche Unterstützung. Dazu bedarf es keiner Kaserne, die die Männer, die jahrelang im Schützengraben lagen, am Kriegsende neuerlich der Freiheit beraubt... Man versteht wohl, dass unsere Forderung auf rascheste Entlassung aller Soldaten bei zweckentsprechender Gewährung staatlicher Unterstützung eine Forderung der Demokratie ist. Die militärische Abrüstung bedeutet eine staatsbürgerliche Aufrüstung. Eben deshalb verlangen wir, dass die erstere nicht künstlich hinausgezogen werde, um die letztere zu schädigen.

Freilich ist mit der Entlassung der Soldaten die Durchführung eines umfassenden Fürsorgeplanes unerlässlich. Dieser müsste neben jenen Massnahmen, die auf eine allgemeine Verbilligung der Lebenshaltung zielen, eine Reihe von Vorsorgen treffen, die den besonderen Bedürfnissen der Arbeiter angepasst sind. Hieher gehören: eine staatliche Arbeitslosenunterstützung für die vom Heeresdienst Entlassenen, Weiterzahlung der bisherigen Dienstbezüge für den vollen Monat zum Zwecke der Erholung oder der Ordnung der wirtschaftlichen Verhältnisse, Gewährung eines Erholungsurlaubes, nötigenfalls Kuraufenthaltes auf Kosten des Reiches. Für die Kriegsteilnehmer mit erheblich geschädigter Gesundheit wird die Verpflichtung der Unternehmer, auf je zwanzig Arbeiter mindestens einen Kriegsbeschädigten in eine für ihn geeignete Beschäftigung zu nehmen, verlangt. Staats- und Gemeindebetriebe sollen ohne Rücksicht auf die Anzahl ihrer Arbeiter und Angestellten, die vorher in den Betrieben beschäftigten Kriegsbeschädigten wieder einstellen. Die Entlohnung hat nach der tatsächlichen Leistung zu erfolgen, also insbesondere gleiche Akkordsätze für Gesunde und Kriegsbeschädigte.

Eine grosse Wichtigkeit kommt für die Uebergangszeit der Arbeitsvermittlung zu. Das natürliche wäre damit die Gewerkschaften zu betrauen und ihre Einrichtungen staatlich zu unterstützen. Nachdem bei dem Widerstand der Unternehmer dieser Weg nicht leicht beschritten werden kann, muss der Staat für die Errichtung paritätischer Arbeitsnachweise sorgen. Auch Land und Gemeinde haben auf diesem

DER KAMPF

Nr.: 10. 1918

TAG:

304

Demobilisierung

Gebiete grosse Aufgaben. Sollen die Arbeitsvermittlungen gedeihlich wirken können, dann ist es unumgänglich nötig, den aus dem Heeresdienst Entlassenen bei Annahme einer auswärtigen Arbeitsstelle freie Fahrt zu gewähren. Es wird ja nicht wenige geben, die keine Mittel haben, den Aufenthaltsort zu wechseln oder denen die Reisekosten den grössten Teil ihrer Barschaft verschlingen würde. Aber nicht allein aus Gründen fürsorglicher Hilfeleistung, sondern auch deshalb ist die freie Fahrt zu gewähren, weil die Industrien in verschiedenen Zeitabständen ihre Tätigkeit wieder aufnehmen werden und es da eine volkswirtschaftliche Erleichterung bedeutet, am Beginne des Neuaufbaues der Wirtschaft die Arbeiter ohne Schwierigkeit auf den jeweiligen Arbeitsplatz zu bringen.

Eine weitere notwendige Hilfeleistung für die heimkehrenden Kriegsteilnehmer ist ihre Entschuldung. Viele Familien sind während des Krieges wirtschaftlich zusammengebrochen. Nicht selten sind alle Wertgegenstände verpfändet und verhältnismässig hohe Schulden aufgenommen worden. Die Frauen konnten sich nicht anders helfen. Es ist eine Pflicht des Staates, dafür zu sorgen, dass die heimkehrenden Krieger in die Lage kommen, sich wirtschaftlich wieder aufzurichten. Dazu gehört ein gesetzlicher Schutz vor allzu rascher Veräusserung von Pfandobjekten, eine längere Frist für die Eintreibung von Schulden und die Gewährung von Darlehen durch eigene Darlehenskassen.

Mit den im einzelnen geforderten Fürsorgemassnahmen ist lange noch nicht alles erschöpft, was der Staat am Kriegsende für die heimkehrenden Krieger tun kann und tun soll. Die Liste der Forderungen lässt sich erheblich verlängern, ohne dass diejenigen, die ihr Leben in die Schanze schlagen mussten, deshalb unbescheiden würden. Wobei auch hinzuzufügen wäre, dass neben dem Staate die Länder und Gemeinden auf allen Gebieten der Kriegerfürsorge Erhebliches mitleisten können, wenn sie nur wollen.

Jede soziale Tat, die einen grösseren Kreis erfasst, wird mittelbar oder unmittelbar den heimkehrenden Soldaten helfen. Neben der eigentlichen Kriegerfürsorge im engeren Sinne, gibt es eine Reihe allgemeiner Massnahmen, die auch den Heimgekehrten zugute kommen. Hieher gehört die Wiederherstellung des gesetzlichen Arbeiterschutzes, der im Laufe des Krieges ausser Kraft gesetzt wurde und insbesondere die planmässige Beseitigung der Arbeitszeitverlängerungen. Die blosse Wiederherstellung der alten Gesetze und auch die Kraft der Gewerkschaften reichen da nicht aus, den vor dem Krieg erreichten Zustand wieder herzustellen. Es wird der verständnisvollen Mitarbeit der staatlichen und kommunalen Beamten, insbesondere der Gewerbeinspektoren bedürfen, um nur die schlimmsten Rückfälle des Krieges zu beseitigen.

Es sei hier auch darauf verwiesen, dass die Wohnungsfrage nach dem Kriege in einer noch schwerer zu lösenden Weise als vor dem Kriege sich vor uns erheben wird. Es ist zu erwarten, dass infolge der jahrelang unterbrochenen Bautätigkeit eine Knappheit an Kleinwohnungen auftreten wird, der entgegenzuwirken wir bestrebt sein müssen. Wenn man den Wohnungsjammer fast aller österreichischen Städte, insbesondere Wiens, bedenkt, dann kann einen die durch den Krieg erfolgte neuerliche Verschlechterung nur mit Grauen erfüllen. Es ist daher auch selbstverständlich, dass die während des Krieges erlassenen Mieterschutzgesetze auch während der Uebergangszeit in Geltung bleiben.

Wohin man blickt, treten mit dem Kriegsende neue, gewaltige Aufgaben an uns heran. Es wird viel Arbeit kosten, sie zu bewältigen. Dass die Arbeit gelinge, hat zu einer der wichtigsten Voraussetzungen, die rascheste Demobilisierung, um jede Kraft alsbald auf den richtigen Platz zu bringen und den ersten Willen des Staates grosse Fürsorgeausgaben auf sich zu nehmen. Das ist er denen schuldig, die in diesem Kriege gelitten und geblutet haben.

OSTDEUTSCHE RUNDSCHAU (Wien)

Nr.:

TAG: 4. 10. 1917

Wie man an der Front denkt. Der Abgeordnete Raumann, selbst ein Verzichtler, schreibt in einem Aufsatz über die Reise von Parlamentariern an die Ostfront: „Das deutsche Kriegsvolk ist bereit, alles für das Vaterland zu tun. Das verurteilt sowohl Offiziere wie Mannschaften da und dort zu ungerechtem (?) Urteil über diejenigen, die mit vollem Bewußtsein der deutschen Gesichtslage den baldigen Frieden zu fördern suchen. Je nach Temperament und Gelegenheit haben wir manches mangelhafte Soldatenwort über die Mehrheitsresolution des Deutschen Reichstags gehört.“ Hoffentlich geben sich nur die Angehörigen der Mehrheitsparteien keiner Täuschung über die wahre Stimmung an der Front hin. Sie muß doch einigermaßen lebhaft sein, wenn sie auch einem fortschrittlichen Abgeordneten gegenüber derart zum Ausdruck kommt. Das Urteil der betreffenden Offiziere und Mannschaften über diese Art den baldigen Frieden zu fördern, ist aber nicht „ungerecht“, wie der Abgeordnete Raumann meint, sondern sehr berechtigt und zutreffend.

NEUE FREIE PRESSE

Nr.:

TAG: 5. 10. 1917

Die Mission des Obersten House.

(Telegramm der „Neuen Freien Presse“.)

Berlin, 5. Oktober.

Der New Yorker Mitarbeiter des „Petit Parisien“ bezeichnet die Betrauung des Obersten House mit der Sammlung aller Dokumente über den Krieg und über die Probleme, die mit der künftigen Friedenskonferenz zusammenhängen, als das größte Ereignis des Tages. Oberst House soll erklärt haben, daß es ein großer Irrtum wäre, daraus zu schließen, daß die Friedenskonferenz nahe bevorstehe. Nach der unabweisenden Antwort Wilsons an den Papst sei aller Grund vorhanden zu glauben, daß sie noch in weiter Ferne sei. Man dürfe nicht vergessen, daß Amerika, das erst zwei Jahre nach Ausbruch des Krieges in denselben eingetreten sei, infolge seiner geographischen Lage in den meisten den Ursprung des Krieges betreffenden oder daraus hervorgegangenen Fragen nur sehr mangelhaft unterrichtet sei. Es will daher in dem Augenblick, wo es sich an den Tisch der Friedenskonferenz setzt, in diplomatischer und historischer Hinsicht nicht ungewappnet dastehen. Daher sei es notwendig, daß Amerika schon jetzt alle Tatsachen und Dokumente, die sich auf den Krieg beziehen, besitze. Oberst House erklärt, daß er die Balkanfrage, die elsässische sowie die Frage Triest, Trient, Pola, Syrien usw. ganz besonders studieren werde, sodann die Frage der Verletzung der belgischen Neutralität, die Frage des Haager Kongresses und den Umfang der Schäden in Nordfrankreich.

NEUE FREIE PRESSE

Nr.:

TAG: 5. 10. 1917

Die Wirkung des letzten Luftangriffes auf
London.

(Telegramm der „Neuen Freien Presse“.)

Berlin, 5. Oktober.

Eine Londoner Depesche des „Secolo“ gibt dem „Berliner Tageblatt“ zufolge die schweren Verluste und Verheerungen beim letzten Luftbombardement von London zu. Nach amtlichen Mitteilungen waren es an hundert deutsche Flugzeuge, die London angriffen und von denen etwa fünfzehn die Schutzlinie durchbrachen und Bomben im Weichbilde der Stadt abwarfen. Die Londoner Blätter beklagen den verhängnisvollen Einfluß, den diese beständigen Angriffe auf das Leben der Bevölkerung ausüben und verlangen Ber-
gungsmassregeln.

Erzählung eines Neutralen.

(Telegramm der „Neuen Freien Presse“.)

Berlin, 4. Oktober.

Der „Volksanzeiger“ meldet aus dem Haag: Der „Nieuwe Rotterdamse Courant“ bringt interessante Mitteilungen eines Holländers über die deutschen Fliegerangriffe auf London. Am 29. September wurde ein Teil der Doverbrücke vernichtet. In Piccadilly fiel eine Bombe auf einen Friseurladen, wobei sieben Menschen getötet und mehrere verwundet wurden. Am selben Tage wurde ein neuer Eisenbahnviadukt über die Themse schwer beschädigt. Am 30. September fiel eine Bombe auf das Monument von Wellington, das schwer beschädigt wurde.

Venezianische Bombenerfolge.

Der französische Schriftsteller Maurice de Waleffe plaudert im „Pariser Journal“ etwas von Venedigs Kriegsgeheimnissen aus.

„... Österreich ist berechtigt, seinen Angriff gegen das Arsenal und den Kriegshafen zu richten. Aber die österreichischen Flieger kommen um ihrer eigenen Sicherheit willen nur noch nachts in einer Höhe von 300 bis 400 Metern und lassen ihre 150 Kilogramm-Bomben blindlings (!?) auf die Stadt fallen. Es ist deshalb ein wahres Wunder, das Sanft Markus, der Dogenpalast und die anderen unersetzlichen Kunstwerke noch unversehrt sind. Auch die Gräfin Morosini, die früher die Hulldigung Kaiser Wilhelms genoss, hat eines der unerbetenen Geschenke aus den Lüften erhalten. Eine mit Pikrinsäure gefüllte Bombe durchlöchernte ihren Palazzo von oben bis unten und erfüllte das ganze Haus mit dickem schwefelgelbem Qualm, der der schönen Gräfin mitsamt der bei ihr weilenden Gästefchar im Handumdrehen eine zitronengelbe Gesichtsfarbe mitteilte. Man sieht, es gibt auch komische Bomben. Ein andermal platzte eine Bombe im Kanal und die Wellen spülten sechshundert Pfund von der Explosion getötete Fische ans Ufer, über die sich sofort die Kinder der Straße stürzten, um sie triumphierend auf dem Markt zu verkaufen und ein Bombengeschäft damit zu machen.

In zwei Jahren haben die Bomben vierzig Todesopfer gefordert, doch ist die Zahl der Greise und Kinder, die infolge der fehlenden Beleuchtung in die Kanäle stürzen, bedeutend größer. Eine einzige Augustnacht des vorigen Jahres brachte 36 Brände. Es schien, als ob die ganze Stadt in Feuer ausgehen sollte. Am 14. August dieses Jahres dauerte das nächtliche Bombardement drei Stunden an. Am 4. September zählte man zweihundert Bomben. Die Ruhe, die ihnen die feindlichen Flieger im letzten Winter liehen, hatten die Venetianer als eine wohlthätige Folge der vom Papst bei dem österreichischen Kaiser unternommenen Schritte angesehen. Aber die Wiederaufnahme der Angriffe zeigt, daß der Kaiser in Wien seinen Sinn geändert hat.

So friedlich liegt die Stadt da, als läde sie zum Schwärmen und zur Liebe ein. Trügerische Sicherheit! Plötzlich ertönt die unheimliche Sirene. Alles läuft, um unter Dach und Fach zu kommen. In Kellern kann man sich nicht bergen, die gibt es nicht in Venedig. Aber hinter geschlossenen Läden sucht man die Nachbarschaft des Wassers, während die Kanonen mit ihrem Spektakel einsehen. So wenig wie die Kunstwerke haben die Bothen den Mut dieser Stadt vernichtet. Die Furchtsamen sind ausgerissen, eine Tiepolobede ist eingestürzt. Das ist alles. Venedig ist noch heil.“

17. 10. 1917

Unter italienischen Front.

Der vierte Winterfeldzug des Weltkrieges, dessen Vermeidung man so sehr erhofft und so lebhaft diskutiert hatte, ist nun doch nicht verhütet worden. An vielen Stellen der italienischen Front ist schon Winter weiter eingezogen, Neuschnee liegt auf den Höhen und Gängen, in den Tälern braust der Schirokko und auf den Gipfeln wübelt der Schneesturm. In Südtirol machte sich in der vergangenen Woche eine Kälte von — 18 Grad fühlbar.

An der Isonzofront dauern die Kämpfe hartnäckig an. Die letzte Woche begann mit einem großen Italienerangriff auf dem Tolmeiner Brückenkopf und auf das ganze Tolmeiner Becken, das von der Frontlinie bis tief ins Hintergelände, bis nach Osten gegen Lubino von weittragenden Kanonen beschossen wurde. Natürlich traten auch unsere Geschütze in Aktion, und ihrer mit der Wachsamkeit unserer Infanterie vereinten Tätigkeit ist es zu danken, daß die Italiener auch nicht einen Fuß breit Boden gewannen.

Etwas weiter südlich führt das Verlangen der Italiener, das Chiapobanertal, koste es was es wolle, zu erreichen, zu täglichen Kämpfen auf der Hochfläche von Bainizza-Heiligengeist. Ihren energischsten Angriff versuchten sie am 8. d., bei dem es ihnen unter großen Verlusten gelang, vorübergehend in eines unserer Grabenstücke zwischen Dal und Oroglia einzudringen; ein Gegenangriff unserer Truppen warf die Eindringlinge nicht bloß schnell hinaus, sondern führte auch zur Gefangennahme von 2 Offizieren und 120 Mann, und zur Erbeutung von 7 Maschinengewehren. Auch Cadorna meldete den Zusammenstoß und einen Gewinn von 100 Gefangenen, aber was er zu melden vergaß, war das Wichtigste: die Tatsache, daß der italienische Angriff gescheitert war.

Der Südbastion dieses Gebietes, dem Monte San Gabriele, ist gleichfalls kaum ein Tag der Kampfruhe beschieden. Vom Monte Sabotino trommeln weittragende Geschütze über den Isonzo, vom Monte Santo wird das Massiv bis Sv. Katarina von italienischer Artillerie bestreut und die unserige bleibt die Antwort nicht schuldig. Patrouillenzusammenstöße und Handgranatenkämpfe sind am Nord- und Westhang des Gabriele an der Tagesordnung und in der Nacht auf den 8. wurde auch ein großer italienischer Infanterieangriff versucht

— all das, ohne daß es bisher den Italienern gelungen wäre, auch nur jene Geschützklaverne in Besitz zu bekommen, die vorläufig das einzige Sehnsuchtsziel des bescheiden gewordenen Grafen Cadorna zu bilden scheint.

Vom Karst bis zum Meer wird gleichfalls hart gekämpft. Die zur Gewinnung einer Feldwachlinie von einem unserer Regimenter unternommene Aktion bis Ronstanjevica gelang vollständig und brachte unter anderem 176 Italiener als Gefangene ein.

In Südtirol und Kärnten ziehen die Italiener große Truppenmengen zu Angriffszwecken zusammen, hauptsächlich um den Stachel von Asiago-Arsiero aus ihrem Fleisch zu entfernen. Englische Artillerie wirkt bei ihren Angriffsversuchen mit. Besonders der Blödenabschnitt, das Raiblgelände, das Albriconmassiv und viele Stellen der Kärntner Front waren Kampfsplätze von heftigen Artillerieduellen, gegen den Monte Zebio und den Monte Majo wurden italienische Patrouillenvorstöße versucht und gegen die Costabellona ein Infanterieangriff — alles ohne Erfolg.

Ein in Südtirol während der Nacht zum 12. unternommener Angriff unserer Sturmtruppen und Standschützen führte zur Säuberung eines 600 Meter breiten Italienergrabens bei Cime di Bocche nördlich des Pellegriotales.

Eine Verbandsoffensive an der Isonzofront?

Seit einiger Zeit gefallen sich die feindlichen Blätter in dunklen Andeutungen über die bevorstehenden gemeinsamen Anstrengungen der Verbandsheere, die diesmal an der italienischen Front eingesetzt werden sollen. Was weder an der östlichen Dampfwalzenfront, noch in Flandern, noch in Mazedonien gelungen ist, soll diesmal am Isonzo und an der Tirolerfront versucht werden. Die Entente ist wieder um eine Hoffnung reicher, die die Völker dieser Raubvereinigung zu einem neuen Winterfeldzug aufstacheln soll! Täglich wird uns in der Verbandspresse versichert, daß zahllose Bataillone nach Süden rollen, um den Heeren Cadornas zur Hilfe zu kommen. Die hundertmal angekündigte Verwirklichung der Einheitsfront schreckt uns nicht. An unseren Fronten können sich außer Herrn Cadorna noch einige andere die Zähne ausbeissen.

Bemerkenswert in diesem Zusammenhange sind die phantastischen Pläne, denen Hervé in der Pariser "Vie-toire" nachgeht, indem er schreibt: Wenn die Italiener eine Artillerie hätten, welche der englischen oder französischen gleich wäre, so würden sie wahrscheinlich bereits die Front des Feindes eingedrückt haben. (Es folgen einige zensurierte Stellen.) Die Einnahme von Trieste würde gewiß den alliierten Flotten des Mittelmeeres die Besitzergreifung von Pola, dem einzigen maritimen Arsenal der Oesterreicher gestatten, und auf diese Weise die Eroberung aller Stützpunkte der österreichischen und deutschen U-Boote der Adria zur Folge haben. Die Einnahme des Hafens von Triest, von welchem die Italiener nur 15 Kilometer entfernt sind, würde demnach einen doppelten Erfolg zeitigen: die Eindrückung der österreichischen Front und die Zerstörung ihrer Meeresfront. Die möglichen Ergebnisse einer solchen Operation können nur neuerlich das Erstaunen darüber wachrufen, daß man am Anfang des vierten Kriegsjahres noch nichts versucht hat, an dieser Front gemeinsam vorzugehen. (Zensurflücken.)

Ein Dekret gegen kriegsfeindliche Bürgermeister.

Wien, 14. Oktober.

"Corriere della Sera" meldet:

Ein Dekret verfügt, daß die Bürgermeister, Beisitzer und Gemeinderäte, die während des Krieges ohne ausreichende Begründung ihr Amt niederlegen, abgesehen von den strafrechtlichen Folgen auch für die den Gemeinden erwachsenden außerordentlichen Ausgaben, die die Auflösung des ganzen Gemeinderates mit sich bringt, mit ihrem Privatvermögen haftbar sind. "Gazzetta Uffiziale" veröffentlicht die Absetzung des Bürgermeisters von Nova (Provinz Mailand) Carlo Bessi, weil er in einer öffentlichen Versammlung am 5. Mai in Bresso eine heftige Rede gegen die nationalen Einrichtungen und den Krieg hielt. Da er dem Soldatenstande angehört, wurde er wegen Verrats zu 10 Jahren Kerker verurteilt.

Angriffe auf Cadorna.

Büch, 15. Oktober. (Tel.-Korr.)

In der italienischen Presse mehren sich die Stimmen, die in ziemlich deutlicher Weise nebst einem Ministerwechsel auch einen Wechsel in der obersten Heeresleitung unter Hinweis auf das Ausland fordern. Das Parlament habe zwar auf eine Kontrolle der Heeresleitung verzichtet, es frage sich aber, ob dies auf die Dauer aufrechtzuerhalten wäre. Frankreich zeige, daß dies nicht der Fall sei. Am schärfsten wird bei dieser Kritik die Turiner „Stampa“, die sich gegen Sonnino und General Cadorna so weit wendet, als dies die italienischen Zensurverhältnisse überhaupt gestatten.

Protokoll

der

Verhandlungen des Parteitages

der

Deutschen sozialdemokratischen
Arbeiterpartei in Oesterreich.

Abgehalten in Wien vom 19. bis 24. Oktober 1917.



Wien 1917.

Im Verlage der Wiener Volksbuchhandlung Ignaz Brand & Co.,
Wien VI, Gumpendorferstraße 18. — Druck: „Vorwärts“, Wien V.

Das System Stürgkh.

Schon vor dem Weltkrieg hatte sich der Absolutismus in der inneren Politik häuslich niedergelassen und alle Scham abgelegt. Das Abgeordnetenhaus hatte im Jahre 1913 große und schwere Leistungen vollbracht und den Beweis seiner Arbeitsfähigkeit voll geliefert. Es hatte die Dienstpragmatik der Beamten, die den österreichischen Reichsrat ein Menschenalter beschäftigt hatte und deren Schwierigkeiten durch die Entfallung des Organisationsgedankens unter den Beamten noch gewachsen waren, in einem Zuge bewältigt; es hatte auch die Wehrreform, die ja auch zehn Jahre lang warten mußte, es hatte auch die Militärstrafprozessordnung zuwege gebracht; es war schließlich mit der großen Steuerreform fertig geworden — wohl ausreichende Beweise, daß seine Fähigkeit zur Arbeit nicht zu bezweifeln gewesen ist. Nun hatte sich aus der politischen Lage, die durch die Auflösung des böhmischen Landtages und Beseitigung der autonomen Landesverwaltung entstanden war, ein Konflikt entwickelt, der sich, wie damals schon der Brauch war, in einer Obstruktion im Abgeordnetenhaus entlud. Es wäre damals nicht nur möglich gewesen, den Streit zwischen Deutschen und Tschechen aufzulösen; die Lösung bot sich geradezu als nicht zu verfehlend dar. Beide Teile hatten Forderungen an den neuen Landtag: die Forderung der Deutschen war, daß die nationale Autonomie für sie im Landtag beschlossen werde; die der Tschechen war, daß kein Arbeiten fortan von den Deutschen durch Obstruktion nicht gestört werde. Beide Forderungen setzten also voraus und bedingten, daß der neue Landtag herbeigeschafft werde, daß die Neuwahlen für ihn ausgeschrieben werden. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Ausschreibung der Neuwahlen für den böhmischen Landtag ausgereicht hätte, die tschechische Obstruktion im Abgeordnetenhaus zu bannen; mehr als dies, daß sie ein wichtiger und wertvoller Schritt zur Annäherung der beiden Teile, eine Anbahnung der Lösung der böhmischen Streitfragen geworden wäre. Davon nicht zu sprechen, daß die Ausschreibung der Neuwahlen, um von dem großen Lande die Schande der Landesverwaltungscommission zu nehmen, die Pflicht der Regierung war.

Graf Stürgkh hat nun nicht nur nichts getan, um diese klare und leichte Lösung herbeizuführen; er hat in den damaligen Verhandlungen, die

in der auf Initiative unserer Fraktion einberufenen Obmännerkonferenz² angehoben hatten, jedem Vorschlag die böswilligste Obstruktion entgegen-
gesetzt. Es wäre seine Aufgabe gewesen, die beiden Teile für jenen Lösungsvorschlag zu gewinnen, und das hätte bestimmt gelingen müssen, da er doch dem Anspruch keines Teiles entgegengetreten ist. Statt dessen war es sein Bestreben, jeden Teil auf seinen einseitigen Standpunkt geradezu anzunageln, die Kluft zwischen beiden zu erweitern, eine Vereinbarung unter allen Umständen zu verhindern. Man muß die Ereignisse jener Zeit fest ins Auge fassen, denn sie sind der Schlüssel aller nachkommenden Dinge: sie beweisen nämlich mit unzweideutiger Gewißheit, daß das Abgeordnetenhaus nicht etwa heimgesucht wurde, weil es arbeitsunfähig geworden sei, sondern daß der bewußte Vorschlag gewaltet hat, sich des Reichsrates in einem bestimmten Augenblick zu entledigen. Die Intimität, die den Grafen Stürgkh damals und darnach mit den tschechischen Obstruktionisten verband, obwohl er sie doch als die Vernichter des Parlaments und dadurch als Schädiger des Staates hätte hassen müssen, die macht es sogar sehr wahrscheinlich, daß sich der Graf Stürgkh die tschechische Obstruktion bestellt hatte, um, mit ihr ausgerüstet, den längst gefaßten Plan, den Reichsrat aus dem Wege zu räumen, ausführen zu können.

und der Bestand eines aufrechten österreichischen Parlaments hätte sich für den Krieg als ein Hindernis herausstellen können. Also entstand der Plan, sich des Reichsrates zu entledigen, und Graf Stürgkh war der Vollstrecker dieses Planes. Halten wir fest: Die Regierung Stürgkh hat den Reichsrat im März nicht wegen seiner „Arbeitsunfähigkeit“ heimgesandt, sondern mit dem besten Vorhas, den Reichsrat dauernd zu beseitigen, die Verfassung schlechthin aus den Angeln zu heben, dem Absolutismus Tür und Tor angeheilt zu öffnen.

Der Absolutismus ließ auch sofort alle Bedenken fallen und begann sein Regiment allseitig mit der größten Schamlosigkeit. Er beschied sich nicht mit jenen kleinen Verfassungssünden, wie es etwa das Budgetprovisorium ist, sondern schon seine ersten Taten waren die Erhöhung des Rekrutenkontingents mit dem § 14, eine Anleihe von vierhundert Millionen — damals in der Vorkriegszeit noch eine Meilensumme — mit dem § 14; alles Dinge, die zeigen sollten und zeigten, daß er sich keine Schranken aufzuerlegen gedachte. Auch das Verordnen von allerlei (allerdings recht zweifelhaften) sozialen Dingen hatte den Zweck, offenbar zu machen, daß an eine Wiederkehr verfassungsmäßiger Zustände nicht gedacht wird, daß der § 14 Regent geworden ist. Und nun der Krieg ausbrach, entfaltete sich die § 14-Wirtschaft zur niederträchtigsten Tyrannei. Die verfassungsmäßigen Rechte der Staatsbürger wurden auf der ganzen Linie suspendiert; das Koalitionsrecht der Arbeiter beseitigt, die Geschworenengerichte aufgehoben, die Kriegsgerichte installiert — dies alles unter schmachvoller Verletzung der Gesetze. Es kann nicht die Aufgabe dieses Berichtes sein, diese ganze traurige Stürgkh-Zeit im Kriege ausführlich zu schildern; das übersteigt die Kraft selbst eines Geschichtschreibers, und überdies ist die Schmach dieser drei Jahre in das Bewußtsein der Zeitgenossen so tief eingedrungen, daß gegenüber der brennenden Empfindung jede Schilderung verblasen müßte. Noch nie sind mündige Völker von einer Regierung derart tyrannisiert, fusioniert worden, wie die Völker Oester-

reichs von dieser Regierung Stürgkh. Noch nie ist in einem Staat so schamlos gehaust worden, wie in Oesterreich unter Stürgkh. Schon die Tatsache, daß in jedem der kriegsführenden Länder, ohne Ausnahme, das Parlament sofort einberufen wurde, in Oesterreich es aber geradezu als Hochverrat behandelt wurde, vom Parlament auch nur zu sprechen, schon dies sagt genug. Kein Wort war mehr möglich in diesem Oesterreich: weder im Reichsrat noch in den Landtagen, noch in den Gemeindestuben; sie alle wurden zum Schweigen verurteilt. Die Tätigkeit der Vereine unterbunden, Versammlungen grundsätzlich verboten, und die Presse schamlos geknebelt: das war der politische Zustand Oesterreichs, während der Staat an die Bürger immer nur noch stärkere Anforderungen stellte. Ueber das ganze Land breitete sich eine Kirchhofsrube, in der alle Senfter des Unmutes verhallten. Dabei war dieses absolutistische System auch jeder Schöpferkraft bar, unfähig, die wirtschaftlichen Notwendigkeiten auch nur zu erkennen, unthätig, sie zu erfüllen. Die Korruption wucherte schamlos empor und alle die Erscheinungen, die darnach den Abscheu der Öffentlichkeit erregten, haben ihre letzte Wurzel in dem System Stürgkh. Keine Parasiten der Wirtschaft, wie sie zum Beispiel der Prozeßkranz vorsührte, waren mit dem Grafen Stürgkh innig verbunden; das Läusejungs- und Vertuschungsregime war für sie alle der fruchtbarste Nährboden. Es hat keinen Rumpe gegeben, der damals, durch Beziehungen fragwürdigster Art, zur Regierung nicht gekommen, nicht Schutz bei ihr gefunden hätte. Man wird in der Geschichte der modernen Völker im Jahrzehnte zurückgehen müssen, um eine Regierung von der Gewissenlosigkeit zu finden, wie sie die Regierung Stürgkh repräsentierte und alles, was nun als schier unlösliche Wirren vor uns liegt, ist die Frucht ihrer Verderbnis.

Auch nachträglich zwingt die Tatsache dieser Regierung zu der Frage, wie es möglich war, daß sie sich behauptete, wie es nur sein konnte, daß sie die Völker ertrugen. Denn, wohlgemerkt, die Regierung Stürgkh hatte keinen Sinn und Zweck. Wohl werden wir in der Geschichte auch Regierungen antreffen, die tyrannisch waren und sich verhaßt machten; aber wir finden immer, daß sie von irgendeinem Gesichtspunkte eine Notwendigkeit waren, durch irgendwelche Tatsachen bedingt waren. Von all dem ist in der Regierung Stürgkh keine Spur zu finden, und alle die Uebel, die von ihr, gleich einem Pesthauch ausgingen, hatten nur einen Zweck: den Grafen Stürgkh sicher am Ruder zu erhalten. Er hielt sich für eine Staatsnotwendigkeit, für die erste und wichtigste, und nichts im Staate erschien ihm von Bedeutung gegenüber der Hauptsache, daß er nämlich Minister bleibe. Insbesondere die Nebelung der Presse, neben dem Verfassungsbruch die größte Niederträchtigkeit dieses Regierens und gleichzeitig sein getreuester Ausdruck, hatte vor allem den Zweck, die Kritik von Stürgkh abzuhalten; die angebliche Rücksicht auf die Kriegsnotwendigkeiten stand dagegen weit zurück. Worauf beruhte nun die Gewalt dieser Regierung, die unerschütterlich schien und doch mit nichts im Volke wurzelte? Das war nicht die Macht des Häuptlings einer Partei, der über die Mehrheit im Parlament gebietet wie etwa Tisza; noch weniger die Macht einer anziehenden oder verführerischen Persönlichkeit, auch nicht die Macht eines erfolgreichen Staatsmannes: an all dies ist hier nicht zu denken. Stürgkhs Herrschaft beruhte, wie man weiß, ausschließlich darauf, daß ihn die Krone nicht fallen ließ, und seine Macht bestand darin, daß er von dem alten Kaiser mit Listen aller Art die Wahrheit über die Lage im Reich, über die Stimmung der Bevölkerung, über den angehäuften Groll fernhielt. Und weil es sich nun um Dinge handelte, die der Einwirkung von außen unzugänglich sind, bemächtigte sich allmählich der gesamten politischen Welt ein Gefühl der Verzweiflung. Es gab keinen Menschen, der die Fort-

dann der Stürgkh'schen Regierung nicht als Unglück betrachtet hätte. Die Herrenhäusler hielten Veratung nur Veratung, wie seine Entfernung bewerkstelligt werden könnte. Durch das Volk ging ein wahres Zähneknirschen, Erbitterung und Empörung lebten im Volke. Graf Stürgkh aber ließ geruhig seine Polizisten, seine Zensoren walten. Für den 22. Oktober war vom Präsidenten des Abgeordnetenhauses und den Professoren des Staatsrechtes an der Wiener Universität eine Versammlung in Wien einberufen, die die Forderung nach Einberufung des Reichsrates aussprechen sollte. Graf Stürgkh ließ sie am 20. Oktober verbieten, damit ein Gleichnis lebend, welcher Verstocktheit er fähig ist. Der Bürokrat im Ministerstuhl forderte das gesamte Volk heraus.

Nun geschah an dem Samstag des 21. Oktober 1916, was uns damals so unerhört erschien, was wir aber, nachdem uns der Seelenzustand des Täters offenbar geworden ist, und da wir das aufgetürmte Unrecht der Stürgkh'schen Regierung rücksehend erst mit aller Klarheit erkennen, nun völlig verstehen: Friedrich Adler erhob sich und tötete den Grafen Stürgkh. Wir haben die erschütternde, die aufwühlende Rede gehört, die Friedrich Adler der Welt, die so gräßlich unter dem Maße seiner sittlich-edlen Vorstellungen geblieben ist, ins Antlitz schleuderte, und wir wissen, wie sich der Gedanke, sein Leben hinzugeben, um die ins Unrecht des Krieges versunkene Menschheit aufzurütteln, seines Gehirnes mit alles ausschließender Gewalt bemächtigte. Wir haben die Tat reifen gesehen in seinem Bewußtsein; wir sahen, wie jedes neue Unrecht, das von dieser Regierung ausging, den Voratz stärkte; wir erschauten es, was wir zu erblicken nie gewohnt hatten, wie dieser reine, edle, gedankenvolle Mensch, der in jedem Menschen tief das Menschliche erkannte und mit Inbrunst es liebte, dem das Blutvergießen als die empörendste Verleugnung des Geistigen und Sittlichen in uns erschien, wie er, der den Mord haßte, dazu getrieben ward, Blut zu vergießen. In die verschlungenen Wunde dieser Seele einzudringen, die so einfach ist und so verästel, dieses Bewußtsein zu analysieren, das so schnurgerade denkt und so widerspruchsvoll scheint, ist nicht die Aufgabe dieses Berichtes. Wohl aber haben wir das Recht, auch an dieser Stelle zu sagen, daß wir tief davon durchdrungen sind, daß Friedrich Adler die Tat, die so ganz aus dem Gedankenkreis der Sozialdemokratie zu fallen scheint und die auch all dem widerspricht, dessen begeisterte Kinder Genosse Friedrich Adler allezeit gewesen ist, daß er auch diese Tat, in der in geheimnisvoller Urkraft der Drang nach Eingabe seines Wesens weht, getan hat aus heißester Liebe zu den Geknechteten, aus der tiefsten Verknüpfung mit der Partei, die er damit zur Selbstbesinnung führen, zur Einklehr und Umkehr mahnen wollte. Als ein Märtyrer der Idee wird sein Name, sein Wesen allen Zeiten widerstehen.

Wir haben nun den Parteigenossen zu berichten, wie es um das Prozeßverfahren wider Friedrich Adler steht. Er ist angeklagt worden vor einem Ausnahmssenat und von diesem ist am 19. Mai 1917 das Todesurteil über ihn verhängt worden. Die Nichtigkeitsbeschwerde ist vom Obersten Gerichts- als Kassationshof zurückgewiesen worden, das Urteil ist in Rechtskraft erwachsen. Der Kaiser hat dem Verurteilten die Todesstrafe nachgesehen und der Oberste Gerichtshof hat über ihn die Strafe des schweren Kerfers von 18 Jahren verhängt. Das ist, formell betrachtet, die Rechtslage. Das Ausnahmengericht war jedoch nicht zuständig. Nach dem sich in aller Zweifellosigkeit kundgebenden Rechte halten über die Schuld dieses Angeklagten Geschworne zu entscheiden. Die Suspension der Geschwornengerichte ist widerrechtlich und verfassungswidrig durch eine §.11-Berordnung erfolgt; über den Grad der Verfassungsverletzung, die

mit einer §-14-Berordnung verübt wird, die die Geltung eines Staatsgrundgesetzes antastet, steht das Urteil unverbrüchlich und unverrückbar fest. Befräftigt ist es durch den Beschluß des Abgeordnetenhauses, der §-14-Berordnung die Genehmigung zu verweigern. Mit dem Beschluß des Abgeordnetenhauses vom 7. Juli 1917 ist die Verordnung sofort und unmittelbar außer Kraft getreten. Leider ist es dem Nichtgenehmigungsbeschluß des Abgeordnetenhauses verjagt, die Vernichtung der „provisorischen Gesetzeskraft“ in die Vergangenheit, also vom Ursprung der Verfassungswidrigkeit an, zu vollziehen. Dieser Beschluß hat also auf die Rechtslage keinen Einfluß zu üben vermocht. Nun ist folgendes eingetreten: Die Regierung hat einen Gesetzentwurf vorgelegt, der die Abänderung des Gesetzes über die Bildung der Geschwornenlisten bezweckt, daneben aber die Lücke, die durch die Beseitigung der §-14-Berordnung über die Suspension der Geschwornengerichte eintritt, ausfüllen soll. Die Regierung hatte es allerdings so gemeint, daß die §-14-Berordnung nicht aufgehoben werden soll, wenn das die Lücke ausfüllende Gesetz in Kraft tritt; da aber das Abgeordnetenhaus standhaft blieb und die §-14-Berordnung vorweg und alsogleich aufhob, ist jene Lücke noch fühlbarer geworden. Das Abgeordnetenhaus hat nun in jenen Gesetzentwurf die Bestimmung eingetragen — es ist der Artikel IV des Entwurfes — daß alle Strafsachen, die vor die Geschwornen gehören, aber vor den Ausnahmssenaten entschieden wurden, wenn sie am 7. Juli 1917 (dem Tage der Aufhebung der §-14-Berordnung) noch nicht rechtskräftig entschieden waren, in den Stand der Voruntersuchung geleitet werden sollen. Auf den Fall Friedrich Adler angewendet: wenn dieser Beschluß des Abgeordnetenhauses Gesetz wird, so ist das Urteil des Ausnahmssenats aufgehoben und das Verfahren hebt von neuem an, das heißt, Friedrich Adler ist vor einem Geschwornengericht anzuklagen und dieses hat über seine Schuld zu urteilen. Daran ändert sich auch nichts, daß das Urteil des Ausnahmssenates inzwischen vom Obersten Gerichtshof bestätigt, also „rechtskräftig“ geworden ist. Es bleibt doch so, daß es am 7. Juli 1917 nicht rechtskräftig war und im Falle der Gesetzgebung des Beschlusses des Abgeordnetenhauses vor ein Geschwornengericht gelangen muß.

Die Gesetzgebung des Beschlusses des Abgeordnetenhauses, eines Beschlusses, für den Recht, Moral und Gesetz gleichermaßen streiten, steht aber noch im Zweifel. Das Herrenhaus hat dem Beschluß die Zustimmung verjagt und den Artikel IV gestrichen. Das Abgeordnetenhaus hat aber am 25. September 1917 seinen ursprünglichen Beschluß einmütig wieder hergestellt. Die Sache ist nun wieder ins Herrenhaus gelangt, dessen zweiter Beschluß im Augenblick noch ausständig ist. Wir beschränken uns hier auf die Darlegung der Tatsache und fügen nur eines bei: Die Verweigerung des ordentlichen Gerichtes für Friedrich Adler ist in Wahrheit ein Ausnahmssgericht gegen Friedrich Adler. Die Arbeiterchaft ist entschlossen, dieser Rechtsverweigerung den schärfsten Widerspruch entgegenzusetzen und würde es nicht hinnehmen, daß diesem Täter, durch dessen blutige Tat die sittlichen Motive leuchten, das Recht, das das Gesetz allen Verbrechern verbürgt, geweigert würde.

Wien 1917.

Verlag der Wiener Volksbuchhandlung
Wien VI. Spangenbergstraße 18. — Druck: ...

Die Schlacht am Isonzo.

Wien, 25. Oktober. Aus dem Kriegspressequartier wird gemeldet:

In mächtigem, unübersehbarem Angriff gegen die italienischen Linien wurde gestern um 7 Uhr morgens die größte der Isonzschlachten eingeleitet. Im treuen Verein mit den deutschen Truppen gingen nach einstündigem Vernichtungsfener unserer Artillerien die kampferprobten Fußtruppen Erzherzog Eugen trotz Schneesturm und Regenguß gegen die in monatelanger Tätigkeit und in Unbetracht unausgesetzter Angriffsfahr aufs meisterlichste ausgebauten Kampfstellungen des Italiens vor. Der Angriff stieß auf einen wachsamem Gegner, dem eilig befohlen worden war, unter keinen Umständen auch nur einen Schritt breit von den so blutig erlangten Positionen zurückzuweichen. So entbrannte ein erbitterter Nahkampf, der an manchen Stellen mehr als vier Stunden währte. Um die Mittagsstunde war die Front der zweiten italienischen Armee an zahlreichen Stellen zwischen dem schon nahe der kustenländisch-kärntnerischen Landesgrenze gelegenen Rombo und dem zehn Kilometer südöstlich von Tolmein befindlichen Orte Uzga durchbrochen. Regimenter aus den österreichischen Alpenländern waren es, die die feindlichen Stellungen am Rombo und im Gitscher Becken im Sturm in Besitz nahmen und auf dem rechten Isonzoufer weiter nach Südwesten vorbringen. Weiter im Süden mußte der Feind seine Schützengräben vor dem Ansturm der Deutschen räumen. Vom Gebirgsnordwestlich des Kern aus drang ein mächtiger Vorstoß weit nach Südwesten. Ein harter Kampf entbrannte um die beherrschenden Höhen westlich und südwestlich des Tolmeiner Isonzotries, doch gelang es auch hier den Unserigen, unbesiegt den Sieg zu bleiben; die Bolschacher Höhe ist in unserem Besitz. Bei Uzga verloren die Italiener gleichfalls die das Tal dominierenden Höhen.

Die Kämpfe an der von hier aus gegen Süden verlaufenden Hochfläche von Bainsizza-Seitigen

geist sind noch nicht zum Stillstand gekommen. In diesem Gebiet, wo große Mengen des besten italienischen Geschützmaterials aufgefahren sind und der Schießstand jedes Plänklers in Hinsicht auf die ununterbrochenen Kämpfe technisch vollendet ausgebaut ist, war die Rolle der Angreifer sehr erschwert, umso mehr als Gewehre und Geschütze des Italiens mit verzweifelter Heftigkeit arbeiteten. Dennoch gelang es uns auch hier, Grabenstücke zu erobern, Gefangene einzubringen und Beute zu machen. Die Kämpfe sind aber auch hier in günstigem Fortschreiten begriffen. In langen Kolonnen werden gefangene Italiener längs der ganzen Front zu den Kommanden eskortiert. Ihre Zahl dürfte 10.000 übersteigen. Auch Stäbe von Truppendivisionen und Infanteriebrigaden befinden sich unter den eingebrachten Gefangenen. Die Eichtung der großen Beute, in der besonders schweres Geschützmaterial in großer Zahl hervortritt, kann erst später erfolgen.

Bericht des italienischen Generalstabes.

25. Oktober. Gestern früh eröffnete der Gegner nach einer Pause von einigen Stunden wieder ein heftiges Artilleriefener an der ganzen Front, das zwischen den Südhängen des Monte Rombo und der Gegend nördlich der Hochebene von Bainsizza den Charakter eines Vernichtungsfeners erreichte. Derauf gingen große Infanteriemassen zum Angriff gegen unsere Stellungen in diesem Abschnitt über. Das Defilé von Saga widerstand dem Anprall des Feindes, doch gelang es ihm wieder südlich, begünstigt durch einen dichten Nebel, der die Wirkungen unseres Sperrfeners aufhob, unsere vorgeschobenen Linien auf dem linken Ufer des Isonzo einzubringen und sich der Offensivstellungen des Brückenkopfes von Santa Maria und Santa Lucia zu bemächtigen, wodurch die Schlacht auf die Hänge des rechten Isonzoufers hinübergetragen wurde. Gleichzeitig wurden starke westlich von Bolnil (Hochebene von Bainsizza) und auf den Westhängen des Monte San Gabriele ausgeführte Angriffe von unseren Truppen abgeschlagen, die in den sich folgenden Gegenangriffen dem Feinde einhundert Gefangene entriffen. Einer lebhaften Feuerstätigkeit des Feindes auf dem Karst antworteten wir wirksam.

Der italienische Kriegsminister über die Offensive.

Zürich, 24. Oktober. In der italienischen Kammer kam Kriegsminister Giordano auf die Kriegslage zu sprechen: Man spricht von einer Offensive des Feindes unter Teilnahme auch der Deutschen. Es steht fest, daß Deutsche in Tirol sind und wahrscheinlich auch am Isonzo. Der Feind kennt unsere Rüstung, achtet aber angespannt auf etwaige Lücken in unserer Front, um dort sein Schwert einzustechen und den ganzen Block zu sprengen. Ein weiteres Anzeichen neuer feindlicher Betätigung ist die Einberufung aller Unausglichen vom Jahrgang 1887 an zur Nachprüfung, womit der Feind offenbar seine bisher in den rückwärtigen Linien verwendeten Elemente zur Verstärkung der Front freibekommen will. Kommt der Angriff, so fürchten wir ihn nicht. Indessen müssen wir uns alle Eventualitäten gegenwärtig halten und dürfen die Stärke unseres Heeres nicht vermindern. Nach zweieinhalb Jahren des Heldentums, der Leiden und der Opfer muß unser Land weitere Opfer tragen, damit das Blut unserer Toten nicht umsonst vergossen sei. In Rußland mag geschehen was will! Das italienische Vaterland ist unverwundlich. Der Krieg ist ein Erschöpfungskrieg geworden und kann durch eine Wirtelsunde des Verlangens der Widerstandskraft entschieden werden. (Begeisterter Beifall. Der Kriegsminister erhält zahlreiche Händedrucke, Umarmungen und Küsse.)

Der Präsident stellt fest, daß die Kammer die Malakterung der Rede des Kriegsministers in allen Gemeinden Italiens wünsche.

Die amtlichen Kriegsberichte.

Bericht des österreichisch-ungarischen Generalstabes.

Amtlich wird verlautbart:

29. Oktober.

Italienischer Kriegsschauplatz.

Am 24. früh begannen die österreichisch-ungarischen und deutschen Streitkräfte des Generals Otto v. Below und der Nordflügel der Heeresgruppe des Generalobersten v. Boroewic ihren Angriff. Gestern, am Abend des fünften Schlachttages, war alles Gelände zurückgewonnen, das uns der Feind — jeden Quadratkilometer mit etwa 5400 Mann Verlust erkaufend — in elf blutigen Schlachten mühsam abgerungen hat.

Auf der Karsthochfläche stießen unsere Truppen, den Monte San Michele nehmend, an den Isonzo vor. Unsere Abteilungen überlegten den hochgehenden Fluß. Görz wurde im Straßenkampf gesäubert, die Podgora spät abends erstürmt. Der Raum von Oslavija, der Monte Sabotino und die Höhe Korada bildeten den Schauplatz von mitunter sehr heißen Kämpfen. Jeglicher Widerstand der Italiener war vergeblich. Die Verfolgung des in größter Verwirrung zurückweichenden Feindes führte uns über Cormons und Monte Quatin hinaus. Deutsche und österreichisch-ungarische Truppen stehen vor Udine. Auch im Gebirgsland, nordwestlich von Cividale sind wir in raschem Fortschreiten begriffen. Die italienische Äärntner Front ist in den wichtigsten Abschnitten erschüttert. Im Schnee und Sturm entrissen unsere Truppen dem Feinde seine durch zweieinhalb Jahre ausgebauten Grenzstellungen südwestlich von Tarvis, bei Bonafel, im Plödengebiet und auf dem Großen Pal.

Das rasche, alle Hindernisse brechende Vordringen der Verbündeten macht es unmöglich, über die Zahl der Gefangenen und die unausgesetzt wachsende Beute einigermaßen Sicheres mitzuteilen. Im Raume südwestlich von Plava wurden allein 118 italienische Geschütze aller Kaliber eingebracht. Eine hier vorgehende Division nahm dem Feinde in wenig Stunden 60 Offiziere, 3000 Mann und 60 Geschütze ab. Was an Kriegsgerät in der zwölften Isonzschlacht erbeutet wurde, übersteigt weit das Beuteergebnis unserer galizisch-polnischen Sommeroffensive von 1915.

Ostlicher Kriegsschauplatz und Albanien. Unverändert.
Der Chef des Generalstabes.

Bericht des Großen Hauptquartiers.

Berlin, 29. Oktober.

Großes Hauptquartier, 29. Oktober.

Westlicher Kriegsschauplatz.

Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht. Dunst und Nebel schränkten in Flandern die Kampfaktivität ein. Trotzdem war längs der Yser das Feuer lebhaft; es erreichte besonders bei Dixmuiden nachts große Heftigkeit. Vorstöße feindlicher Abteilungen nördlich der Stadt scheiterten. Zwischen dem Douchoulsterwald und der Ys belegte der Gegner unsere Kampfzone mit einzelnen starken Feuerwellen. Englische Infanterie, hinter Trommelfeuer von Rauchgranaten vorgehend, griff nördlich der Bahn Boesinghe-Staden an; in unserer Abwehrwirkung brachen die Sturmwellen zusammen.

Heeresgruppe Deutscher Kronprinz. Am Chemin-des-Dames führten starke französische Kräfte nach heftiger Artillerievorbereitung zweimal bei Bray an. Von unserem Feuer, an einzelnen Stellen durch Gegenstoß unserer Grabenbesatzung gestoppt, mußte der Feind zurückweichen; er hatte schwere Verluste und ließ Gefangene in unserer Hand. Bei den anderen Armeen nur stellenweise auslebende Gefechtsaktivität. Seit dem 22. Oktober verloren die Gegner durch Luftkampf und Abwehrfeuer 48 Flugzeuge, davon drei im Heimatgebiet. Leutnant Müller schoß den 30. und 31. Gegner, Leutnant v. Bülow den 22. und 23. feindlichen Flieger ab.

Ostlicher Kriegsschauplatz. Keine Ereignisse von Bedeutung.

Mazedonische Front. Im Süden von Monastir, im Cernabogen und vom Bardar bis zum Doiransee bekämpften sich die Artillerien lebhaft.

Italienische Front.

Der durch die Erfolge beflügelte Angriffsgeist der deutschen und österreichisch-ungarischen Divisionen der Armee des Generals der Infanterie Otto v. Below hat die ganze italienische Isonzofront zum Zusammensturz gebracht. Die geschlagene zweite italienische Armee ist im Zurückfliehen gegen den Tagliamento. Die dritte italienische Armee hat sich dem Angriff auf ihre Stellungen von der Bippach bis zum Meere nur kurze Zeit gestellt; sie ist im eiligen Rückzug längs der Adriaflut. Auch nördlich des breiten Durchbruchs ist die italienische Front in Färnten bis zum Blödenpaß ins Wanken gekommen. Feindliche Nachhuten versuchten bisher vergeblich, das ungeflümmte Vorwärtsdrängen der verbündeten Armeen zu hemmen. Deutsche und österreichisch-ungarische Truppen stehen vor Udine, dem bisherigen Großen Hauptquartier der Italiener. Österreichisch-ungarische Divisionen haben Cormons genommen und nähern sich im Küstenstrich der Landesgrenze. Alle Straßen sind von regellos flüchtenden Fahrzeugkolonnen der italienischen Armeen und Bevölkerung bedeckt; die Gefangenen und Beutezahlen sind dauernd im Anwachsen. Heftige Gewitter, verbunden mit schweren Niederschlägen, entluden sich gestern über dem gewaltigen Kampffeld der zwölften Isonzofront.

Der Erste Generalquartiermeister: Ludendorff.

Die Abendberichte.

Wien, 29. Oktober. Amtlich wird verlautbart vom Abend: Der Vormarsch unserer Truppen in der italienischen Ebene ist im günstigen Fortschreiten.

Wien, 29. Oktober. Aus dem Kriegspressequartier wird abends gemeldet: Der Angriff der verbündeten österreichisch-ungarischen und deutschen Kräfte ist auch tagsüber in unaufhaltbarem Fortschritt geblieben und hat den Kampf vom Blödenübergang südlich von Mauten bis zum Meere im weitaus größten Teile auf italienisches Gebiet getragen und damit insbesondere auch der Bevölkerung unserer äußersten färentnerischen und krainerischen Grenzmarken die volle Befreiung von der zeitweise aufgetretenen Fernwirkung der italienischen Waffen gebracht. Der Rückzug der geschlagenen italienischen Heere führt teilweise durch wenig weglames Gebirgsland und steigert die Beute im gleichen Maße wie die Gefangenenzahl.

Berlin, 29. Oktober. Das Wolffsche Büro meldet vom Abend: In einzelnen Abschnitten der flandrischen Front und des Chemin-des-Dames lebhafter Artilleriekampf. Im Osten nichts Wesentliches. In der italienischen Ebene gute Fortschritte.

Der Einzug in Görz.

(Von unserem Kriegsberichterstatter.)

— 29. Oktober.

Die Truppen des sechzehnten Korps, die mehr als ein Jahr den Brückenkopf jenseits des Isonzo gegen unzählige Angriffe behauptet haben, sind heute um 2 Uhr früh in Görz eingezogen. Die Nachhut, die Görz noch zu verteidigen gesucht hatten, wurden in kurzem Gefecht überrannt. Es wurden gleich Anstalten getroffen, den Isonzo zu überschreiten und die alten Stellungen auf der Podgora und bei Slavija in Besitz zu nehmen.

Heute früh wurde auch der San Michele genommen. Fast das ganze Karstplateau ist bereits im Besitz der ersten Isonzoarmee. Der Südflügel der Isonzoarmee erreichte Monfalcone. Die Isonzobrücken konnten die Italiener nicht mehr vernichten.

Die letzte der Isonzoschlachten.

Von unserem Kriegs- und Literaturkritiker.

Vom Kriegspressequartier genehmigt.

28. Oktober 1917.

Man kann die zwölfte Isonzoschlacht, die vor vier Tagen begonnen hat, heute schon füglich die letzte der Isonzoschlachten nennen, denn die Isonzofront, wie sie mit geringen Veränderungen nun durch zweieinhalb Jahren bestanden hat, gehört bereits der Kriegsgeschichte an, in der sie stets ein goldenes Ruhmesblatt unserer Armee bilden wird.

Die Isonzofront ist nicht mehr, die italienischen Isonzoarmeen sind zertrümmert, ihre Reste ziehen eilig gegen Westen ab.

Eine Isonzofront gab es seit den ersten Tagen des Krieges mit Italien, als die Armeen Cadornas durch das von uns geräumte Trient langsam und „methodisch“ gegen den Karst vortasteten. Vor schwachen Landsturmformationen kam damals der Vormarsch der italienischen Armeen zum Stehen. Mit vier Armeekorps schlugen die Italiener dann Anfang Juli die erste der Isonzoschlachten, in welcher der seither historisch gewordene Tagesbefehl ausgegeben worden war: „Morgen ist die Besetzung des Plateaus von Doberdo, die Schlacht wird die Schlacht am Isonzo heißen, in der weiteren Vorrückung ist Trüff zu erreichen“.

Ein ganzes Jahr lang mußten sich die Italiener mühen, ehe ihnen die Besetzung des Doberdoplateaus wirklich gelang, vierzehn Monate lagen sie vor Görz, das seit den ersten Tagen des Krieges ihrem Zugriff offen lag. Erst die sechste Schlacht im August 1916 brachte ihnen Görz und den Besitz des vorgeschobenen Doberdoplateaus. Noch fünf Isonzoschlachten haben die Italiener seither geschlagen, ohne daß sie ihren Besitzstand wesentlich verbessern oder dem Ziele Trüff näher kommen konnten. Immer stärker waren die Angriffsmassen, die sie hier zusammenballten, in den letzten beiden Schlachten waren es fast zwei Drittel der gesamten italienischen Armee, wozu England und Frankreich noch Artillerie und anderes technische Kriegsmaterial lieferten.

Der Schauplatz aller dieser Isonzoschlachten war das südliche Karstplateau gewesen, da das Ziel aller dieser Offensiven immer die Erreichung von Trüff war. Erst in den beiden letzten Schlachten entfalteten die Italiener auch auf dem nördlichen Karstplateau größere Anstrengungen, wo ihnen auch unter großen Opfern die Besetzung des Monte Santo und der Hochfläche von Bainsizza gelang.

Es zeugt für die geniale Anlage unseres Operationsplanes, daß unser Angriff sofort am Oberen Isonzo als der strategisch wichtigsten Stelle der ganzen Front einsetzte. Zwischen Tolmein und Flitsch vorbrechend, traf unser Stoß die gegnerische Aufstellung gerade dort, wo sie den ziemlich scharfen Richtungswechsel nach Süden vollzieht. Hier im Angelpunkt der jüdischen Front wurde die erste Bresche in die feindliche Aufstellung geschlagen.

Nach einem Artilleriesturm von nur wenigen Stunden Dauer, aber von äußerster Intensität, brachen hier unsere Truppen vor, nahmen im ersten Ansturm Flitsch und Saga, überrannten die Bombenstellungen und stiegen vom Flitscher Becken aus gegen die Wände des Monte Canin an, während andere Kräfte sich von Saga südwärts den Steilrücken hinaufarbeiteten. Gleichzeitig gingen andere Abteilungen bei Karfreit und Tolmein vor, und stürmten den nördlichen Teil des Kolovratrücken. Die Italiener auf den Hängen und Felsengipfeln des Arn und Brie sahen sich plötzlich isoliert und umgangen. Automatisch behnte sich die Abbröckelung der Front nach Süden aus. Der Nordteil des nördlichen Karstplateaus wurde dem Gegner entrissen, der Isonzo zwischen Canale und Tolmein überschritten, so daß der Kolovratrücken von der Korada bis zum Monte Matajur in unsere Hand kam. Vergebens suchte sich der Feind am Plateau von Bainsizza zu halten. Das Gelände, das er schrittweise unter unendlichen Blutopfern sich erstritten hatte, wurde ihm im Sturm wieder entrissen. Die beherrschenden Uferhöhen Ruk und Dobice, der vielumstrittene Monte Santo fielen wieder in unsere Hand.

Am dritten Tage dehnten sich die Kämpfe auch bereits auf den Meerabschnitt aus. Die Front wurde von Norden her aufgerollt.

Schon standen jetzt die im Zentrum vorgehenden Truppen jenseits der Grenze auf reichsitalienischem Boden, im Abstieg über die Westabfälle des Kolovrat zum Natifone, im Vormarsch gegen die große venezianische Ebene.

Unsere Defensivfront auf der Karsthochfläche ging zum Angriff über. Unter dem Schutz der Hermannbatterien drangen I. u. I. Bataillone längs der Eisenbahn nach Monfalcone vor, kroatische Infanterie zog in Görz ein, überschritt den Isonzo und setzte sich wieder auf dem Rücken der Podgora fest. Der Monte Fortin, gegenüber dem Monte San Michele in der Ebene gelegen, wurde genommen.

Fluchtartig mußte der Gegner zurückgehen, und den Gewinn zweier Kriegsjahre in wenigen Stunden preisgeben. An eine Vergung des in der Front aufgestapelten Kriegsmaterials war größtenteils nicht zu denken. Ungeheure Mengen fielen so in unsere Hand. Kavernengeschütze, die großkalibrigen in die Stellungen eingebauten Minenwerfer, riesige Munitionsbepots usw. wurden unsere Beute, ebenso die Selbstbahnanlagen, die vom Isonzo auf das Plateau führten, die große Karstwasserleitung, die täglich drei Millionen Liter Wasser für die Truppen lieferte, die Bahndepots in Fogliano, das der Endpunkt der Eisenbahn Monfalcone-Gradisca war, usw.

Die Niederlage der beiden italienischen Isonzoarmeen ist heute bereits eine katastrophale. Der Vormarsch der Verbündeten im Natifoneabschnitt, der bereits über Cividale hinaus gebrochen ist, bedroht auch ihre mit Anwendung aller Mittel moderner Kriegstechnik in den zwei Kriegsjahren erbauten Aufnahmestellungen am unteren Isonzo, in die die geschlagenen Armeen des Herzogs von Aosta nun zurückfluten. Schon zeigt der Rückzug vielfach die Zeichen von Panik,

stellenweise aber suchen sich die Italiener noch unserer Verfolgung zu erwehren. Ihr Widerstand wurde jedoch ausnahmslos gebrochen. Sehr viele der Gefangenen, die aus den ersten Kämpfen eingebracht wurden, tragen auf den Ärmeln ihrer Uniformen die verschlungenen Initialen EV (Vittorio Emanuele), es sind die „arditi“, die „Verwegenen“, ausgesuchte Leute, die als eigene Sturmtruppe zusammengestellt wurden. Jede Kompanie hat ungefähr 20 bis 30 solcher „arditi“ zugewiesen. Diese Sturmtruppe wurden erst in letzter Zeit aufgestellt und sollten bei den Offensivaktionen den Angriff einleiten. Nun hat man sie in erster Linie unserem Ansturm entgegengeworfen.

Wir Kriegsberichterstatter scheuten uns oft, den Leuten daheim zu erzählen, daß die Soldaten am Isonzo trotz aller Kämpfe und Gefahren die Stunde der Offensive ersehnen. Nun zeigen die Taten der Isonzoarmeen, welcher herrlicher Angriffsgedanke in ihnen lebt. Nahezu zwei Drittel des italienischen Heeres sind heute bereits in die Niederlage verwickelt. Der ganze rechte Flügel der italienischen Aufstellung ist zusammengebrochen. Die Rückwirkung dieses Ereignisses muß in kürzester Zeit auch auf den angrenzenden Frontabschnitten in Erscheinung treten.

Die zwölfte Isonzoschlacht ist aber zur Schlacht in Friaul geworden. H. Kerschbaum.

NEUE FREIE PRESSE

Nr.:

TAG: 4. 11. 1917

6513.

Alle frohlocken wir, daß wir es wieder haben. Die Freude gedeiht zwar herzlich schlecht in dieser Zeiten grausamer Not, will aber doch hin und wieder ihren Festtag haben, und wollte man ihr heute, nach all den stolzen Siegeskünden, die Türe weisen, sie stöße zum Fenster herein. Görz, Cormons, Monfalcone, Grado, Cividale, Gemona, Udine, lauter Jubelrufe sind aus diesen Städtenamen geworden. Jeder einzelne erzählt von Taten und Wundern, die alles bisher bekannte Heldentum zu überstrahlen scheinen. Sofort rührt sich auch die Erinnerung, die schnell fertige Künstlerin, und pinxelt uns in Frühlingsfarbenpracht die Veduten und Landschaftsbilder, die zu diesen Namen gehören. Wie ein großer fruchtbarer Garten schwebt das ganze Friaul an uns vorüber, das welsche und das deutsche. Diese Einteilung stammt von den Italienern. Sie selbst haben Udine die Hauptstadt von Welsch-Friaul, Görz die Hauptstadt von Deutsch-Friaul genannt. Udine sieht auch in seiner äußeren Erscheinung viel italienischer aus als Görz. Da steht auf dem Markt ein Rathaus, das eine Verkleinerung des Dogenpalastes sein will. Da sind auch, ganz sinnlos und unvermittelt hingestellt, die beiden Säulen der Piazzetta, der Markuslöwe mit den ausgespannten Flügeln, sogar die Männer, welche die Stunden hämmern, den ehernen Necken auf dem Uhr-turm des Markusplatzes schlawig nachgeäfft. Alle diese weltbekannten Dekorationsstücke sieht man hier versammelt, als gälte es, für ein zweites Venedig die Kulissen zu stellen. Man hat denn auch Udine einen Auszug Venedigs, ein Klein-Venedig genannt, mit Recht und mit Unrecht. Mit Recht wegen dieses etwas kleinlichen, spielerischen Abklatsches, mit Unrecht, weil ja doch zur Begründung des Vergleiches die Hauptsache fehlt: das Wasser. Wo fände man in dieser hellen, freundlichen Provinzstadt die traumversunkenen Kanäle, die dämmerigen Gassen, in den engen Gäßchen die hohen breithäutigen Häuser, von denen jedes eine Schauer-geschichte erlebt zu haben scheint und vielleicht erlebt hat, wo diese ganze verwiterte, freilich von der gnädigsten Sonne beschienene Romantik der Lagunenstadt? Da ragt auch ein altes Kastell, einen breiten Hügelrücken bedeckend, den man auf dem Rialto schon als Berg begrüßen würde, zum mindesten als Monte Maggiore. König Ezel soll diese Burg erbaut haben, angeblich einzig zu dem Zweck, um dann hier aus das Schauspiel des Brandes von Aquileja nach Herzenslust genießen zu können. Späterhin wohnten hier oben die Patriarchen von Aquileja, die vom elften bis zum dreizehnten Jahrhundert stets Deutsche gewesen. Ihre Sprache hatte sich ja schon längst Heimatsrecht erworben auf diesem welschen Boden. Unter Kaiser Otto dem Großen wurde Friaul vom Bayernherzog Heinrich erobert und beherrscht, allwärts am Spigo, Natifone und Tagliamento saßen deutsche Grafen auf ihren Burgen, deren Trümmer da und dort heute noch zu sehen, und wo alle sichtbaren Spuren dieser längst verschollenen Zeit ausgeilgt, vernimmt man einen letzten Nachklang aus den italienischen Ortsnamen. Gemona hieß auf deutsch Glemann, Pordenone Portenau, Spilimbergo gehörte den Herren von Sperchenbergo.

In Görz, der Perle unseres Friauls, macht sich der deutsche Einsehlag natürlich noch rühbare, schon im äußeren Bilde der Stadt und ihrer Umgebung. Zweierlei landschaftliche Temperamente begegnen sich in diesem herrlichen Becken: der Süden ist schon der

hochgebietende Meister, allein der Norden leistet ihm noch Gefolgenschaft, Nordischer Wald krönt die Berge, indes talwärts der Lorbeer neben der Zypresse grünt und von fernher der Spiegel der Adria hereinblitzt. Der Winter ist hier kein seltener Gast und wir erinnern uns eines bitterkalten Morgens. Im immergrünen Stadtgarten froren die Thujen und Drachenhäuserchen, eine Palme stand frostgeschüttelt, krank vor Heimweh nach dem afrikanischen Gestade, und die hohen Zeder n träumten vom fernen Libanon. Doch nach wenigen Stunden war die Sonne Siegerin. Überall saßen nun die Leute im Freien und ließen sich bescheinen. Alle sahen heiter und zufrieden aus, plauderten lebhaft miteinander und doch mit einer Art Gelassenheit, wie es Menschen tun, die ihr Heute mit Sicherheit genießen, vor dem kommenden Tag nicht bangen, sich und die anderen behaglich im Sonnenschein leben zu lassen. So war es wenigstens damals. Jetzt trägt die Stadt eine Märtyrerkrone, und das Herz zieht sich einem zusammen, dankt man an alles Schreck=

liche, was sie erdulden mußte. Wer hätte sich in jenen Friedenszeiten ein solches Schicksal auch nur träumen lassen! Mit ihrem lebensfrohen, halb südlichen, halb nordischen Gesicht ließ die Stadt düstere Gedanken gar nicht aufkommen. Lässig an ihren Kastellhügel gelehnt (goriea, Berglein), hatte sie das Aussehen einer echten Stadt des achtzehnten Jahrhunderts, das man ja für das lustigste aller saecula saeculorum zu halten pflegt, und wer in den schönen, vom Lichte durchfluteten Straßen dahinschlenderte, hätte sich kaum gewundert, wenn aus diesen alten Palästen und stattlichen Bürgerhäusern unversehens Damen im Reifrock und Herren mit Haarbeutel und seidenen Kniehosen hervorgetreten wären. In Gedanken bevölkerte man das Bild mit

berühmten Rokokofiguren. Erzählt nicht der Venezianer Casanova von Görz und seiner lebenswichtigen Gesellschaft, die ihm mancherlei Gutes that, das er mit Spöttereien quittierte? Er, der unwiderstehliche "Charmeur", war freilich nicht der Mann, dem man etwas übel nehmen konnte. Heute würde man ihn einen Hochstapler nennen, in weiten Bogen ihn ausweichen, aber damals im lustigen Jahrhundert war die Sorte sehr gesucht, gerade in der guten Gesellschaft, eigentlich bloß in ihr. Willkommen jeder, der sich auf die Kunst, die Zeit totzuschlagen, verstand, der es in der Wissenschaft der atemlos sich erneuernden Kurzeil zum Meister gebracht hatte. Als man der jugendlichen Amie Antoinette wegen ihres nie gestillten Unterhaltungsdurstes Vorstellungen machte, antwortet sie: "Auch, wenn ihr wüßtet, wie ich mich vor der Langeweile fürchte!" Casanova war einer von jenen, die man gegen dieses senleiehende Gift zuhilfe rief. Nur ein Abenteurer. Dich nicht jeder konnte damals Abenteurer sein, das erforderte glänzende Begabung. Es war noch sozusagen ein Beruf, ein Amt, ein Handwerk mit goldenem Boden. Vor dem richtigen Glücksritter sprangen alle Türen auf. Frau Aventure lächelte ihm hold....

Noch ein anderer Name klingt in der Erinnerung an, wenn man die Stadt am Isenze betritt. Von ihr erzählt auch Lorenzo Daponte, der Mozart den Don Juan, Figaros Hochzeit, Così fan tutte geschrieben hat, auch er einer aus dem venediger Lande, auch er eine Art Aben-

teurer. Seine losen Verse hatten dort den hohen Rat bestimmt, und vor seinem Jörn rettete er sich nach Görz hinüber, das von alters her mit Venedig im regsamsten Verkehr stand. Auf einer sehr belebten Handelsstraße abenteuerete er in die Stadt herein, wo er sich bald als Hausfreund der Coronini, Panthieri, Cobenzl, Attems, Grasslbo, des ganzen Görzer Hochadels aufzuspielen vermochte. In einer kleinen deutschen Herberge war er am ersten Tag abgestiegen, bei einer hübschen Wirtin. Sie trug eine Vinzer Goldhaube, um den Hals seine Venezianer Kettlein. "Ein kleines Nieder schnürte den schlanken, biegsamen Leib, ein Seidenstrumpf verhüllte das zarte Bein, und die wunderbaren Feenfüßchen staken in roten Schuhen." Man sieht, der junge Poet hatte die Farbstifte der Rosalba aus Benedia mitgebracht, um die Rüde der jungen Wirtin auf

dem Papier festzuhalten. Bald entwickelt sich ein kleiner Roman. Man trinkt, man schmaust miteinander, und Daponte erhält dabei aus schönem Munde den ersten deutschen Sprachunterricht, während er ihr sein Italienisch beizubringen sucht. Einmal läßt sie ein Wörterbuch bringen, Deutsch-Italienisch, Italienisch-Deutsch, und Seil' an Seite, Kopf an Kopf schlagen die beiden in dem Buche nach und suchen darin, was sie schon wissen. „Jo t'amo“, blättert die Kleine heraus, und „ich liebe dich“, klaubt er Wort für Wort zusammen. Ist es nicht wunderhübsch, dieses Bärthche zwischen dem Italiener und der Deutschen, bei dem ein Wörterbuch den Kuppelolienst verrichtet?

So heitere Bilder umgarkelten ehemals den fremden Gast bei einer Wanderung durch diese schöne Stadt. Sie folgten ihm sogar nach Castagnavizza hinauf, dem mit Edelkastanien dichtbesetzten Berg in nächster Umgebung, auf dessen Höhe die letzten Bourbonen ihre letzte Ruhestätte gefunden. Görz ist in der neueren Geschichte namentlich auch dadurch bekannt geworden, daß Karl X., das Opfer der Pariser Julirevolution, hier sein Leben beschloß. Er flüchtete sich hierher vor der Cholera, erlag aber gerade dieser Krankheit wenige Tage nach seiner Ankunft. Merkwürdig, daß sich die heiteren Bilder, hervorgerufen durch zwei Venezianer Abenteurer, durch den Gedanken an den toten König nicht verschücheln lassen. Merkwürdig, oder aber: ganz natürlich. Karl X. hieß ja vor seiner Thronbesteigung Graf d'Artois, und dieser Name weckt einen ganzen Jubelchor frühlichster Erinnerungen. Was das lustige Jahrhundert an Lustigkeit hervorbrachte, an Licht und Freude austreute, an Trotz, Uebermut, Verblendung sündigte, dies alles echo aus diesem Namen. Man spricht ihn aus, und alsbald sind alle tollen Geister menschlicher Genußsucht entfesselt. Auch die Grazien, die Watteau malte, schweben herbei, die Amoretten, die unter Bouchers Pinsel entstanden, flattern aus dem Käfig, und Grazien und Amoretten schlingen den Reigen um Faun und Satyr, Himmel und Hölle wirbeln durcheinander im verückten Tanze. Bruder Ludwig, der sechzehnte seines Namens, war König dem Namen nach, aber Graf d'Artois, dieser echte Nachfahr Ludwigs XV., des Königs Cotillon, regierte im Reiche der Freude, er war der wirkliche König von Versailles, dieser Hauptstadt des europäischen Leichtsinns, König der Mode, König des Ballets, König der Opernbälle, König der Wettrennen, König aller nächstlichen Lustbarkeiten, König und Kaiser der großen Liga gegen die Langeweile. Im Trianon wurde „Der Barbier von Sevilla“ aufgeführt und d'Artois gab den Figaro. Er muß ihn gut gespielt haben, obwohl er ihn nicht verstand. Auch er glaubte, Figaro wäre nur eine lustige Person, ein Hanswurst, und ahnte nicht, daß diese lustige Person ein Unglückskind war, der Hanswurst diesmal gekommen war, den Untergang einer Welt anzukündigen. So brach die Sintflut herein, welche die geistreichen Herren mit den roten Abjäten, die schönen Damen mit den hohen Turmfrisuren herbeigejubilert hatten. In einem furchtbaren Gewitter verhallte die Orgie. Nach langjähriger Irrfahrt kehrt er dann als erster Bourbon nach Frankreich zurück und wird bald selbst zum König gekrönt, aber durch seine Schuld, seinen frömmelnden Eigensinn, bricht der Thron abermals zusammen. Nichts gelernt und nichts vergessen! Nun zigeunert er wieder, wie zur Zeit der Emigration, in die Welt hinaus, ein königlicher Abenteurer, ein zweimal von seinem Volke verjagter Fürst, der an den Höfen Europas um eine Zuflucht betteln muß. Inzwischen ist er ein alter Mann geworden, doch jung geblieben in seinem naiven Glauben an die eigene Unfehlbarkeit, blutjung in der Zueversicht, daß ein König niemals irren könne. Todmüde kommt er eines Tages nach Görz, wo er das Schloß Ringas bewohnte, prachtvoll gelegen in einem Hesperidengarten. Angesichts des Todes erwachte in ihm ein letzter Rest des alten Uebermutes; der Versailler Grandseigneur, der Pariser Lebenskünstler, der gut zu leben und mit Anstand zu sterben weiß, reate sich im änkersten Augenblick. Mit

Nr.:

TAG

Fassung vernahm er, wie gefährvoll sein Zustand sei. „Hätte nicht geglaubt, daß die Krankheit so kurzen Prozeß macht,“ sagte er — und starb. Fünf Tage hernach trugen sie ihn den Kastanienberg hinauf ins Kloster von Castagnavizza. . . .

Dort oben bei den Franziskanern liegt auch sein Sohn, der Herzog von Angoulême, der gleichfalls in Görz gestorben, neben ihm seine Gemahlin Therese, eine Tochter der unglücklichen Marie Antoinette. Späterhin folgte ihnen Graf Chambord, der Enkel des Königs, mit seiner Gattin. Die kleine Gruft ist ganz voll, der Tod fände hier kein Plätzchen mehr. Es ist, als ob man den Raum prophetisch ausgezirkelt hätte, daß er genau für die Lezten der Familie ausreichte, just für die Lebensdauer der älteren Bourbonenlinie. Das ganze macht auch den Eindruck des Provisorischen und ist offenbar als solches gedacht. Im königlichen Wappen über der Eingangspforte steht das Wort „Einstweilen“ wie mit unsichtbaren Lettern eingezeichnet. Einstweilen wollte man den alten Herrn hier zu Grabe bringen, einstweilen sollte er mit der bescheidenen Ruhestatt vorlieb nehmen. Sicherlich mußte ja der Tag kommen, wo Frankreich sein Königtum zurückverlangte, das alte Königtum mit der weißen Fahne, mit der Driflamme, aurea flamma, in seinem ungetrübten, wiederaufgefrischten Versailler Glanze, und an diesem Tage würden sie dann aus allen französischen Städten zum Görzer Kastanienberge pilgern, um ihren alten König heimzuholen und seine Asche im Triumph zurückzuführen ins Land seiner Väter. Dieses Einstweilen dauert jedoch schon über achtzig Jahre. Nach dem Vater starb der Sohn, nach dem Sohne der Enkel, und in der Euge der vorläufigen Grabstätte mußten die

Generationen ganz nahe zusammenrücken, um ihr letztes Obdach zu finden. Eine schönere Königsgruft läßt sich aber kaum denken, als die hier oben auf dem Berge mit der prächtigen Rundfront. Alles ist ganz hell angefrischen, zumal im Vorgemach mit einem blendenden Weiß überkleidet, das im Breitscheine der Mittagssonne noch schneidiger wirkt, Blumen und immergrüne Pflanzen stehen umher, und fröhlich und frei strömt von draußen das Licht durch breite Fenster — eine ungemein heitere Antikamera Sr. Majestät des Todes. Wie seltsam aber, daß man nach Görz kommen muß, um sich an jenes Versailles zu erinnern, das der fünfzehnte Ludwig in ein modernes Sodom verwandelt hatte. Noch einmal fliegt der Gedanke von diesem Königsgrab nach jenem Königsschloß, noch einmal gelst uns der Sauf und Braus eines unerhörten Genußlebens ins Ohr, wie wenn plötzlich die Tür eines Ballsaales halb geöffnet würde und ein Schwall von Musik, Gesang und Freudelärm durch den Spalt dränge. Dann verabschieden wir uns von dem Berg und wandern wieder hinab zu der freundlich bewegten Stadt zu unsern Füßen. . . .

Ihr schönes Bild lebt heute leider bloß noch in der Erinnerung, nicht mehr in der Wirklichkeit. Ein Jahr lang haben hier die Italiener als „Befreier“ gehaust, haben in der Tat die Stadt von ihrem Frieden, ihrem Wohlstand, ihrer Schönheit befreit, ihre Bewohner verschleppt, ihre Häuser zusammengeschossen, das vielhundertjährige Werk bürgerlichen Fleißes in einen Schutthaufen verwandelt. Städte aber sterben nicht wie die Menschen. Sie stürzen zusammen und man baut sie wieder auf, sie gehen unter und erblicken zu neuem Glück aus dem eigenen Grab. Auch Görz wird in Bälde seine Auferstehung erleben. Sein altertümliches Gesicht kann es nicht zurückgewinnen, in die neu-geborne Stadt wird man keine leichtfertigen Rokokofiguren hineinbringen können, sie wird nicht mehr aussehen wie eine Stadt des lustigen achtzehnten Säkulums. So werde sie, denn eine Stadt des zwanzigsten Jahrhunderts, dieser ernsteren Zeit.

Der Kaiser auf den Kampffeldern in Triaul.

R.-B. Udine, 5. November.

Das Kaiserpaar ist heute früh an der Südwesfront eingetroffen. Mit dem Kaiserpaar kamen auch Erzherzog Max, dann die Prinzen Felix und Renée von Parma. Im Gefolge des Kaisers befindet sich außer der üblichen militärischen Begleitung auch der Chef des Generalstabes G. d. J. Freiherr v. Arz, im Gefolge der Kaiserin Obersthofmeister Graf Esterhazy und die Hofdame Frau von Kallay. Der Kaiser hat heute in Gradiska, Cormons, Udine, Codroipo am Tagliamento, in Palmanova und Cervignano geweilt. Keine Katastrophe, die je eine Armee ereilt hat, gleicht der der Italiener im Raume Udine—Palmanova und für die Schilderung des Zusammenbruches der italienischen dritten Armee zwischen Codroipo und Latifana fehlt überhaupt jedes Maß.

Der Weg führte den Kaiser auch heute wieder über Monfalcone. Diese Ruinenstätte wurde bereits beschrieben. Der nächste Ort, Ronchi, liegt gleichfalls in Trümmern. Über eine Notbrücke, die unsere braven technischen Truppen in eine der gesprengten permanenten Brücken eingebaut haben, kam der Monarch nach Gradiska. Alle diese Stätten sind von den Italienern wie alle Flußlinien bis weit in venezianisches Gebiet hinein, an das stärkste befestigt worden. Mehrere breite Gürtel von Stacheldraht lassen diese gewaltigen Stellungen als nahezu sturmfrei ansehen. Gradiska ist die letzte Ansiedlung ohne Bevölkerung. Schon in Cormons, in das der Kaiser vormittags einzog, ist fast die ganze Bevölkerung vertrieben. Unter dem feierlichen Geläute aller Kirchenglocken näherten sich die Automobile des Kaisers und seines Gefolges Gradiska. Beim Eingang in die Stadt warteten sich beim Herrscher verschiedene militärische Kommandanten. Auf dem Hauptplatze erwarteten den Monarchen der Statthalter Freiherr von Fries-Skene, Hofrat von Glanz, der Bürgermeister Graf Locatelli, der Pfarrer Welt, Klostergeistliche und die gesamte Bevölkerung. Jubelrufe ohne Ende erschollen, als der Kaiser auf dem Hauptplatze eintraf. Aus der Mitte des Volkes wurden Ansprachen an den Kaiser gehalten. Der Kaiser unterhielt sich mit den Notabilitäten und überreichte dem Bürgermeister, der gleich der gesamten Bevölkerung auch unter der Fremdherrschaft die Anhänglichkeit an das angestammte Kaiserhaus bewahrt und bekundet hat, das Großkreuz des Franz-Josef-Ordens mit der Kriegsdelenation.

Dann wurde die Fahrt nach Udine fortgesetzt. Vor und in Udine stößt man immer wieder auf Zeichen der überstürzten Flucht des Feindes. Nach einigem Verweilen wurde die Fahrt zum Tagliamento fortgesetzt. Je näher man Codroipo kam, desto mehr häuften sich die Zeichen der überstürzten Flucht, um sich schließlich im Raume von Zompicchia—Codroipo—Tagliamento zu einem einfach überwältigenden Bilde zu vereinigen. Drei, stellenweise auch vier Kolonnen von schwerer und schwerster Artillerie, von Kriegsbrüdenequipagen, Lastautokolonnen, Fliegerparks, Schlachtvieherden, müssen dem reißenden Tagliamento zugeschrömt sein. Es ist, als ob diese ganze Masse unter dem Eindruck eines ungeheuren Schrecks zum Stehen gekommen wäre. Was sich an Truppen zwischen Geschützen, Fuhrwerken und Tieren drängte und schol, muß, von wahnwitziger Panik ergriffen, wild herumgeschossen haben. All diese Geschütze, Autos, Wagen stehen auch heute noch auf der Straße oder sind in die Straßengraben gestürzt. Koffer, Telefonapparate, Helme, Zelte und Gewehre, Werkzeugkisten usw. türmen sich zu Bergen. Eine Steigerung dieses Schauspielers erscheint unmöglich und doch wird es mit jedem Schritt, den man gegen den Tagliamento zurücklegt, noch größer und erschütternder. Mühsam bahnt sich der Kaiser den Weg durch dieses Wirrsal. Er stand am Tagliamento. Noch am Morgen wurde hinüber und herüber geschossen, noch liegen auf der gesprengten Brücke die Leichen der letzten Italiener, die vor wenigen Stunden das andere Ufer aufgesucht hatten. Unter dem Donner der Geschütze überschreitet der Kaiser den Tagliamento. Der Kaiser nahm lange Zeit dieses eindrucksvolle Bild in sich auf. Am Tagliamento und in den östlich davon gelegenen Ortschaften empfing er auch die Meldungen mehrerer höherer Kommandanten über den Gang der Operationen.

Am Nachmittag fuhr der Kaiser nach Palmanova. Es war schon dunkel, als das Automobil durch das uralte Festungstor ratterte. Palmanova scheint zum guten Teil einer Feuersbrunst zum Opfer gefallen zu sein, die von den Bränden ihres Ausgang genommen hat, die die Italiener in ihren Magazinen gelegt haben. Hier ist ihnen das Vernichtungswerk nicht vollkommen gelungen. So ist eine Fesdbahnstation bei Palmanova fast unverfehrt. Zahllose Wagen und Lokomotiven stehen unverfehrt auf den Geleisen. Die Magazine und Rampen sind intakt. Die Stadt hat aber den mißlungenen Vernichtungsversuch büßen müssen. Noch loderten in einigen Häusern die Flammen, als der Kaiser durch Palmanova fuhr.

Auf der Rückreise wurde auch Cervignano berührt, das einstige Hauptquartier des Herzogs von Aosta. Er hat es schon lange vor unserer Offensive verlassen, als eines unserer weittragenden schwersten Geschütze den Ort unter Feuer nahm. Erstenslicherweise ist der dadurch verursachte Schaden, nicht zuletzt dank der Präzision dieser Geschütze, auf den als Ziel gewählten Raum beschränkt geblieben.

Der Kaiser fuhr dann über Monfalcone nach Triest, wo genächtigt wurde.

Der Kampf um Jerusalem.

Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ veröffentlicht einen Rückblick auf die militärischen Ereignisse der Palästina-Front. Darin wird von dem Auftreten starker englischer und kanadischer Streitkräfte, sowie eines Geschwaders von 27 englischen Schiffen im Oktober gesprochen, die eine Bedrohung des östlichen türkischen Flügels bei Chermel Saive bildeten. Eine vorgeschobene Stellung südlich Jersaba wurde von den Türken unter starkem, umfassendem Druck zweier feindlicher Divisionen am 30. Oktober geräumt.

Schon zwei Tage später hatte sich der Gegner dann zum Angriff auf die Hauptstellung gruppiert, aber obwohl der Kampf um Jersaba gezeigt hatte, daß eine Umfassung zum Ziele führen müsse, setzte er seinen Hauptangriff nicht gegen den linken offenen Flügel, sondern gegen den Wägnitz von Gaza an. Den Anlaß hiezu bot die Möglichkeit, gegen diesen Flügel seine Flotte, die in Höhe von Asalon auftrat, einsetzen zu können. Allerdings griff sie am 2. November noch nicht ein, sondern beschränkte sich darauf, Gaza mit einigen Monitoren unter Feuer zu nehmen. Inzwischen wurde der Angriff nach starker Artillerievorbereitung unter Benützung von Gasgranaten und Tanks sehr energisch durchgeführt. Trotz alledem scheiterte er an der unbewährten Tapferkeit der Osmanen, die mit Ausnahme eines vorpringenden Stellungsteiles die ganze Front halten konnten. Tags darauf setzte die Artillerietätigkeit von neuem ein, und diesmal beteiligten sich auch die feindlichen Kreuzer an dem Artillerieduell, das die Landbatterien wirkungsvoll entwiderten. Mehrere Tage wogte der Kampf in großer Heftigkeit unentschieden hin und her, bis es der Flankenwirkung der englischen Kriegsschiffe gelang, den rechten Flügel schwer zu erschüttern. Infolgedessen entschloß sich die türkische Führung, diesen Stellungsabschnitt zu räumen, und nahm am 12. die Truppen aus dem Wirkungsbereich der Schiffgeschütze in den Raum nördlich Gaza zurück.

Schon tags darauf entwickelte sich der Kampf wieder, dauernd unterstützt durch das schwere Feuer der Flotte. Wenn auch dieser durch das unerwartete Auftreten deutscher U-Boote durch die Versenkung eines kleinen Kreuzers und eines Monitors ein schmerzlicher Verlust bereitet wurde, so blieb die moralische Rückwirkung der dauernden Flankenbedrohung im Verein mit den schweren Verlusten, welche die Schiffgeschütze den türkischen Divisionen des rechten Flügels dauernd bereiteten, doch so groß, daß die Führung schon am 13. längs der Küste abermals ein Zurückgehen anordnen mußte, eine Bewegung, der sich der linke Flügel in sehr viel langsamerem Tempo anschloß, weil dort die türkischen Divisionen, obgleich die Engländer auch hier sehr energisch angriffen, dem Druck standhalten konnten. Am 13. abends sahen wir den rechten Flügel unserer Verbündeten im Rückzug auf Wadi Suran südlich Jassa, aber erst nördlich dieses Ortes machte er wieder Front und steht jetzt etwa in der Linie nördlich Jassa—Lydda—Chalida und von dort über Tefu mit dem linken Flügel zurückgebogen bis zum Toten Meer. So bedt die osmanische Armee zurzeit Jerusalem, diesen Ort nach Südwesten in weitem Bogen umspannend.

Wenn hiernach auch dank der dauernden, sich schwer fühlbar machenden Einwirkung der englischen Flotte auf dem rechten Flügel unsere Verbündeten ihre Front um ein beträchtliches Stück zurückverlegen mußten, so kann von einem nennenswerten Erfolg der Engländer, bisher noch keineswegs die Rede sein. Dies ergibt sich allein schon aus der von ihnen selbst am 14. November bekanntgegebenen Gefangenenzahl, die an diesem Tage nicht mehr als 1500 Mann mit 20 Maschinengewehren und vier Geschützen betrug. Trotz alledem ist die Lage keineswegs sehr optimistisch zu betrachten. Da indes nach wie vor die Bedrohung des Flügels durch die Flotte bestehen bleibt und die Engländer zahlenmäßig ganz bedeutend überlegen sind, so scheint es nicht ausgeschlossen, daß die rückwärtige Bewegung noch immer nicht endgültig zum Stehen gekommen ist. Ein Blick auf die Karte zeigt, daß Truppen, die sich in dem öden Bergland vorwärts Jerusalem hartnäckig halten wollen, nahezu aller rückwärtigen Verbindungen beraubt sein würden, denn von dort aus steht ihnen nur die Höhenstraße über Tell Murr auf Sichem zur Verfügung, die erst dort Anschluß an die Bahn findet.

Die einzige Bahnverbindung von Jerusalem, die Stichbahn nach Chalida, ist nicht mehr der Einwirkung des Feindes entzogen. Ob es bei diesen mangelhaften Verkehrswegen möglich sein wird, der trotz aller Angriffe sich standhaft wehrenden türkischen Armee rechtzeitig Reserven auf den langen rückwärtigen Bahn-

verbindungen zuzuführen, erscheint zweifelhaft; denn deren Zahl könnte überdies äußerst gering sein, da auch der gesamte Nachschub auf die eine Bahn und die wenigen Straßen angewiesen ist. Jedenfalls aber liegt das Aufgeben Jerusalems im Bereich der Möglichkeit, gewiß ein äußerlich schmerzlicher Verlust in Anbetracht der großen geschichtlichen Vergangenheit der Stadt, die nicht nur für uns Christen, sondern auch für die Mohammedaner ein religiöses Symbol bildet, soll doch an dieser Stelle der Prophet gen Himmel gefahren sein. Während aber diese eithischen Momente für unsere Heeresleitung keinen Grund bilden dürfen, die militärischen Operationen irgendwie zu beeinflussen, so müssen wir andererseits darauf gefaßt sein, daß die Engländer, falls es ihnen gelingen sollte, in die Heilige Stadt einzuziehen, gerade diesen Gesichtspunkt hervorheben werden, um in der ganzen Welt, besonders aber in Amerika, die militärisch völlig bedeutungslose Tatsache der Besetzung Jerusalems als großen Erfolg hinzustellen. Für uns Grund genug, gerade jetzt bereits, ehe es soweit gekommen ist, uns darüber klar zu sein, daß mit der Preisgabe Jerusalems eine militärische Änderung der Lage nicht eingetreten ist.

Die Frage der Kriegserklärung Amerikas
an die Verbündeten Deutschlands.

Einbringung einer Resolution im amerikanischen
Senat.

Washington, 4. Dezember.

Reuter meldet: Eine vom Senat und Re-
präsentantenhaus zu beratende Enghilffung,
welche erklärt, daß zwischen den Vereinigten
Staaten einerseits und Oesterreich-
Ungarn, Bulgarien und der Türkei
andererseits der Kriegszustand besteht,
ist im Senat eingebracht und ohne
weiteres dem Ausschuss für auswärtige
Angelegenheiten überwiesen worden.

**Meldung über Ablehnung der Kriegserklärung
durch Wilson.**

Aus englischen Blättern.

Telegramm unseres Korrespondenten.

Wien, 4. Dezember.

Uebereinstimmenden Meldungen der Korrespondenten des „Manchester Guardian“ und der „Times“ zufolge ist eine Kriegserklärung der Vereinigten Staaten an Deutschland-Ungarn, die Türkei und Bulgarien trotz aller gegenteiligen Meinungen aus der letzten Zeit nicht zu erwarten. Präsident Wilson hat sich

mit den ehemaligen Botschaftern Penfield, Morgenthau und Ellis beraten und ist zu dem Schluß gekommen, daß eine Kriegserklärung der Vereinigten Staaten an die Verbündeten Deutschlands lediglich einen politischen Vorteil für Deutschland bedeuten würde, ohne die Sache der Entente irgendwie wesentlich zu fördern.

Nr. 19142, 5. XII. 1917

Die Frage der amerikanischen Kriegs- erklärung an Oesterreich-Ungarn.

Die Beratung im Senat.

Wien, 5. Dezember.

Dem amerikanischen Senat ist eine Entschließung unterbreitet worden, worin erklärt werden soll, daß der Kriegszustand zwischen den Vereinigten Staaten und den Verbündeten von Deutschland, demnach auch Oesterreich-Ungarn, schon bestehe.

Der Senat hat bisher keine Entscheidung getroffen, sondern die Entschließung dem auswärtigen Ausschusse, der in solchen Fragen einen maßgebenden Einfluß hat, zugewiesen.

Die Entente will durchaus nach so vielen militärischen und diplomatischen Enttäuschungen einen Stimmungserfolg haben. Mehr könnte die bisher vermiedene amerikanische Kriegserklärung an Oesterreich-Ungarn unter den jetzigen Verhältnissen nicht sein. Amerika hat gegenüber Rußland eine Haltung eingenommen, die von der seiner Verbündeten verschieden war. General Johnson ist mit der jetzigen russischen Regierung im Verkehr und hat dem Minister Trotski erklärt, daß die Zeit der Drohungen vorüber sei. Die Entente möchte über diese mildere Auffassung in Washington erschrocken sein und einen Beschluß verlangt haben, der nach außen die nicht vorhandene Einheit kundgeben solle. Der Senator Lodge verlangt die Kriegserklärung an Oesterreich-Ungarn und von ihm dürfte auch die Entschließung ausgehen, über die jetzt im Repräsentantenhause und im Senat beraten werden soll.

Präsident Wilson und die früheren Botschafter Penfield, Morgentau und Elkus sind gegen die Kriegserklärung gewesen, weil sie die Auffassung hatten, daß dieser schroffe Bruch ein Vorteil für Deutschland wäre. Es ist bisher nicht bekannt geworden, daß Präsident Wilson seine Meinung geändert habe, was freilich nicht ausschließt, daß er sich einem Beschlusse beider Häuser fügen würde. Bisher ist jedoch die Frage noch in Beratung und nicht entschieden.

Tagesneuigkeiten.

* **Säferfäkte „Gebirgler“.** In einem Aufruf des Österreichischen Gebirgsvereines an die „Gebirgsvereinsfrauen und Gebirgsvereinsmänner“ liest man folgende anmutige Sätze:

„Biel Feind, viel Ehr!“, singt das alte Landvolk. Lieb, und fürwahr, trotz des furchtbaren Erbes — es war ein Aufjauchen der deutschen Volksseele, als der weltsche Verräter, die personifizierte Treulosigkeit, seinen ehrlosen Handel suchte. Nun haben wir sie beide, alle slavischen Größenwahn und weltsche Hinterlist, auf dem Plane. Möge Gott als Hort des Rechtes unseren Söhnen und Brüdern Schirmer sein! Dann werden unsere todesmutigen Truppen Erlöser unseres deutschen Volkes werden, dessen glorreiche Zukunft schmiedend... Bis dahin halten deutsche Treue und deutsches Heidentum das freche Wesen an der südländischen Grenze in Schach. Wir erst der

Norden unser, dann wartet ihr, Weltschen! Die langgejährtete Rache ist unser! Ein Siegestauf soll es werden — ein furor Pontonicus wie in alter Zeit wird euch Ratterngesäht dorthin zurückschleppen, wo einst schon Österreichs Adler horsteten.

Der „Aufruf“, der zur Zeichnung der Kriegsanleihe einladet, ist von einem Herrn Josef Terzer gezeichnet. Wenn man in ihm den Typus der „Gebirgsvereinsmänner“ sehen soll, tut es einem um die Natur leid, die er hegt und pflegt.

* **Agrarische Kriegshochzeit.** Wie im vierten Jahre des Krieges und des allgemeinen Hungers die Hochzeiten unserer Agrarier ausschauen, darüber erzählt die „Svoboda“ in Kladno: Donnerstag den 22. November fand in Lana die Hochzeit der Tochter des Neustädter Bezirksobmannes Pechner mit dem Kommissär der Kriegs-Getreide-Verkehrsankalt Karl Koula, dem bekannten Agrarier in Ponitz, statt. Die Vorbereitungen zu der Hochzeit erinnern noch an die goldenen Zeiten des Königs Hofes. Das Hochzeitsmahl war in drei großen anstehenden Räumen angerichtet und an der Tafel nahmen fünfzig Personen teil. Von Montag an wurde bei der Braut in Lana und beim Bräutigam in Ponitz ohne Unterbrechung bis Donnerstag gelocht, gebacken und gebraten und für diese große Arbeit wurden vier erprobte Köchinnen aufgenommen. Zum Opfer fielen mehrere Stüd Vieh, viel Geflügel und verwendet wurde auch viel Mehl. Die Hochzeit war ein neuer Beweis, daß die agrarischen Güter eine für den Hunger, der durch ganz Europa geht, uneinnehmbare Burg sind. Das „Pravo Vidu“ bemerkt dazu: Was hier die „Svoboda“ mitteilt, ist keine übertriebene Schilderung noch auch ein vereinzelter Fall. So sehen Bauernhochzeiten in Böhmen aus, so geht es auch bei Bauernbegräbnissen zu. Darüber erzählten auf dem Lande die armen Leute ganze Chroniken und in Prag wissen wir wenigstens so viel, daß hier einige französische und englische Köche eine herrliche Existenz haben, indem sie von Zeit zu Zeit ausgewählte und prächtige Gastmähler auf den Gütern in Mittelsböhmen anrichten.

TAGESPOST (Graz) (Morgenblatt)

Nr.: 348

TAG: 19.12.1917, 3f.

Die drei Beutezonen.

Eindrücke und Informationen von einer italienischen Frontreise.

Was die Kriegsbeute betrifft, so kann man für jene Armeen, welche von der julischen Front nach Westen vorrückten, drei Beutezonen unterscheiden: die erste Zone, die des früheren Kampfgebietes, die westlich etwa bis zum Sponzo reicht; die zweite Zone, die des früheren italienischen Stappenbereiches, etwa vom Sponzo bis zum Tagliamento, und die dritte Zone, zwischen Tagliamento und Piave.

In der ersten Zone besteht die Beute hauptsächlich in dem Material, das zum Ausbau und zur Verteidigung der Stellungen verwendet wurde. Es gab dort auch zahlreiche Magazine und Depots, aber doch kleineren Umfangs, die den Verpflegungsbedarf der Truppen für etwa eine Woche und überdies Monturen und Wäsche bargen. Diese Vorräte wurden durch die durchziehenden Truppen und die nachrückenden Aufräumungsdetachements aufgebraucht. Wichtiger sind in dieser Zone die ungeheuren Werte, die noch in den Stellungen liegen und langsam geborgen werden. Hier liegt schon ein ziemlicher Teil der artilleristischen Beute. Die Minenwerfer wurden von uns direkt verwendet, die Geschütze zum Teil direkt verwendet, zum Teil ins Hinterland gebracht, zu Zwecken der Instruktion, Umkonstruktion oder Metallgewinnung. Material liefern insbesondere die Hülsen und Gewehrpatronen (Messing) und die Hülsen der Geschützpatronen (Kupfer), die oft bis zu 10 Kilogramm schwer sind. In der Gegend von Grado allein wurden aus Patronenhülsen 26 Tonnen Messing im Werte von 200.000 K. gewonnen. Aus den Geschossen der ganz schweren englischen und italienischen Batterien kann man den Stahl und den Sprengstoff (Trotzoll) gewinnen, viele Tonnen ganz neuen rauchschwachen Pulvers wurden gefunden, die auf unser Pulver umgewandelt werden können.

Auffallend ist die kolossale Verschwendung, die sich die Italiener bei der Verwendung von Metallen geleistet haben. Viele Bestandteile der Geschütze sind ganz unnötigerweise aus Kupfer oder Bronze gemacht. Bei der Anlage der Hindernisse wurde mit Stacheldraht und sonstigen Eisenmaterialien recht gespart. Schwachstrom- und Starkstromleitungen sind noch alle aus Kupfer, große Draht- und Kabelnetze, die bedeutende Werte repräsentieren und uns sehr zugute kommen. Steinbohrzeuge, Benzinmotoren, Elektromotoren finden sich vor. In der Soldatenstadt Ballone befinden sich neben den Baracken auch Holz- und Zementvorräte, manche Baracken sind zerlegbar. Ungeheure Quantitäten von Wäsche, Monturen und Decken liegen auch in dieser ersten Zone noch herum. Zur Vergung sind hier wie weiter vorne große Detachements, ganze Marschbataillone, oft unter Führung von Generalstabs-offizieren bestimmt, dennoch macht die Vergung große Schwierigkeiten; namentlich sieht man nicht, wie man es zustande bringen soll, alle die gebrauchten Textilwaren, die überall herumliegen, zur Verwertung rasch ins Hinterland zu bringen.

Die zweite Zone ist diejenige der großen Magazine, Depots und Parks, sowie die der Beuteselber vor den Tagliamentobrücken. Das größte Verpflegungs- und Monturenmagazin war das von San Giovanni di Manzano. Es flog am 4. November in die Luft, zu einer Zeit, als es schon in unserem Besitze war, offenbar infolge von Brandlegung. Die Explosionen dauerten zwei Tage, in Cormons glaubte man an ein Erdbeben. Trotzdem kann man noch an den vorhandenen Resten erkennen, wie enorm die Vorräte dort waren. Noch immer gibt es dort gegen 1000 Waggons Heu, viele Wagen mit Konserven und viel anderes. Das eigentliche Zentrum des Verpflegswesens war Udine, wo Waren im Werte von vielen Millionen erbeutet wurden. Um dieses Zentrum gruppierten sich

außer San Giovanni di Manzano noch viele andere große Depots, in Cormons, Capriva, Rizano, Palmanova. In Villanova war ein ungeheurer Cappelwerk, wo man große Mengen von Lokomotiven und Waggonen, hauptsächlich von Eisenbahnen, erbeutete. Auch fand man im Bereiche einer einzigen Armee über 100 zerstörte Flugapparate und über 150 brauchbare Motoren. Auch in San Giovanni gab es viel Eisenbahn- und Telegraphenmaterial. Rund um Cormons gab es 20 bis 30 große Spitäler, die überfüllt waren mit solchem Sanitätsmaterial, das bei uns schon lange nicht mehr vorhanden ist und durch Surrogate ersetzt werden muß. Es ließe sich noch vieles aufzählen, aber es genügt, um zu zeigen, daß diese zweite Zone mit ihren zahlreichen wohlgefüllten und wohlgeordneten Depots vielleicht den größten, jedenfalls den raschest verwendbaren Teil der Beute lieferte.

In der dritten Zone, westlich des Tagliamento, sind die Depots spärlicher und mehr dezentralisiert. Auch hatten hier die Italiener die Möglichkeit eines geordneten Rückzuges, sie konnten die Vorräte der Depots teils mitnehmen, teils sie der Bevölkerung überlassen. Hier fand man wenigstens ärztliches Gut und ging früher daran, die Vorräte der verlassenen privaten Geschäfte in Magazinen zusammenzuliegen und Requisitionen vorzunehmen.

Das italienische Gebiet war schon hart in Anspruch genommen worden, bevor unsere Truppen dort einzogen, erst durch die flüchtigen italienischen Soldaten, dann durch die Bauern, die zu Plünderungen in die Stadt zogen. Und doch war alles noch in reicher Fülle vorhanden. Nicht nur die Armee war überreichlich ausgerüstet, sondern auch die Bevölkerung litt sichtlich keine Not. Es bestand nur ein sehr empfindlicher Mangel an Salz, ferner an Zucker und Rauchmaterialien, sowie selbstverständlich an Kohle. Aber sonst war alles da. Das rief bei unseren Truppen ein

gewisses Staunen hervor und eine gewisse Skepsis gegenüber den bekannten Nachrichten über Hungerrevolten in den oberitalienischen Städten; man wollte schon fast nicht mehr an die Wirkung des U-Blockades glauben. Indes sind diese Schlüsse ein bißchen voreilig. Die venetischen Provinzen sind von Natur aus sehr ressourcenreich, und sie dürften im Krieg die Tendenz gehabt haben, die jetzt so allgemein ist, ihre Schätze für sich zu behalten und möglichst wenig davon an andere ärmere Gegenden abzugeben. Diese Tendenz ist durch die italienische Armeeverwaltung jedenfalls unterstützt worden, nicht nur um die Bevölkerung unmittelbar hinter der Front in guter Laune zu erhalten, sondern um sich selbst Reserven zu sichern in der Etappe, was sowohl für die Verteidigung als namentlich für den Fall der Ausführung der so lange geplanten weitreichenden Offensivpläne von Wichtigkeit war. Auch ist nicht zu vergessen, daß viel aufgestapelte und aufgespeicherte Ware, daß alle Wucherbörse durch unsere Truppen an das Tageslicht kamen. Würden die Behörden in irgend einem Lande so tief in die Wirtschaft hineinleuchten, wie es der eindringende Feind tut, so würde manche Gegend, in der jetzt Mangel herrscht, nicht gar so schlecht versorgt erscheinen. Und daß auch in Friaul gewuchert wurde, das ist zum Beispiel durch die Vorfälle in Palmanova außer allen Zweifel gestellt worden. Es fiel unseren Kommanden dort auf, daß so viele Privathäuser verbrannt waren, während die öffentlichen Magazine ganz unversehrt waren. Sie gingen der Sache nach und es stellte sich heraus, daß die italienischen Soldaten bei ihrem Rückzug die Häuser der Händler und Kleinverleiher angezündet hatten, um sich für die wucherische Ausbeutung zu rächen, deren Objekt sie so lange gewesen waren.

Die amtlichen Kriegsberichte.

Bericht des österreichisch-ungarischen Generalstabes.

Amlich wird verlautbart: 19. Dezember.

Oestlicher Kriegsschauplatz. Waffenstillstand.

Italienischer Kriegsschauplatz. Oestlich der Brenta haben die Truppen der k. u. k. vierten Infanteriedivision und das k. u. k. Infanterieregiment Nr. 7 unter erfolgreicher Mitwirkung der Artillerie trotz ungünstiger Witterung die feindlichen Stellungen bei Ost di Lepre sowie den Monte Asolone gestürmt und bei der Abwehr feindlicher Gegenangriffe den Erfolg auf dem Monte Asolone noch erweitert. 48 Offiziere und mehr als 2000 Mann wurden gefangen eingebracht. Oestlich des Monte Solarolo wiesen deutsche Truppen neuerlich feindliche Angriffe ab.

Der Chef des Generalstabes.